Sechsundsechzig.

„Sechsundsechzig.“

Roman

von

Karl August Mayer.

Deutschland ist in den Sattel gesetzt und kann nun reiten.

Bismarck.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Bernhard Schlicke.
1873.

Inhalt des zweiten Bandes.

Der wunde Mann.

Sechstes Kapitel.

1.

Während so die drei Heere, sich die Hände reichend, in Böhmen vordrangen, lag unser Freund Engel, zweier Finger beraubt, in Langensalza — außer Stande, an den Siegen der Mainarmee sich weiter zu betheiligen. Von den zahlreichen Opfern, die der Kampf mit den Hannoveranern gekostet hatte, war ein sehr erheblicher Theil dem genannten Städtchen zugefallen. Man hatte deshalb, außer dem Garnisonslazareth, noch verschiedene Schul- und Fabrikgebäude, sowie einige Wirthschaften mit ihren Tanzlocalen und Kegelbahnen, zur gemischten Pflege von Freund und Feind eingerichtet. Ein gleichfalls in Anspruch genommenes Kaffeehaus besaß einen für den betreffenden Zweck wohlgeeigneten Theatersaal im Garten, einen hohen, leichtaufgeführten, luftigen Bau. Hier, wo sonst Wandertruppen den Langensalzaern bei einem Glase Bier ihre Scherze

vorzutragen pflegten, sah man jetzt Reihen von Betten aufgestellt, und auf einem derselben, am offenen Fenster, lag Engel und dictirte dem Feldwebel Lautermilch einen Brief an die junge Strohwittwe in Potsdam. Lautermilch war kein großer Scribent und lebte besonders mit der Orthographie in beständigem Hader. Jetzt saß er mit tiefeingetauchter, klecksdrohender Gänsefeder in der Hand, ein Brett auf dem Schooße, dicke Schweißtropfen auf der Stirn, und starrte nach Engels Munde, als sollte er ihm die richtigen Buchstaben aus den Zähnen reißen. Von Zeit zu Zeit ließ sich der Weinhändler den Brief reichen. Als Probe der Leistungen Lautermilchs gebe ich die Ueberschrift:

Meune Lübe söhle,

„Aber es heißt ja: Meine liebe Seele!“ warf Engel ein.

„„Ich wollte es recht fein machen.““

„Und warum schreiben Sie liebe groß und Seele klein?“

„„Das liebe habe ich groß geschrieben, weil's die Hauptsache ist, und Seele klein, weil mir das große S entfallen ist.““

„Und warum machen Sie ein Komma hinter Seele?“

„„Komma? Ja so, Komma oder Beistrich! Veit Dickschnabel, der neben mir in der Schule saß, fragte den Schulmeister — es war noch einer von den alten — wo man den Beistrich setze. Da sagte der Schulmeister: Hier und da einen. Deshalb hab' ich nach Meine liebe Seele das Schwänzchen gemacht.,""

Der Leser kann sich leicht denken, unter welchen großen Mühen der Brief zu Stande kam, und wie dem federfertigen Engel dabei zu Muthe war. Er hatte gleich am Tage nach dem Gefechte ein Telegramm abgesendet und seine Wunde als gefahrlos bezeichnet. „Dennoch," schrieb Minna umgehend, „würde ich zu Dir geeilt sein, wenn Vater nicht darauf bestände, selber mit Röschen zu kommen. Bei dem Zustande, in dem ich mich befinde, soll ich nach dem Machtgebot des Doctors jede Aufregung und mithin auch diese Reise vermeiden. Es ist nur schlimm, daß ich mehr Aufregung vom Bleiben als vom Gehen habe."

In seiner Antwort beschwor sie nun der Gatte, in Potsdam auszuharren. Das süße Geheimniß, auf das Minnas Brief deutete, wagte er vor Lautermilch nicht zu berühren.

Mit dem Briefe Engels ging auch einer Franzens ab, der hier Platz finden mag:

„Liebe Mutter in Hannover, ich schreibe dies „in der Nacht auf dem Boden bei einer alten La= „terne. Herr Engel hat sich müssen zwei zerschossene „Finger abschneiden lassen; mir ist bloß eine Kugel „durch den Bauch der Trommel gefahren, auf der „ich in der Schlacht Musik machte. Herr Engel „sagt, daß es sich schicke, daß ich euch schreibe; aber „ich weiß nicht, wo ich anfangen soll, weil es so „viel ist. Es wird Dir, liebe Mutter, Thränen ge= „kostet haben, daß ich's nicht mehr habe aushalten „können; aber der Feldmarschall Georg von Derf= „linger ist auch vom Schneider zum Militär über= „gegangen, und überhaupt sind viele große Männer „ihren Eltern fortgelaufen. Im Fall ich auch Feld= „marschall oder etwas Dergleichen werde, sollst Du „die schönste Haube in Hannover tragen, und alle „meine Schwestern sollen Offiziere heirathen. Jetzt „bin ich freilich erst Hornist und Tambour=Aspi= „rant, wie's der Feldwebel nennt. Für den Augen= „blick helfe ich in den Hospitälern aus, was mir „weniger gefällt; aber es steht fest, daß ich bei dem „Militär bleibe.

„Von meiner Löhnung, liebe Mutter, schicke ich „Dir einen Thaler. Geht dafür auf einen Bier= „keller und trinkt ein Glas auf meine Gesundheit. „Ich habe auch eine Landwehrmütze mit dem Kreuz

„darauf, Uniform und Seitengewehr. Ich brauche „meine Mütze nicht abzunehmen, auch vor dem König „nicht.

„Eben wollte ich Dir noch von der Schlacht „und der großen Beute, die uns durch die Capi- „tulation der Hannoveraner in die Hände gefallen „ist, erzählen; aber der Unteroffizier schickt mich in's „Bett, und morgen in der Frühe geht die Feldpost „ab. So bleibt denn das Beste im Dintenfaß stecken. „Lebt alle wohl!

„Franz Specht,

„Hornist, Sohn und Tambour-Aspirant.

„Nachschrift: Sie sagen, daß Hannover zu Preu- „ßen kommt. Hurrah!"

Einige Tage später finden wir unsern Engel, wie er, am Fenster bei seinem Bette sitzend, sich von Franz die zerschossene Hand verbinden läßt. Dann zündet ihm der treue Knabe eine Manilla Habanna prima non plus ultra an. Kaum hatte unser wunder Mann drei oder vier duftige Wölkchen in die Luft geschickt, als sich ihm eine Hand in einem Handschuh aus schwarzer Baumwolle auf die Schulter legte. Es war Dünnbier, der alte Prediger aus Potsdam, mit dem Exhauptmann Schwarzkopp, der, dem geistlichen Herrn zum Schutz, unentgeltlich mitging.

Dünnbier theilte im Auftrag der Hauptgesellschaft in Berlin Bibeln und neue Testamente in den Hospitälern der Mainarmee aus. Wie freute er sich jetzt, seinen Freund Engel in fortschreitender Genesung, wenn auch noch etwas schmal und bleich, zu treffen, und wie glücklich war Dieser, über das „Muster-Weibchen," wie der Pastor sie nannte, die besten Nachrichten zu erhalten. Schwarzkopp erzählte dann von der Badereise der beiden Genoveven — denn auch Frau Katz führte diesen Namen — nach Kissingen, Engel von seinen Kriegserlebnissen.

Auf Dünnbiers Frage nach den Geistlichen, welche in den Lazarethen beschäftigt seien, nannte ihm der Weinhändler unter Anderen den Licentiaten von Heilbronn, den wir oben im Redekampf mit Hans von Horst gesehen haben. Daß er diesem Zeloten kein Loblied sang, liegt auf der Hand. „„Meinetwegen,"" sagte er, „„soll Einer Feuer von der Kanzel regnen lassen, wenn er nur, wie Sie, als Seelsorger seine Schuldigkeit thut und überall die hülfreiche Hand bietet. Aber dieser Heilbronn plagt und ängstigt die Menschen mehr, als daß er ihnen hilft. Das Herz dreht sich mir im Leibe, wenn ich den blassen Mucker mit dem rückwärts gekämmten Haar und der weißen Halsbinde sehe. Sie, lieber Pastor, wissen doch ein gutes Diner

zu würdigen und haben ein Urtheil über den Wein?""

„Es ist allerdings mein Grundsatz, die Gaben Gottes nicht ganz zu verschmähen."

„„Darum sind Sie auch unser lieber Seelenhirt und Freund, obschon Sie — nehmen Sie mir's nicht übel — zu lang predigen.""

„Das quält Sie doch nicht; Sie kommen ja nicht in die Kirche."

„„Aber trauen mußt' ich mich doch lassen. Und dann bin ich doch durch meine Frau betheiligt. Sie besucht Ihre Predigt und kommt dann gar nicht wieder nach Hause.""

Der Pastor lachte. Engel fuhr fort: „„Dieser Heilbronn kommt mir wie eine Art von Seelenraubvogel vor, der hier gute Weide findet, weil die armen Teufel von Verwundeten ihm stillhalten müssen. Da steigt er denn auf seinen hohen Beinen umher und hackt bald da, bald dort seinen scharfen Schnabel ein. Ich hab' ihn damit von mir abgeschreckt, daß ich erklärte, ich sei ein Mormone.""

„Das werd' ich Ihrer Frau berichten."

„„Da lob' ich mir einen andern geistlichen Herrn, den Vicar Heinze, der seiner Sprache nach irgendwo in Thüringen zu Hause ist. Das scheint mir ein

gottesfürchtiger und zugleich doch milder, liebenswürdiger Mann zu sein, der die Welt mit gesunden, frohen Augen ansieht, und diese Heiterkeit auch auf Andere überträgt. Sehen Sie, da tritt er eben mit Heilbronn in den Garten! Was haben die Herren? Sie gehen hastig vor dem Sterbezelt auf und nieder.''"

„Vor dem Sterbezelt?" frug Schwarzkopp befremdet.

„„Man bringt die Sterbenden aus diesem Saal und den übrigen Räumen — denn das ganze Wirthslokal ist zur Pflege der Verwundeten eingerichtet — in jenes Zelt, um sie dem Anblick der Ueberlebenden zu entziehen.''"

Jetzt hatten sich die beiden Geistlichen dem Fenster genähert, so daß man ihr Gespräch unterscheiden konnte.

„Sie werden also den Juden nicht zum Tode vorbereiten?" sagte Vicar Heinze zu Heilbronn, „obschon, wenn ich nicht sehr irre, dasselbe orientalische Blut in Ihren Adern fließt, wie in seinen?"

„„Nein, nein! ich habe mir mit dem Menschen viel Mühe gegeben; aber sein Ohr war verschlossen für die Heilsbotschaft. Da es nun mit ihm zu Ende geht, hab' ich ihm weiter Nichts zu sagen.''"

„So werde ich ihm die Sterbestunde erleichtern."

„„Thun Sie das, thun Sie das! Ein Mann, wie Sie, der die drei ökumenischen Symbole nicht für verbindlich erachtet, der namentlich den Satz des athanasischen Glaubensbekenntnisses, worin Christus der Gekreuzigte als die zweite Person unseres Herrn Zebaoth aufgeführt wird, anzuzweifeln sich unterfängt —““

„Schreien Sie doch nicht so! Es sind ja alle Augen auf uns gerichtet.“

„„Ein solcher Mann, sage ich, paßt besser zu verstockten Juden und Heiden, als ich; ein solcher Mann ist, wenn er sich in deren Gesellschaft befindet, unter Seinesgleichen. Die Religion, welche Sie verkünden, mein Herr, ist Nichts als eine fade Moral, eine —““

Heinze ließ ihn nicht ausreden und ging in das Zelt; der Licentiat aber verließ den Garten mit hochmüthig gespreizten Hahnenschritten.

Pastor Dünnbier, der diese Unterredung mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgt hatte, ließ es sich nicht nehmen, Heinze in das Zelt zu folgen. Welche traurigen Bilder boten sich dort seinen Augen dar! Auf einer Strohschütte lagen zwei Hannoveraner: ein Jäger und ein Dragoner, der Eine todt und das Gesicht mit einem Tuche bedeckt; der Andere bewußtlos, wie es schien, und

offenbar dem Ziel seiner Leiden nahe. Ein Madonnenbildchen, das man auf ihn gelegt hatte, stieg mit der keuchenden Brust des Sterbenden auf und nieder. Daneben kniete händeringend seine junge Frau.

Auf dem eisernen Bette daneben krümmte sich ein junger Rheinländer — ein Fünfundzwanziger, wie man an den Achselklappen sah — in heftigen Schmerzen. Eine barmherzige Schwester beugte sich, Gebete sprechend, über ihn, und der arme Bursche, dessen offenes Hemd eine weitklaffende Brustwunde, von der sich der Verband geschoben hatte, sehen ließ, stimmte von Zeit zu Zeit mit gurgelnder Stimme ein. Jetzt trat größere Ruhe ein; die Schwester hielt ihm ein Crucifix entgegen, das der Sterbende wie verzückt anschaute. Sein Auge bekam einen seltsamen Glanz; ein Zucken ging über seinen Körper, der Athem stand und das Leben schwand mit einem langen Seufzer dahin.

Der Vierte in dieser traurigen Gesellschaft war ein Landwehrmann vom zwanzigsten Regiment, dem ein Granatschuß beide Beine zerschmettert hatte. Er fieberte und phantasirte schmerzlos; denn er schwatzte lustiges Zeug von Kirchweih und Tanzen durcheinander.

Daneben lag ein schlesischer Grenadier vom

elften Regiment, der, nachdem er eine Weile stumm und bewegungslos vor sich hingestarrt hatte, die ihn pflegende Diakonissin mit dem Fuße anstieß, da er seiner Zunge nicht mehr mächtig war. Die Schwester wandte sich zu ihm und trocknete ihm den Todesschweiß vom Gesichte. Als sie mit der Hand vor seinen Mund kam, küßte er dankbar die liebe Hand, die ihn Tag und Nacht treulich gewartet hatte, und wie sie ihm die Decke heraufzog, faßte er mit seiner in der Irre umherfahrenden Hand ihren Arm und hielt ihn verscheidend. Auf seinem Gesichte stand ein Lächeln. Die Diakonissin drückte ihm sanft die Augen zu und betete.

Dies war der Fünfte. Den Sechsten hatte, wie den Ersten, bereits der Tod hinweggerafft; eine alte Matte lag über ihm gebreitet, so daß nur die gestiefelten und gespornten Füße hervorsahen. Einer der Träger, die mit einer Bahre vor dem Zelte standen, um nach vollzogener Todtenschau die Verstorbenen abzuholen, erzählte nachher dem Potsdamer Pfarrer: der Mann unter der Matte, ein hannöverscher Artillerist von einer Nordsee-Insel, sei erst mehrere Tage nach dem Treffen in einem hohlen Baume gefunden worden. Er habe seine schwere Wunde mit Gras verstopft und sich durch Kauen halbreifer Aehren einige Nahrung verschafft.

„Der wilde Kerl," fuhr der Träger fort, „galt für einen der Tapfersten im Heer. Als ein Pfarrer ihn auf sein Ende vorbereiten wollte, fuhr er ihn mit den rauhen Worten an: „„Ah, Se wöhlt den Kapun för den Himmel fett moken! Sparen Se die Müh'!"" Er war noch trotzig, da ihn der Tod schon bei der Kehle hielt, und trat nach mir, als ich ihm die Stiefel ausziehen wollte, indem er sagte: er wolle gestiefelt und gespornt zum „Düwel" fahren. Da haben wir ihm denn die Stiefel angelassen, obschon sie neu und gut sind."

Neben diesem eisernen Menschen, als der Letzte in der Reihe, lag der Jude. Da er das ganze Gepräge seines Stammes trug, konnte Heinze nicht fehl gehen. Der arme, todwunde Bursche — er hatte einen Schuß durch den Leib — war von großen Schmerzen und vielleicht noch größerer Seelenangst gequält. Er rief und schrie nach dem Rabbi, der anderwärts beschäftigt war. Als nun Heinze auf ihn zutrat und ihn bei der Hand faßte, ging plötzlich ein freundlicher Zug über sein Gesicht. „Wollen Sie mir beistehen, mein guter Herr?" stammelte er.

„„Ja, das will ich, wenn Sie Trost von einem Christen empfangen wollen.""

„O gewiß, gewiß! Ach, wie gut sind Sie!

Möge Gott es Ihnen lohnen! Unser Gott ist ja auch der Ihre, nicht wahr?"

„„Gewiß, mein Freund; es ist nur ein Gott, und der will Dich jetzt in seine Arme nehmen, wie der Vater sein Kind, wenn es müde ist und schlafen will.""

„Aber ich will nicht schlafen, ich lebe noch gern."

„„Gott hat es geboten, und Du mußt gehorchen.""

„Ich will gehorchen, lieber Herr, weil ich muß; aber es fällt mir schwer, zu scheiden. Ich habe daheim ein schönes Geschäft, eine junge, hübsche, liebe Frau und einen Knaben, der noch nicht ein Jahr alt ist."

„„Mein Freund, es werden jetzt große Forderungen an uns Alle gestellt. Ich gehe von hier in ein Hospital, wo der Typhus herrscht. Wenn mich die Seuche ergreift, so muß ich mein Leben auf dem Altar des Vaterlandes niederlegen. Das mußt Du nun auch, und es ist ein besserer Tod, als viele andere. Wir leben in einer großen Zeit; Deutschland will emporsteigen durch Preußen — und Du hast wacker mitgeholfen. Dein Andenken wird hoch gehalten werden in Deiner Familie; Deine Mitbürger werden Dich mit Theilnahme und Achtung nennen.""

„Lieber, lieber Herr, Ihre Worte sind Balsam für mein Herz — obschon die Ehre, die Sie mir versprechen, theuer bezahlt ist. Wenn Sie jemals nach St. Goar an den Rhein kommen, treten Sie ein in das Haus von Simon Herzig, das ist mein alter Vater; dort wohnt auch meine Frau."

„„Ich gehe, wenn ich gesund bleibe, noch dieses Jahr den Rhein hinab, und dann will ich sie besuchen.""

„Ich habe eine Photographie meiner Frau und meines kleinen Knaben in der Hand gehalten, als ich herüber getragen wurde in das Zelt des Todes. Ich halte und sehe sie nicht mehr; es wird so dunkel vor meinen Augen. Geben Sie mir das Bildchen. — So, so, ich danke Ihnen. Ich will es mitnehmen ins Grab."

„„Das soll geschehen, mein Freund.""

„Und wenn ich todt bin, nicht wahr, da sorgen Sie, daß ich auf dem Gottesacker meiner Glaubensgenossen begraben werde? Und meinem Vater geben Sie unverzüglich Nachricht?"

„„Gewiß, lieber Herzig.""

„Dann wird mein alter Vater kommen und auf meinem Grabe beten. Ich sterbe zufrieden, wenn ich das denke."

Er hatte seine Hand auf die Hand des Vicars

gelegt; mit der andern hielt er die Photographie. Die Zunge lallte nur noch: „Simon Herzig — St. Goar," wie wenn er fürchtete, Heinze könne das vergessen — bis er, sich plötzlich auf die Seite werfend, verschied.

Pastor Dünnbier hatte theilnehmend zugesehen und stellte sich jetzt Heinze vor. Sie verließen das Sterbezelt, und der alte Herr sagte, dem jungen Mann die Hand drückend: „Sie sind wirklich dem armen Sohn Abrahams zum Trost gewesen. Von Anwendung der Gnadenmittel unserer Kirche, von einer illuminatio, conversio und contritio konnte ja hier nicht die Rede sein. Christi Blut ist nicht für die Juden geflossen."

„„Ich bin entschieden von dem Gegentheil überzeugt. Unser und ihr Leben ist ja so vielfach durcheinandergeschlungen; sie theilen vollkommen die Culturzustände mit uns, ja sie helfen sogar wesentlich sie fördern.""

„Ah, Sie sind auch einer von den Modernen! Ihre Weise, Gott zu suchen, ist nicht die meine; aber da Sie ihn redlich suchen, will ich Sie willkommen heißen."

2.

Engel, der sich heute kräftiger fühlte, hatte es wagen dürfen, mittlerweile mit Schwarzkopp einen längeren Gang durch den Krankensaal zu machen. Dabei konnte der Exhauptmann bemerken, wie beliebt unser Weinhändler durch seine Menschenfreundlichkeit und Heiterkeit bei den Patienten war; denn Viele riefen ihn an und rühmten ihn seinem Begleiter in der anerkennendsten Weise.

„Wir haben eben so viel Gutes von ihm, als von einem Doctor," sagte ein Koburger Jäger, dem eine hannöversche Husarenklinge das Ohr abgeschlagen hatte; „er hilft uns über die Langeweile und die trüben Gedanken hinweg. Wie war doch Ihre Geschichte mit dem spanischen Jüngling?"

„„Die wiederhole ich nicht,"" erwiderte Engel. „„Ich verlange von meinem Publicum, daß es sich meine Sachen merke.""

„Ich weiß sie noch!" rief ein Freiwilliger aus Naumburg, indem er sich plötzlich in seinem Eifer aufsetzte. Aber in demselben Augenblick stieß er einen lauten Schrei aus, da die bedenkliche Fußwunde, die er hatte, bloßgelegt worden war und

an dem rauhen Laken sich scheuerte. „Karoline, Karoline!“ schrie er in heftigem Schmerz.

Alsbald kam von der andern Seite des Saals ein etwa dreißigjähriges, ungemein stattliches Mädchen, das, wie sich aus ihrer Kleidung ergab, weder barmherzige Schwester noch Diakonissin war, gemessenen Ganges daher.

„Nun, was schreien Sie denn so?“ sagte sie gutmüthig scheltend zu dem Freiwilligen. „Sie sollten doch endlich gelernt haben, sich ruhig zu bewegen. So haben Sie mit ihrer gewöhnlichen Hast die Binde verschoben und unnöthiger Weise sich selber Schmerz, den Kameraden Schreck und mir Arbeit gemacht.“

Darauf verband sie ihm den Fuß mit großer Gewandtheit und brachte ihm noch ein Glas Wein zur Stärkung.

Auf Schwarzkopps Frage gab Engel Aufschluß über das Mädchen. „Sie ist eine wohlhabende Bauerntochter aus dem Halberstädtischen, welche die Krankenpflege gelernt hat und nun unentgeltlich in ebenso anspruchsloser als umsichtiger Weise den Dienst der Wärterin übt. Ihr derbes Wesen gefällt den Soldaten. Sie lassen sich von ihr schelten, wie die Schulbuben. In der Nacht schläft sie auf einer Matratze am Boden, um immer zur Hand zu sein.

Obgleich sie, wie Sie sehen, hübsch und trotz der Anstrengungen jugendlich blühend ist, erlaubt sich doch Keiner ein unehrbares Wort gegen sie; ja, die unsaubern Späße haben überhaupt hier aufgehört, weil — es ist merkwürdig zu sagen — weil sie es verboten hat."

Da der Freiwillige sich jetzt besser fühlte, nahm er zu Aller Freude seine Geschichte wieder auf. „Es war einmal," so begann er, „ein spanischer Jüngling; Derselbe war unter freiem Himmel ohne viel Zucht aufgewachsen und erfreute sich eines gedeihlichen Aussehens, besonders aber eines festen Fleisches. Nachdem ihn der Schneider zurecht gemacht hatte — denn ohne Schneider konnte er nicht bestehen — sah er trotz seiner wilden Natur sehr manierlich aus, und man hoffte, er würde es gut haben in der Welt, zumal da er schmiegsam war und sich in die verschiedensten Lagen wohl zu schicken wußte. Aber wer kann wider Gewalt? Obgleich er Nichts verbrochen hatte, steckte man ihn in's Gefängniß, d. h. man sperrte und zwängte ihn in das Pförtchen eines Glaspalastes, das ihm als einem ziemlich wohlbeleibten jungen Manne viel zu eng war, und würgte ihn so schrecklich, daß er glaubte, elend zu Grunde gehen zu müssen. Um sein Entwischen zu verhindern — denn dazu hatte

er die größte Lust — flocht man eiserne Bande um das Pförtchen und legte einen Mantel von Metall darüber, so daß man glauben konnte, der Eingang zu dem Glaspalaste sei eitel Silber. So saß nun der Arme Monate, ja Jahre lang in entsetzlicher Klemme, ohne andere Nahrung, als Wein mit Zucker, von steter Angst gequält; denn es hausten unzählige Geister in dem Palaste; die stiegen an den Wänden auf und nieder und stießen gegen den spanischen Jüngling, der nicht hinein und nicht hinaus konnte. Endlich, nach langem Harren, sprengte eine zangenbewehrte Riesenfaust die eisernen Bande, und siehe da! mit überlautem Freudenschrei brach der Jüngling hervor und prallte, sich ausdehnend und zum höchsten Sprung sich aufraffend, bis an die Zimmerdecke, von wo er in maßloser Leidenschaft eben so schnell herunter kam und sich auf die Schulter einer jungen Damen stürzte, die natürlich laut schreiend zur Seite wich. Merkwürdiger Weise hatten nun auf einmal alle Kraftäußerungen des Jünglings ein Ende. Er ward gar nicht mehr beachtet, bis ihn ein Knabe vom Boden aufnahm und kaltblütig mit seinem scharfen Taschenmesser in Stücke schnitt, die er dann, eins um das andere, ins Kamin warf, so daß der Jüngling schmählich verbrennen mußte. Dies ist die traurige Geschichte

von dem Spanier — um so trauriger, als die anwesende Gesellschaft, in deren Gegenwart er dies Schicksal erfuhr, in heller Lust umhersaß, ohne das mindeste Mitleid mit ihm zu fühlen."

Schwarzkopp, der weit davon entfernt war, ein Oedipus oder Hans Bendix zu sein, spürte lange vergeblich dem „spanischen Jüngling" nach. „Ein Tänzer oder anderer Luftspringer," murmelte er vor sich hin, „kann es doch nicht sein; denn die werden nicht zerschnitten und verbrannt." Als dann Engel mit dem Zeigefinger der gesunden Hand in die Backe griff und einen lauten Schnalz hören ließ, ging ihm plötzlich ein Licht auf. „O Du alter, dummer Hirnkasten!" rief er und schlug sich an den Kopf. „Man begreift leicht," meinte er dann, „wie gerade ein Champagnerfabrikant auf diese Schnurre kam."

„Da Sie das Räthsel errathen haben" — sagte der Freiwillige, der ein gebildeter Mann war, zu Schwarzkopp — „so brauch' ich Ihnen nicht zu sagen, daß der spanische Jüngling Señor Corcho heißt."

Engel wandelte mit Schwarzkopp weiter. Sie kamen zu zwei Verwundeten, die ihre Bettstellen dicht zusammengerückt hatten und auf einem Brett, das querüber lag, mit alten, abgegriffenen Karten

halb sitzend, halb liegend, spielten. Der Eine hatte die preußische, der Andere die hannöversche Militärmütze auf dem Kopfe.

„Was sind das für braune, wildaussehende Gesellen?" fragte der Exhauptmann den Weinhändler.

„„Sie sollen Ihnen selber Bericht erstatten,"" antwortete Engel. Und zu Dem mit der preußischen Mütze sich wendend, sagte er: „„Guten Tag, Kamerad! Wie geht's? Ist die Kugel da?""

„Ne," erwiderte der Angeredete im Harzer Dialekt, „obschon sie gestern wieder an mir herumgeschnitten haben. Dabei waren sie wieder höchlich verwundert, daß ich kein Geschrei mache. Aber was hilft das Alles? Die Kugel haben sie nicht gefunden, und ich werde sie wohl zeitlebens im Leibe behalten, als Andenken an Langensalza."

„„Erzählen Sie dem Herrn da Ihre Geschichte; Dergleichen hört man nicht alle Tage.""

„Ja," erwiderte der Soldat, „es geht oft kurios zu in der Welt, und es sieht Manches wie Hexerei aus und ist doch keine. Zwischen Neustadt und Ilsenburg macht das kleine Flüßchen Ecker, das vom Brocken kömmt, auf eine Strecke die Grenze zwischen Preußen und Hannover. „Ich wohne auf dem Ecker-Krug in Preußen, Der da eine Pfeife Tabak weiter zu Hasseburg in Hannover. Die Ecker

ist dort so klein, daß im Sommer an manchen Stellen ein Junge durchgeht, ohne sich nur die Hosen aufzuschürzen. Er ist Schäfer auf der hannöverschen Seite, ich auf der preußischen; er läßt seine Schafe drüben, ich hüben weiden, und sie trinken von demselben Wasser. Wir aber setzen uns zusammen bald auf dieser, bald auf jener Seite, wie's eben kommt, rauchen, nachdem wir Beide aus seinem oder meinem Tabaksbeutel gestopft haben, machen ein Spielchen Karten, wenn's schön Wetter ist, und wenn's regnet, so kriechen wir zusammen in eine Hütte, die sich dort der Köhler Jost gebaut hat? Kennen Sie den Köhler Jost?"

„„Ich habe nicht die Ehre,"" sagte Schwarzkopp.

„Wenn's Frühjahr ist," fuhr der Soldat fort, „und der Saft im Holze steht, schneiden wir uns Pfeifen nnd Schalmeien. Die Pfeife geht hoch, und die Schalmei macht den Baß dazu. Wir liegen dann auf dem hohen Ufer über der Ecker und blasen; die Hunde horchen und der Kukuk ruft dazwischen, daß es eine Lust ist. Nicht wahr, Martin?"

Der hannöversche Schäfer, der mehr Pantomimiker als Redner war, nickte beifällig mit dem Kopfe, und der preußische fuhr fort: „Im Harz heißen wir nicht anders, als die zwei Herzbrüder.

Aber einmal hatten wir doch Streit, nämlich, als wir ein und dasselbe Mädchen liebten. Die Lisbeth hielt es bald mit dem Einen von uns, bald mit dem Andern, und führte uns Beide an der Nase herum, um hinter unserm Rücken mit zwei Freiern prahlen zu können. Lange merkten wir ihre Tücke nicht, waren einander gram und weideten nicht mehr zusammen; sogar unsere Hunde sahen sich nicht mehr an. Eines Tages kam Martin ganz finster zu mir und sagte: So halt' ich's nicht mehr aus. Hier sind die Karten; wer die Partie verliert, hat auch die Lisbeth verloren.

„Meinetwegen! sagt' ich. Wir saßen nieder und spielten. Zu rauchen brauchten wir nicht dabei; die Köpfe rauchten uns schon genug. Wenn der Wolf in diesem Augenblick in unsere Herden eingebrochen wäre, es hätte Keiner von uns darnach umgeschaut. Wie ging es nun aber weiter? Ich gewann die Partie und ging zu Lisbeth, um ihr mein Glück zu verkünden, indem ich ihr treuherzig Alles erzählte. Eine Weile schwieg sie und biß sich auf die Lippen. Dann fragte sie: Wie hoch spielt ihr gewöhnlich die Partie? — Drei Pfenninge, wenn wir Geld haben, gab ich ganz arglos zur Antwort. So! — sagte sie, und der helle Zorn flammte ihr über Gesicht und Hals — ich

bin euch nicht mehr werth, als höchstens drei elende Pfenninge! Schert euch Beide zum Teufel, ihr Bettler, ihr Lumpe!"

Bei dieser Stelle brachen die zwei Schäfer in lautes Lachen aus, und Martin, der Hannoveraner, sagte: „„Es war am besten so.""

„Also weideten wir," fuhr der Andere fort, „wiederum in alter Freundschaft zusammen. Da kam der Krieg! Wir wurden Beide als gediente Leute einberufen und bekamen Beide den Schießprügel in die Hand und die Feldmütze auf den Kopf, er mit der Eierdotter-Kokarde, ich mit dem schwarz-weißen Pflaster. Was geschieht? Bei einer Streifwache am Tage vor der Affaire bei Langensalza, tret' ich auf der Höhe bei Henningsleben — oder wie das Nest heißt — aus dem Busch und sehe einen Feind vor mir, der, wie ich, allein war. Ich lege frisch an und will eben losdrücken: da ruft der Feind: Hans! — ich heiße nämlich Hans — Du wirst doch nicht auf mich schießen? — Ne, sag' ich, auf den Martin schieß' ich nimmermehr. Ich hab' Dich nit gleich gekannt in der verfluchten Montur. Und wenn unsere Könige zehnmal mit einander Krieg führen, der Hans schießt den Martin nit; der Hans trinkt Eins mit dem Martin. — Und da haben wir die Schießprügel weggeworfen und ha-

ben uns die Hände gereicht als Freunde und deutsche Brüder, und der Martin hat aus meiner Feldflasche getrunken —"

„„Und der Hans von meiner Wurst gegessen,"" setzte der hannöversche Schäfer hinzu.

„Es war nur schlimm," fuhr der Preuße fort, „daß ich das Maul nicht halten konnte und den Kameraden davon erzählte. Die schalten auf mich, weil ich meine militärische Schuldigkeit nicht gethan und meinen König dem Freund hintenan gesetzt hatte. Das sei ein bitterböser Handel, sagten sie; das könne mir ein Dutzend blaue Bohnen vom Standgericht eintragen. Zum Glück erfuhr es der Hauptmann erst, als wir bei Langensalza im Feuer stunden. Er äußerte Nichts gegen mich, aber zu einem Kameraden von mir sagte er am Abend: „Der Schäfer-Hans hat eine Kugel in der Hüfte sitzen; das ist Strafe genug für ihn. Uebrigens hat er heute seinen Fehler gut gemacht."

„Wie so das?" fragte Schwarzkopp.

„Für den einen Hannoveraner, den ich am Dienstag verschonte," gab Hans zur Antwort, „hab' ich am Mittwoch fünf anderen zur ewigen Seligkeit verholfen."

„Der Schäfer-Martin," sagte Schwarzkopp, „sieht

ganz so aus, als ob er sein Vergehen in gleicher Weise wett gemacht habe."

Dieser streckte schmunzelnd drei Finger aus.

„Auch nicht übel," sagte Schwarzkopp.

Einige Tage später, nachdem der Pastor mit Schwarzkopp abgereist war, saß Engel im Garten, den Mantel über die Hemdärmel geworfen, die kranke Hand in der Schlinge, Shakespeares Othello auf dem Schooß. Das Buch stammte von der letzten Truppe, die in dem Saal gespielt hatte.

Unser Freund, der nur nothgedrungen las, schloß den abgegriffenen Band und sagte: „Viel Mord und Todtschlag bei diesem Shakespeare. Hätte Othello meine Gemüthsart und eine Cigarre wie diese gehabt, er lebte noch mit Desdemona in glücklicher Ehe."

In diesem Augenblick kam Franz gesprungen. „„Herr Engel, Herr Engel, es stehen Leute draußen vor dem Garten, die nach Ihnen fragen. Ich soll es Ihnen nur langsam beibringen. Da ist ein großer, schmaler, alter Herr, der eine dicke silberne Brille trägt, mit einer Glatze, welche glänzt, wie von Porzellan. Er hält den Hut in der Hand und wischt sich den Schweiß ab, indem er mit seinem Tuch rund um den Kopf fährt, wie der Hutmacher mit der Bürste um den Hut.""

„Herr Gott, das ist mein Schwiegervater Katz! Wer ist mit ihm? Wer ist mit ihm?"

„„Ich soll's Ihnen nur langsam beibringen. Wer mit ihm ist? Was geben Sie mir, wenn ich es Ihnen sage?""

„Plagt Dich der Teufel? Ich will doch selber sehen —"

„„Halt! Sie dürfen nicht laufen mit der kranken Hand. Der Doctor will es nicht; ich leid' es nicht!""

„So will ich langsam gehen."

„„Sie werden doch nicht in Hemdärmeln auf die Straße gehen und Frauenzimmer begrüßen.""

„Was für Frauenzimmer? Sprich, verteufelter Junge!"

„„Zwei Staatsdamen, die Eine näher an dreißig.""

„Das ist meine Frau!"

„„Die Andere näher an Zwanzig, mit allerliebsten rothen Bäckchen.""

„Das ist Röschen, ihre Schwester! Geh, hole sie, mein Junge!"

Franz eilte in weiten Sprüngen voran. Zwischen Bank und Gartenthor stürzte Röschen dem Schwager in die Arme, der nur Noth hatte, seine Hand zu schützen. Minna war nicht mehr so leicht

auf den Füßen; aber wenn sie später kam, hielt sie den Gatten um so länger und inniger umschlossen.

„Jetzt genug!" sagte der alte Herr. „Will auch an die Reihe kommen. „Katz und Engel heißt die Firma. Hab's immer gesagt" — setzte er dann, dem Schwiegersohn die Linke schüttelnd, hinzu — „zweierlei Tuch taugt nicht. Zwei Finger verloren durch zweierlei Tuch — invalide für Krieg, aber gottlob noch valide fürs Geschäft."

Da Katz noch einige Geschäftsbesuche in der Umgegend zu machen hatte, wollte er nur einen Tag in Langensalza verweilen und dann mit Röschen, die unterdessen bei Minna bliebe, sich heimwärts wenden, während Diese, die sich jetzt kräftiger als zuvor fühlte, des Gatten Genesung abwartete. Welche bessere Pflegerin ließ sich auf dem ganzen Rund der Erde für ihn finden?

Bei der reichlichen Muße, die ihr blieb, wollte die wackere Frau auch für die übrigen Kranken thätig sein, und Röschen bot sich ihr als Helferin an. Aber Vater Katz legte ein entschiedenes Veto ein wegen möglicher Annexionen durch Offiziere. Er wolle, sagte er, den Aerger, den ihm Genoveva mache, nicht auch bei einer andern Tochter erleben.

Röschens Mädchenstolz wurde hierdurch auf das Empfindlichste verletzt. „Vater," sagte sie, „wenn

ich mich hier unter der Obhut von Schwester und Schwager nützlich machen kann, so verdient dies wohl eher Ermuthigung als Tadel. Was hab' ich bisher in meinem Leben zu Stande gebracht? Klavier geklimpert, Pantoffeln gestickt, ein wenig geschneidert, wenn ein Ballstaat schnell fertig werden sollte. Hier gilt es, den Männern, die für ihr Vaterland geblutet, die helfende Hand zu reichen."

„„O Gott, sie spricht schon von Handreichen!"" fiel Katz ein und kraute sich zornig in den sechs letzten Haaren, die ihm noch im Nacken saßen. „„Unter den tausend Verwundeten, die man, wie ich höre, hier in Langensalza zählt, befinden sich jedenfalls hundert Leutnants — — hundert Leutnants — schauderhafter Gedanke!""

„Und was die Gefahr betrifft, die mein Herz erleiden könnte" — fuhr Röschen fort, indem ihr Gesicht von edlem Zorn flammte — „so weis' ich sie als meiner unwürdig zurück."

Sie machte dabei eine Bewegung mit ihrem Sonnenschirm, als wollte sie die hundert Leutnants, wie eben so viele Mohnköpfe, enthaupten.

„Sie wissen ja doch, mein Vater, daß mich das Geschlecht der Männer völlig gleichgültig läßt, einerlei Tuch, wie zweierlei Tuch. Die eitlen Creaturen behaupten, daß wir armen Mädchen heirathsbegierig

seien. Ich, Rosalia Juliana Dorothea Eleonora Katz von Potsdam werde der Männerwelt beweisen, daß sie in einem großen Irrthum befangen ist. Ich werde mich nie, ich sage nie verheirathen."

„„Amen!"" sagte Papa Katz in ungläubigem Tone.

„Erlauben Sie mir einen Vermittlungsvorschlag, mein Vater," nahm jetzt Engel das Wort. „Es gibt eine Thätigkeit in den Lazarethen, die ich meiner Minna und der Männerfeindin Röschen unbedingt empfehlen kann: die Ueberwachung des Haushalts in den Hospitälern, die Vertheilung und Verwendung des Verbandzeuges und der Lebensmittel. Bei diesem Geschäft haben die Damen nur mit Aerzten, Pfarrern, Johannitern, Pflegern und Pflegerinnen und mit dem Dienstpersonal der Küchen zu schaffen. Die halten Sie ja doch für Leute von einerlei Tuch."

„„Verständig geredet,"" sagte Herr Katz begütigt. „„Gebe Einwilligung zu solcher Verwendung, wenn Gelegenheit sich bietet — aber auf Ihr Risico, Herr Schwiegersohn.""

„Ich werde euch Beide einem trefflichen jungen Geistlichen empfehlen," fügte Engel hinzu, „der euch unter Berücksichtigung eurer Kräfte und Qualitäten beschäftigen wird."

Und nun erzählte er von Heinze und schloß mit der neckischen Bemerkung gegen Röschen: „Er ist zwar unverheirathet; aber meine Schwägerin ist ja schußfest gegen alle Männer.“

„Ich denk' es mir in der That ganz unmöglich,“ sagte Röschen, „daß ich jemals einen Pfarrer heirathe. Brrrr!“

In diesem Augenblicke trat Heinze hinzu — ein kleines Lächeln auf den Lippen, als habe er die letzten Worte vernommen. Röschen wandte sich tieferröthend ab.

„Ein feiner, hübscher, einfach gediegener Mann,“ sagte Minna, als er gegangen war. „Nicht wahr, Röschen?“

„Was kümmert's mich? Ich habe schon bessere Männer gesehen.“

Die beiden Gatten sahen sich bedeutungsvoll an.

„'Nen kahlen Prediger nimmt sie nicht,“ sagte Katz in sicherem Tone. „Hütet sie nur vor den noch viel kahleren Leutnants.“

3.

Das Engelsche Ehepaar baute sich in Langensalza ein Interimsnestchen. Da die öffentlichen Locale überfüllt waren, begnügte man sich mit ein paar netten

Zimmerchen in dem Hinterhause eines Fleischers. Man mußte freilich einen langen, schmalen Hof passiren, in denen nicht selten aufgeschnittene Hämmel und Kälber hingen; daher auch dieser Weg von ihnen die Hammelgasse genannt wurde. War man die schmale, steile Treppe hinauf in die Zimmerchen gelangt, so überkam Einen das Gefühl der Behaglichkeit. Die Kunstwerke, welche die Wände schmückten, wollten zwar wenig bedeuten: Friedrich der Große mit seinen Generalen, daneben rechts die Seufzerbrücke von Venedig und links Luther mit Katharina von Bora; weiterhin Blondin, auf dem Seil über den Niagara tanzend, von den Portraits Hufelands und Klopstocks eingeschlossen. Beide Männer sind Langensalzas Stolz; denn der Verfasser „der Kunst, das menschliche Leben zu verlängern" ist dort geboren, und der Dichter des Messias hat daselbst seine vielbesungene, aber spröde „Fanny" gefunden. Diese Bilder — sämmtlich Steindrücke — hingen so hoch, daß man sie kaum beachtete. Um so weniger gestört war die heitere Wirkung der frischgetünchten Wände, der blüthenweißen Gardinen und der reizenden Blumen, womit gleich am ersten Tage Minna die Fenster geschmückt hatte.

Während die beiden Schwestern, unter Heinzes

Anleitung, einen guten Theil des Tags in den Hospitälern beschäftigt waren, streifte Engel in dem Städtchen umher, dessen Fabrikthätigkeit seine Aufmerksamkeit erregte, oder saß mit Buch und Cigarre in dem Gärtchen des Fleischers an der Salza und ließ von Zeit zu Zeit einen humoristischen Fluch hören „über das verwünschte Faulenzerleben." „Ich werde jeden Tag vornehmer," sagte er zu Minna. „Sieht man mir den nobeln Müssigang nicht an?"

Franz konnte ihm keine Gesellschaft mehr leisten, da er, auf seinen lebhaften Wunsch, zur Main-Armee abgegangen und bei den Zwanzigern als Trommler eingetreten war.

Für Engel war der Abend die beste Zeit, wann Röschen den Theetisch richtete und dann noch einige Partieen Whist — natürlich mit einem Strohmann — gemacht wurden. Um Neun ging dann unser wunder Mann zu Bette.

Aber allmählich kam dies Whist in Abgang, da eine vierte Person, welche nicht spielen konnte oder mochte: der Vicar Heinze, durch die Hammelgasse herauf kam. Zuletzt war er bei der Familie Engel so wohl eingebürgert, daß Röschen nicht leicht ihren Thee kredenzte, bevor nicht dieser Vierte zur Stelle war.

Eines Tages brachte er — vielleicht in Bezug

auf Röschens geringschätzige Aeußerung — die Rede auf seinen Stand. „Wer den Pfarrer als solchen mißfällig betrachtet,“ äußerte er unter Anderem, „der zeigt wenig Verständniß für unsern Beruf, welcher den edelsten gleich steht. Freilich haben wir mit der geistigen Entwicklung der Zeit nicht Schritt gehalten. Rohe Formen, wie sie vielen Geistlichen eigen sind, dienen auch nicht zu unserer Empfehlung, zumal wenn pfäffischer Hochmuth sich ihnen beigesellt; aber es bricht sich doch jetzt eine vielversprechende Richtung Bahn, welche, hoff' ich, den Beweis liefern wird, daß wir stark genug sind, die Bildungselemente der Zeit in uns aufzunehmen. Jedenfalls ist es meine auf Erfahrung gegründete tiefste Ueberzeugung, daß die Pflege der Religion, wie sie uns Pfarrern obliegt, ohne dogmatischen Unterbau stattfinden kann, ja, daß dies dogmatische Wesen, eben weil es in sich todt ist, uns geradezu hemmt, wenn wir durch Lehre eine gesunde Entwicklung des Menschen anstreben.“

„Ich habe,“ fuhr Heinze fort, „zwei Jahre lang für einen dienstuntauglichen Pfarrer die größte Dorfgemeinde der Gegend verwaltet. Mein Vorgänger war ein Zelot, der mir den Seelenacker, den ich pflügen sollte, durchaus verdorben hatte. Da ich das Blut des Lammes nicht als Universal-

mittel verkündete und nicht zerknirscht „das heilige Holz" umklammerte, kam mein Christenthum in übeln Ruf, und ich war wirklich nahe daran, bei den Strengen der Gemeinde in förmlichen Bann zu gerathen, obgleich ich mir niemals einen Angriff auf diese dicken Köpfe erlaubte. Zum Glück gab es auch einsichtigere Leute im Dorfe, Zweifler, die ein religiöses Bedürfniß fühlten und es doch nicht befriedigen konnten. Diese eingetrockneten Dochte erhielten plötzlich durch meine Predigten Oel; es war eine Freude, wie sie zündeten! Zwischen ihnen und den Strengen gab es, wie zwischen allen Parteien, zahlreiche Leute von unbestimmter Haltung. Diese stellten sich nun bei mir ein; ja, sogar die Gleichgültigen und gänzlich Unkirchlichen kamen; ich sah Katholiken und Juden andächtig in den hinteren Bänken sitzen! Warum? Weil ich für Alle Etwas brachte, weil ich meinen Predigten einen allgemeinen menschlichen, einen ethischen Inhalt gab. Die starren Satzungen, die bis dahin in höchster Geltung gestanden hatten, ließ ich unberührt, wie Mumien in ihren Leinwandhüllen — ehemals ehrwürdig und jetzt Staub. Gewisse Dinge können nicht anders getödtet werden, als indem man sie todt schweigt. Wie ging es nun weiter? Die orthodoxen Eiferer thaten bei unserer aufge-

klärten Regierung Schritte, um mich von meinem Posten zu entfernen; der alte, nun seit Kurzem gestorbene Pfarrer unterstützte sie vom Krankenbett aus mit seiner Unterschrift; aber meine Partei, die nun schon die stärkere war, that Einsprache gegen meine Abberufung, und ich blieb. Jetzt richteten jene Zeloten eine besondere Betstunde ein, worin ein milzsüchtiger Weber Vorträge hielt. Ich ließ sie gewähren, insofern sie meine Wirksamkeit in der Gemeinde nicht störten. Bei Taufe, Confirmation, Copulation und Begräbniß, wo sie mich nicht umgehen konnten, behandelte ich sie als Freunde; jede Anmaßung, die wider mein Recht lief, wies ich fest zurück."

„„Das war eine Art von bewaffnetem Frieden,““ schaltete Engel ein.

„So konnte man es nennen. Ein Jahr und darüber dauerte dieser Zustand, bis es mir endlich gelang, sie zu gewinnen, indem ich den Weber gewann. Ich ging nicht zu ihm in sein Haus. Solch ein officieller Pfarrerbesuch bei einem widerspenstigen Gemeindemitglied hat leicht etwas Gehässiges. Ich sah ihn an einem schönen Frühlingsmorgen auf einem Grasfleck vom Pflügen ausruhen und setzte mich zu ihm. Ich bat mir Feuer aus, obwohl ich selber das Prometheus-Büchschen bei mir

führte, und schwatzte mit ihm von dem ausgezeichneten Stande der Felder, der, wie ich vermuthen durfte, etwas Oel zu dem Essig seines Wesens gegossen hatte. Darüber kamen wir auf religiöse Fragen zu sprechen; er hörte Vieles, was ihm gänzlich neu war. Da ich gut wußte, daß er mich in seinen Conventikeln wiederholt einen Gottesleugner genannt hatte, setzte ich ihm auseinander, wie verschieden die Menschen von jeher über Gott gedacht hätten und noch dächten, und wie ich selber an dem Kindesverhältniß des Menschen zu Gott festhielte und glücklich in diesem Glauben sei. Ich verhehlte ihm nicht, daß dieser Ansicht Manches widerspreche; ich ginge aber, sagte ich ihm, über diese Widersprüche hinweg, um nicht in noch größere zu fallen, und beruhigte mich mit dem Gedanken, daß ja auch dem wirklichen Kinde in dem Thun des Vaters Manches befremdlich erscheine, daß gleichwohl das Kind dem Vater volles Vertrauen entgegenbringe. Ich fügte hinzu, daß es einen Hochmuth des Unglaubens, wie des Glaubens, gebe, die ich beide entschieden verwerfen müsse: des Unglaubens, wenn sich nämlich Jemand Viel damit wisse, die Begriffe Gott, Unsterblichkeit, Sünde ꝛc. über Bord geworfen zu haben und „die dummen Teufel, die noch an diesen Dingen hängen," an Klugheit weit

zu übertreffen, ohne etwas Positives, d. h. die Uebung der Menschenliebe im täglichen Leben, für sich aufweisen zu können; des Glaubens, wenn Einer ohne diese Uebung der Menschenliebe darauf poche, daß dies Alles seine Ueberzeugung sei, und daher ein Verdienst beanspruche. Um recht faßlich zu sein, sagte ich ferner zu ihm: Nicht wahr, mein Freund, wenn ein Exempel richtig gerechnet ist, muß die Probe dazu stimmen? — Ja freilich, erwiderte er, wenn die Probe gut gemacht ist, und es stimmt nicht, so ist ein Bock da. — Und was ist denn die Probe unseres Verhältnisses zu Gott? fragte ich weiter, ihn bei der Hand fassend. Ein christliches Leben. Der armselige Jude, der dort mit seinem schweren Pack die Wiese heraufkommt, ist vielleicht ein besserer Christ, als wir Beide. — Der Weber sprang auf und that einen zornigen Schlag mit seiner Peitsche in die Luft. Das wäre des Teufels! schrie er. — Setzen Sie sich, lieber Freund, sagte ich gelassen, und beunruhigen Sie den Teufel nicht. Geben Sie Ihrem Pferde von dem saftigen Klee dort, nach dem es so sehnsüchtig schaut, und ich will Ihnen das erklären.

„Er warf seinem Pferde Klee vor und kehrte dann zu mir zurück auf den Grasfleck. Meine Be-

hauptung von dem Juden erschien dem hartköpfigen Mann wie eine bittere Arzenei, vor der ihm schauderte; aber endlich brachte er sie doch hinunter. War er nicht überzeugt, so war er doch erschüttert; jedenfalls hatte er die Ansicht gewonnen, daß ich es gut meine, daß ich die Wahrheit redlich suche, daß ich ein religiöses Leben fordere, wie er, wenn auch in anderer Weise.

„Von nun an trat er in Verkehr mit mir, wenn anfangs auch nur in verstohlener Weise. Er suchte mich von Zeit zu Zeit, wenn ich allein war, in dem Pfarrgarten auf, der, hinter der Scheune gelegen und von einem dichten Hag umgeben, sich den Blicken der Landleute entzog. Ich gab ihm Schriften, über die ich mir seine Meinung ausbat; er seinerseits theilte mir von seinen Gnadenbüchlein und Tractätchen mit, die ich ruhig, aber entschieden beurtheilte. Bald darauf erkrankte sein einziges Kind schwer; nun betrat ich sein Haus. Er wollte keinen Arzt nehmen. Wenn es in Gottes Rathschluß fest steht, daß mein Kind stirbt, sagte er, wie soll ich dagegen ankommen? — Gleichwohl gebrauchte er Hausmittel. Ich sagte ihm, daß er im Begriffe stehe, eine große Sünde auf sich zu laden, und daß er nicht wie ein Christ, sondern wie ein in Geistesträgheit versunkener Türke handle. Das

wirkte. Der Arzt wurde noch zur rechten Zeit gerufen, um das Kind vom Tode zu retten. Jetzt war mein Sieg über den Weber entschieden; mit ihm hatte ich aber den widerstrebenden Rest der Gemeinde erobert, und sie wird mich in den nächsten Tagen fast einstimmig zu ihrem Pfarrer wählen."

„„Auf dem Dorfe,"" sagte Minna, „„bildet sich der Pfarrer wohl leichter einen Wirkungskreis, als in der Stadt?""

„Allerdings," erwiderte Heinze. „Der Geistliche ist der Gemeinde an Bildung überlegen, und Bildung ist eine Kraft. Der Bauer sieht das Wort des Predigers so genau nicht an, wenn er nur religiöse Wärme und sittliche Strenge findet. Aber auch in der Stadt kann der Reformprediger Boden finden; nur muß er begabt und bedeutend sein und auch äußerlich einem gebildeten Menschen gleichsehen; denn hier gibt es eine scharfe Kritik zu überwinden. Man wird die Städter nicht eher kirchlich machen, bevor man nicht die Pfarrstellen besser dotirt, damit sich die Talente zur Kanzel wenden. Wie Viele aus den gebildeten Ständen meiden die Kirche und besuchen — vielleicht theuer bezahlte — Vorlesungen! Warum? Der Prediger ist in seinen Anschauungen um Jahrhunderte zurück; seine Gedanken sind abgenutzt, wie alte Schuhe. Er kocht

immer denselben faden Brei und steckt nur einen andern Text als Löffel hinein. Die Vorlesung dagegen ist neu und fesselnd. Kann denn, frage ich, eine Predigt nicht neu und fesselnd sein? Nur muß der Prediger den Muth haben, den engen Kreis der gewöhnlichen Kanzelrede zu erweitern und kühn in den Reichthum der Welt greifen. Auch in der Stadt und selbst in den Kreisen der Gebildetsten sind Selbstsucht und Frivolität zu bekämpfen; ja, sie herrschen dort vielleicht vorzugsweise. Da gibt es Arbeit genug für uns, eine schwere Arbeit."

„„Ich wollte, daß Sie Prediger in Potsdam wären,"" sagte Minna wieder.

„Ja, das wollt' ich auch!" fügte Röschen fast unwillkürlich hinzu.

Der Vicar hatte sich bei diesen Eröffnungen häufiger an Minna, als an ihren Gatten, gewendet, weil sie mehr Theilnahme und Verständniß für dieselben zeigte. Doch auch Engel zog seinen Gewinn; namentlich waren es politische Gespräche, die sie mit einander pflogen. Gerade um diese Zeit hatte man in Langensalza Nachrichten aus Böhmen von einer entscheidenden Schlacht zu Gunsten Preußens erhalten. Heinze, der auch in diesen Dingen viel Einsicht und Urtheil hatte, erschloß unserem Weinhändler die hohe Bedeutung dieses Sieges. Aus

engen, preußisch-particularistischen Anschauungen hob er ihn zu weiteren Gesichtspunkten empor, und lehrte ihn Preußens Stellung und Aufgabe in Deutschland kennen.

Röschen lauschte den gediegenen Männergesprächen mit wahrer Andacht; ihr Auge hing an Heinzes Lippen, und wer sie genauer beobachtete, mußte sich sagen, daß wohl das Gespräch, aber noch mehr der Sprecher sie fesselte.

Die Fingerwunden Engels hatten sich eine Zeit lang der Heilung widersetzt und immer noch kleine Knochensplitter ausgestoßen; nun aber waren sie völlig geschlossen, und unser Freund erhielt die Erlaubniß, wenn auch nur in kurzen Tagereisen, den Rückweg nach Potsdam anzutreten. Herr Katz, dessen Geschäfte sich in die Länge gezogen hatten, gedachte in Gotha mit ihm und seinen zwei Töchtern zusammenzutreffen.

Am Morgen vor der Abreise war Röschen beschäftigt, das Frühstück zu ordnen. Sie schien seltsam zerstreut und aufgeregt, und von Zeit zu Zeit fiel eine vollwichtige Thräne auf die gemusterte rothe Kaffeeserviette, wie wohl einem ausbrechenden Gewitter einzelne schwere Tropfen vorausgehen. Als dann Minna eintrat, fiel das Mädchen plötzlich der Schwester in die Arme und umschlang sie

leidenschaftlich, indeß das Gewitter nun wirklich in Gestalt eines Thränenstroms — um nicht zu sagen: eines Thränen-Niagaras — losbrach.

„Was hast Du?" sagte Minna verwundert. „Ist Dir ein Unglück zugestoßen?"

„„Ja! ja! O, es ist eine große Schande!""

Und dabei warf sie sich von Neuem an Minnas Brust und schluchzte krampfhaft in die Schwester hinein.

„Aber worin besteht denn diese angebliche Schande?"

„„Ich liebe!""

„Ist das eine Schande? Dann haben viele ehrsame Frauen Schande auf sich geladen."

„„Ich liebe und — werde nicht wieder geliebt!""

Als dies Schmerzensgeständniß zu Tage gefördert war, warf sich Röschen in die Ecke des alten heugestopften Lotterbetts (wie Kampe das Wort „Kanape" verdeutscht) und bohrte ihr Gesicht eben so tief in die verblaßte Stickerei des Sophakissens — einen ruhenden Pudel — wie früher in Minna. Die Schwester aber sagte: „Da seh' ich noch immer keine Schande."

„„Nachdem ich so oft geprahlt, daß die Männer Nichts über mich vermöchten — — und ganz besonders die Pfarrer nicht.""

„Ah, weht der Wind daher?"

Und dicht an Röschen herantretend, flüsterte sie

ihr den Namen Heinze in's Ohr. Röschen aber riß ihr thränengebadetes Gesicht von dem bleichen Antlitz des Pudels los und nickte. Darauf vergrub sie sich wieder in das Kissen, als ob sie wie ein Maulwurf das harte Sopha durchbohren wollte.

„Aber woher hast Du die Gewißheit, daß er Deine Neigung nicht erwidert?"

„„Er beschäftigt sich ja gar nicht mit mir! Die Hälfte seiner Worte richtet er an Dich, und die andere Hälfte müssen Engel und ich theilen.""

„Ich bin die Frau des Hauses, die Respectsperson."

„„Und dann ist sein Blick, wenn er einmal flüchtig auf mir ruht, so ruhig — fast möchte ich sagen: so väterlich. O, es ist abscheulich, so väterlich zu sein!""

„Allerdings, das ist nicht zu verzeihen."

„„Wenn er fortgeht, gibt er uns jedesmal die Hand, auch mir; aber niemals hält er sie fest, sondern er faßt sie — wie soll ich sagen? — so kühl, so vornehm an. Gestern Abend versuchte ich, ihm die Hand nur ein klein wenig zu drücken —""

„Wie, das hat die Männerfeindin versucht?"

„„Es war nur ein ganz klein wenig, nur die Idee von einer Idee.""

„Er wird diese Idee von einer Idee gar nicht gemerkt haben."

„„Man sagt aber, daß die Liebenden sehr fein im Merken sind.““

„Sagt man das? Ja nun, was ist da zu machen? Wir können ja doch um diesen Mann nicht freien.“

„„Eh ihm das Geringste gesagt wird, will ich lieber zehn Feuertode sterben.““

„Das ist Viel. Indeß — wir reisen morgen ab. Wenn der Stein sich vom Stahl entfernt, so gibt es keine Funken mehr.“

„„Sage lieber: wenn Feuer im Dach ist, so brennt das ganze Haus ab.““

„Wir — Engel und ich — sind die Feuerwehr: wir löschen.“

„„Engel darf Nichts wissen, um alle Welt nicht! — Ach, ich bin sehr unglücklich!““

Am Abend desselben Tages kam Heinze, wie gewöhnlich. Er saß noch eine Weile bei den Damen, nachdem Engel schon gegangen war. Fast schien es ihm heute unmöglich, den Faden abzubrechen, obgleich das Gespräch wiederholt stockte. Als er dann zögernd von dem Strohstuhl und die Damen von dem Lotterbett aufstanden, rief Minna wiederholt nach Apollonia, dem Hausmädchen, damit es ihm die steile Treppe hinab und durch die bedenkliche Hammelgasse leuchte; aber Apollonia stellte sich nicht ein. „Sie liegt in ihrer Dachkammer in tiefem

Schlaf begraben," berichtete Minna; „hat aber der Schlummergott seine Mohnkörner auf Apollonia gestreut, wie Schwester Käthchen sagen würde, so vermag sie Niemand zu wecken."

„„Ich finde den Weg schon ohne Licht,"" sagte Heinze.

„Nein, Sie könnten fallen. Röschen, sei so gut und leuchte! Also Sie besuchen uns nächstens in Potsdam, nicht wahr?"

„„Gewiß. Leben Sie wohl!""

Der Handleuchter zitterte in Röschens Hand, als sie, wie es für den Führer schicklich ist, dem Vicar voranschritt. Beide tauchten hinab in das Erdgeschoß; jetzt schwand auch der letzte Schimmer des Lichts. Minna, oben auf der Treppe stehend, sah und hörte Nichts mehr. Sie ging kopfschüttelnd in die Stube zurück und nahm das Theezeug fort. Sie öffnete die Fenster, um zu lüften; denn die Herren hatten geraucht. Sonderbar! Fünf, zehn Minuten verstrichen; Röschen kam nicht wieder. „Was ist das mit dem tollen Mädchen? Der Vicar wird sie ja nicht entführt haben."

Sie nahm das Licht und stieg in die Hammelgasse hinab. Welcher Anblick bot sich ihr dar! Es war komisch und rührend zugleich. Zwischen zwei aufgeschnittenen Hämmeln stand Röschen, das Tuch

vor die Augen haltend und krampfhaft schluchzend, wie diesen Morgen.

„Was hast Du? Hat er Dir Etwas gesagt?"

„„Freilich hat er.""

„Gutes oder Schlimmes?"

„„Oben, oben!""

„Aber wo hast Du Dein Licht?"

„„Ich weiß es nicht; es wird beim Thor liegen.""

Sie gingen den Handleuchter holen und stiegen miteinander die Treppe hinauf. Als sie in der Stube angekommen waren, warf sich Röschen in die Arme ihrer Schwester; sie bebte am ganzen Leib und rang nach Worten. Endlich brach ein Schrei aus ihrem gepreßten Busen hervor, ein Freudenschrei, bestehend in den drei Worten:

„„Er ist mein!""

„Ist er? O Du Glückliche!"

Und nun lagen sich die Schwestern von Neuem in den Armen.

Nachdem Röschen sich einigermaßen beruhigt, erzählte sie:

„„Als wir den Hof durchschritten hatten und unter dem Thor standen, sagte Heinze: Fräulein Röschen, ich nehme nur kurzen Urlaub von Ihnen. Wie Sie wissen, sehen wir uns nächstens wieder, was auch Ihnen, hoff' ich, nicht unwillkommen sein

wird. — Ich erwiderte Nichts und sah nur auf die Kerze, die mir in der Hand auf und ab tanzte. In diesem Augenblick blies der Wind das Licht aus, und der Leuchter fiel mir aus der Hand. Plötzlich faßte mich Jemand sanft in die Arme, und dieser Jemand drückte einen leisen Kuß auf meine Lippen. Ein Kuß, wie dieser, konnte nur von Heinze kommen, und da der Jemand auch Heinzes Stimme hatte, so wird es wohl Heinze gewesen sein. Und was sagte er? Gute Nacht! Morgen früh bin ich wieder hier. Damit verschwand er im Dunkel. War das nun eine Liebeserklärung?""

„Es war keine Barzahlung, aber ein guter Wechsel," erwiderte Engel, der unvermerkt in die Stube getreten war; denn die Unruhe im Hause hatte ihn nicht schlafen lassen.

Was nun folgte, läßt sich denken. Heinze erhielt am folgenden Tage nicht nur das förmliche Jawort Röschens und die freudigste Zustimmung des Engelschen Ehepaars, sondern auch in Gotha, wohin er die Damen begleitete, das Placet des Vaters Katz, nachdem Derselbe die Verhältnisse und Aussichten des Vicars sorgfältig geprüft und in befriedigendem Stande gefunden hatte.

„Einwilligung meiner Frau ebenfalls sicher," sagte Katz; „mein Wille, ihr Wille."

Ein groszer Tag.

Siebentes Kapitel.

1.

Die Chaussee, die in südöstlicher Richtung von Horitz nach Königgrätz führt, durchschneidet ein Stück Böhmen, das seit dem 3. Juli 1866 zu den berühmtesten Schlachtfeldern zählt. Ein über sechstausend Schritt langer Abschnitt aus der Mitte dieser Straße, welcher die drei Ortschaften Sadowa, Lipa und Rosberitz verbindet, bezeichnet insbesondere den Durchschnitt des Feldes, wo die entscheidendsten Kämpfe geführt wurden. Oestlich von diesem Straßenabschnitt, in gleicher Entfernung von Lipa wie von Rosberitz, liegt das Dorf Chlum, dessen Höhe eine treffliche Umschau der Gegend gewährt.

Mit dem Rücken gegen die Elbe und gegen die kleine Festung Königgrätz, hatte Benedek eine Vertheidigungsstellung genommen, die zunächst auf Friedrich Karl und Herwarth abzielte. Seine Flanken waren durch zwei Bäche gedeckt: rechts durch

die Trotina, die unterhalb Josephstadt in die Elbe fällt; links durch die Bistritz, welche jene Straße bei dem Weiler Sadowa durchschneidet und dann in südwestlicher Richtung durch Sumpfland nach der Cydlina geht.

So blieb den Preußen ein von der Natur ungehinderter Zugang nur auf der schmalen Strecke zwischen beiden Wassern; hier aber trat um so nachdrücklicher die künstliche Befestigung ein, wozu dem österreichischen Feldherrn einige Tage Zeit gegeben waren.

Benedek hatte von seiner stärksten Waffe, der Artillerie, den ausgiebigsten Gebrauch gemacht. Die Höhen bei Chlum, weiter westlich der Uferrand an der Bistritz, so wie die Höhen von Problus und Prim im Südosten, waren mit zahlreichen Batterieen bewehrt, deren Feuerschlünde die andringenden Feinde zerschmettern sollten. Zum Theil standen sie, wie bei Chlum und dem nahen Lipa, terrassenförmig über einander geordnet. Man hatte sie durch Verhaue und Brustwehre geschützt, hatte ihnen durch Fällen von Bäumen die Schußlinie geöffnet und durch Abschälung der Rinden die Entfernungen bezeichnet, so daß die eisernen Bälle, aus dem Versteck heraus, mit einer Sicherheit flogen, wie sie sonst nur der Schießplatz gewährt.

Zum ersten Male führte Benedek seine Truppen in eigener Person an. Das Vertrauen zu dem ehemaligen Chef des Radetzky'schen Generalstabs — besonders durch sein tüchtiges Verhalten in dem italienischen Kriege von 1849 fest begründet — war noch ungebrochen. Ueberdies waren die österreichischen Streitkräfte den preußischen entschieden überlegen, wenn, wie Benedek rechnete, der Kronprinz nicht eintraf. Gelang es ihm, zur rechten Zeit zur Stelle zu sein, so wurde doch immer die dann auf preußischer Seite befindliche Mehrzahl durch die außerordentlichen Vortheile der oben bezeichneten Defensivstellung aufgehoben.

Die Schlachtordnung, wie sie Benedek anfangs entworfen hatte, sollte in Chlum, wo Erzherzog Ernst mit dem noch ganz unberührten dritten Armeecorps stand, ihren Mittelpunkt haben. Von da dehnten sich die österreichischen Truppen westwärts über Lipa (zehntes Corps unter Gablenz), über Problus und Prim (die Sachsen unter ihrem Kronprinzen Albert) bis gegen die Bistritz aus. Für die Aufstellung ostwärts von Chlum bis Nedelist war das vierte Corps (Festetics) und von da bis über die Trotina das ebenfalls noch ganz unversehrte zweite Corps (Graf Thun) bestimmt. Hinter den Sachsen im Westen stand das achte Armeecorps (Generalmajor Weber, statt des seines Dienstes enthobenen

Erzherzogs Leopold) im Rückhalt. Als Hauptreserve sollten das erste und das sechste Corps dienen, d. h. die Truppen Clam-Gallas' — jetzt durch Graf Gondrecourt ersetzt — und Rammings, welche natürlich noch die eiserne Umarmung des alten Steinmetz in frischem Gedächtniß hatten.

König Wilhelm war am 30. Juni von Berlin abgegangen und am folgenden Tage über Reichenberg nach Schloß Sichrow, dem alten Sitze der Fürsten Rohan, gelangt, von wo er warme Worte des Dankes an General Steinmetz richtete. Am Zweiten Nachmittags fuhr er mit Prinz Friedrich Karl, der dem Oheim entgegengekommen war, in das alte, aus Wallensteins Geschichte bekannte Städtchen Gitschin ein und übernahm nun den Oberbefehl. Bismarck, Moltke und Roon waren mit ihm. Der König wünschte den ermüdeten Truppen am Dritten Ruhe zu gewähren und die Zeit zur genaueren Erforschung der feindlichen Stellung zu nutzen; aber gerade dieser Dritte sollte ein Tag der höchsten Anstrengung und damit zugleich auch des höchsten Erfolges sein.

Als der Prinz Nachmittags im leichten Jagdwagen von Gitschin in sein Hauptquartier Kamenitz zurückkam, waren von den Vortruppen Fransecky's und von anderen Seiten her Nachrichten eingelaufen,

daß der Feind massenhaft zwischen Bistritz und Elbe stehe. Recognoscirungen, die der Prinz anordnete, machten einen großen Zusammenstoß und zwar zunächst mit seiner Armee höchst wahrscheinlich. Da ferner der Angriff auf den Feind, der, wie uns bekannt, die Elbe in den Rücken genommen hatte, Aussicht auf Erfolg zu versprechen schien: so entschied sich Friedrich Karl, am folgenden Tage sein ganzes Heer dem Feind entgegenzuwerfen. Er beschloß dies auf eigene Verantwortung, und dieser kühne Schritt sichert ihm und den Männern, die ihn beriethen, einen ehrenvollen Platz in der Geschichte. Sämmtliche Divisionen erhielten Befehl, am Dritten in aller Frühe gegen die Bistritz vorzugehen, und auch Herwarth mußte die Elbarmee vorziehen, um Benedeks linken Flügel zu fassen.

Zugleich theilte Friedrich Karl am Abend des Zweiten dem Kronprinzen seine Absicht schriftlich mit, indem er ihn bat, „mit dem Gardecorps oder Mehr" auf dem rechten Elbufer in der Richtung auf Josephstadt vorzugehen, und schickte Voigts-Rhetz, den Chef seines Generalstabs, zum König nach Gitschin, damit der oberste Kriegsherr seine Schritte gutheiße. Um Mitternacht fand der berühmte Kriegsrath unter König Wilhelm mit Moltke statt. Der König genehmigte nicht nur die Schlacht, die eine neue Ord-

nung in Europa schaffen sollte, sondern er vorzugsweise drang darauf, daß der Kronprinz mit seiner ganzen Armee eingreife.

Nach ein Uhr in der Nacht ritt der Flügeladjutant des Königs: Oberstleutnant Graf Finkenstein, nur von einem Reitknecht begleitet — seine kleine Bedeckung war noch nicht mit Satteln fertig — von dannen, um dem Kronprinzen das betreffende Schreiben Moltkes zu bringen. Von Dorf zu Dorf und manchmal von Haus zu Haus durch die finstere Regennacht sich weiter fragend, durchritt der Adjutant das fremde, feindliche Land, und gelangte glücklich, nach Zurücklegung eines Weges von vier guten Meilen zum Kronprinzen nach Königinhof, nachdem er vorher noch bei den Vorposten des ersten Corps der zweiten Armee Befehle abgegeben hatte.

Um zwei Uhr in der Nacht war dem Kronprinzen die Botschaft seines Vetters zugegangen. Es erfolgte die Antwort: das erste Corps werde mit der Reservecavallerie zu Hülfe sein. Der Offizier, der mit der Ueberbringung der Kunde beauftragt war, stieß auf den Generaladjutanten des Königs, der die ganze zweite Armee zu fordern kam. Nun rief der Kronprinz seine volle Streitmacht unter die Waffen, indem er andere Entsendungen, die beabsichtigt wa=

ren, aufgab. Ohne die glückliche Ankunft Finkensteins, der nach drei Uhr bei den Vorposten Bonins und um Vier in Königinhof eintraf, war, wie die weitere Erzählung ergeben wird, der Erfolg der Schlacht in hohem Grade gefährdet.

Die Garde marschirte nun, das Centrum der zweiten Armee bildend, von Königinhof gegen Groß-Bürglitz, in der Richtung auf Sadowa. Rechts ging das erste Corps (Bonin) ungefähr in derselben Richtung, während das sechste Corps (Mutius), das von Gradlitz jenseits der Elbe kam, sich zwischen dem rechten Ufer dieses Flusses und der Trotina gegen das Dörfchen Welchow bewegte. Das fünfte Corps (Steinmetz) folgte als Rückhalt.

Um auf das Schlachtfeld zu gelangen, hatten die Truppen des Kronprinzen mehrere Meilen zurückzulegen; sie konnten also, da der Befehl noch Stunden gebrauchte, um aus dem Hauptquartier des Kronprinzen zu ihnen zu kommen, mit aller Anspannung der Kräfte erst im Laufe des Nachmittags in den Bereich des Kampfes gelangen. Bis dahin fiel die ganze Wucht der Schlacht auf Friedrich Karl und Herwarth.

Das Heer dieses Prinzen hatte bei Horitz seine Stellung gehabt. Noch in der Nacht war der Vor-

marsch angetreten worden, indem das vierte Armeecorps gegen Sadowa rückte, wobei die achte Division (Horn) der Straße folgte, indeß die siebente (Fransecky) weiter links nach Cerekwitz ihren Marsch nahm. Das zweite Armeecorps ging westlich von der Straße. Noch weiter zur Rechten marschirte Herwarth auf Nechanitz an der Bistritz, wo er die Sachsen treffen mußte.

Das dritte Armeecorps folgte als Rückhaltstruppe des Prinzen.

Der dritte Juli 1866 war regnerisch, wie der Tag der Katzbacher Schlacht. Die Ströme, die vom Himmel niedergossen, weichten den Boden auf und erschwerten die Kriegsarbeit. Als dann noch vor Mittag der Regen nachließ, deckte jener Nebel die Gegend, den nachmals Benedek für seine Mißerfolge verantwortlich machen wollte, der in der That aber Freund und Feind in gleicher Weise belästigte.

Die flache Höhe bei dem Dörfchen Dub gewährt von der Straße aus einen Blick auf das ganz nahe Bistritzthal, welches, in mannigfachen Krümmungen laufend, die Straße bei Sadowa durchschneidet. Man sieht vor sich unten die Ziegelei mit ihrem hohen Schornstein und einigen Pappeln sammt der Zuckerfabrik. Wer, außerhalb Böhmen,

hatte diese Häusergruppe bis zum dritten Juli 1866 nennen hören? Und wer hört sie **nicht** nennen seit diesem Tage?

Hinter Sadowa boten sich dem Beschauer die Höhen von Lipa und Chlum dar; das Fernglas konnte die Batterieen mit den Verschanzungen entdecken. Dörfer und Wäldchen tauchten in der grauen Ferne wie blasse Schattenbilder auf.

Es galt nun zunächst, das Bistritzthal zu überschreiten; Reiterei und Geschütz wurden ausgesandt, um die Vorarbeit zu thun. Jetzt donnerten die österreichischen Feuerschlünde von den Höhen einen rauhen Willkomm. Den eigentlichen Anfang machte ein Granatschuß, der, von den preußischen Vortruppen mit Hurrah begrüßt, unterhalb des Chlumer Kirchthurms aus einer Rauchwolke zehn Minuten nach Sieben zischend hervordrang. Die Schlacht von Königgrätz hatte begonnen!

Zehn Minuten nach Sieben — und der Kronprinz konnte erst Nachmittags zur Stelle sein! Sind nicht in weit kürzerer Zeit große Schlachten entschieden worden? Bei Waterloo stand Wellington — wie heute Benedek — in einer Defensivstellung mit einem Heer, das dem französischen beinahe gleich kam. Bei Sadowa war Friedrich Karl der Angreifende, also der ungünstiger Gestellte und

überdies der Schwächere. Rechnen wir, daß Herwarth durch die tapfern Sachsen, sowie durch das achte Armeecorps der Oesterreicher beschäftigt war: so hatte der Prinz mit seinen drei Corps nicht nur dem dritten und zehnten österreichischen Corps die Spitze zu bieten, sondern auch dem vierten und zweiten, welche Benedek, im Widerspruch mit seinem anfänglichen Plan, nun auch hier zur Verwendung brachte, indem er den fernen Kronprinzen unbeachtet ließ, um Friedrich Karl desto sicherer zu verderben. Rechnet man außerdem noch die zwei im Rückhalt stehenden Corps des Grafen Gondrecourt und Rammings dazu, so hatten drei Corps gegen sechs einen vollen Morgen bis in den Nachmittag unter den schwierigsten Verhältnissen zu kämpfen!

Kurz vor acht Uhr brauste auf der Hochstraße von Dub ein Wagen heran: es war König Wilhelm. In seiner Begleitung befanden sich Moltke, Roon und Bismarck.

Hinter Dub ließ der König halten und bestieg sein treffliches Schlachtroß Veranda, um in eigner Person die Oberanführung zu übernehmen. Von der Chaussee ablenkend, ritt er mit jenen Herren und zahlreichem Gefolge einen weitschauenden Hügel, den Roskosberg, hinan.

Von dort aus gewahrt man südlich ganz nahe die wenigen Häuser Sadowas mit der steinernen Bistritz-Brücke; rechts von der Straße, etwas weiter vor, das Hola-Wäldchen; links, in größerer Entfernung, den hochansteigenden Swipwald bei Masloweb. Noch ferner zeigen sich die Höhen, welche von Lipa nach Chlum und über das letztgenannte Dorf hinausziehen, und zwischen beiden die Kirche Chlums, deren weißer Thurm mit kurzer Spitze von allen Seiten sichtbar ist.

Die preußische Artillerie erhielt, seit der König mit eingriff, Verstärkung; aber auch der Feind setzte eine größere Zahl von Geschützen in Thätigkeit. Nicht allein von den Hügelkämmen, sondern auch aus den Positionen vor den benachbarten Bistritz-Dörfern Dohalitz, Dohalika und Mokrowous donnerten die Feuerschlünde. Die österreichischen Kugeln kamen mit einer Genauigkeit, welche die sicherste Kenntniß der Abstände bewies, während die Preußen zweifelnd nach den vom Nebel halbverhüllten Punkten zielten. Ueberall pufften Dampfwolken in die Luft, überall blitzten Feuer auf; das Krachen der Schüsse, das Sausen und Schwirren der Eisenbälle, das Platzen der Hohlkugeln, deren gewundene Rauchsäulen sich weit in die Luft spannen, waren eine Schlachtouvertüre von so mächtiger Wir-

kung, daß man meinen konnte, die ganze Gegend habe sich in speiende Vulkane verwandelt.

Dieses ausschließliche Kanonengefecht dauerte über zwei Stunden. Endlich hatten die Preußen wenigstens das nahe Feuer des Feindes zum Schweigen gebracht, so daß ihr Fußvolk, welches bisher hinter dem Hügel von Dub gehalten, nach der Bistritz herabkommen konnte. Es waren die beiden Divisionen des zweiten Armeecorps und vom vierten die Division des Generals Horn. Dieser ging mit seinen Thüringern auf der Straße gegen Sadowa vor und bemächtigte sich desselben, indeß die Andern sich gegen die drei Dörfer wandten, in deren Besitz man um Elf nach furchtbaren Verlusten gelangte.

Aber nun galt es, aus den Dörfern hervorbrechend, über das schutzlose Blachfeld, unter der von der Höhe gestreuten Granatensaat, vorwärts zu gehen, und damit kam die Schlacht zur vollen Entfaltung. In den Donner der Kanonen mischte sich das knatternde Gewehrfeuer; dazwischen erschollen die Commandorufe der Offiziere, das Schmettern der Hörner, das Lärmen der Trommeln. Neben dem Fußvolk, dessen stetiges Vorrücken sich wenig bemerkbar machte, erschienen die leichten Reiterscharen in schwankender Bewegung. Bataillon um Bataillon

trat von Freundes- und Feindesseite her in den Bereich des Kampfes. Wenn diese Truppenglieder Feuer gaben, verschwanden sie plötzlich hinter Pulverdampf, als ob eine Wolkenbank vor sie geschoben sei, bis dann die Luft den Schleier zerriß. Die Massen von Dampf, welche den Geschützen und Gewehren an diesem Tag entquollen, sammelten sich allmählich, der Richtung des Windes folgend, zu ganzen Wolkenschichten am Horizonte.

Während dem zweiten Corps nichts Anderes übrig blieb, als in seiner wehrlosen Lage gegen den geschützten Feind auszuharren, wenn auch dessen Granatschüsse manchmal ganze Glieder zusammenrissen: stieß Horn, auf der Straße von Sadowa gegen Lipa vordringend, ebenfalls auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Der Feind hatte den kleinen Wald Hola hinter Sadowa nicht nur mit Schützen reichlich besetzt, sondern auch durch Flechtwerk versperrt. Als dies Hinderniß durchbrochen war, begann der zerstreute Kampf von Baum zu Baum. Aber nun sausten die Geschosse der Batterieen Lipas durch die Waldgassen, die man eigens für sie geöffnet hatte, und Horns Division sah sich durch Gewehr- und Geschützfeuer aufs Aeußerste bedrängt. Jetzt ging auch das österreichische Fußvolk wieder vor, vermochte aber nicht weiter, als bis in die

Mitte des Waldes zu bringen. Es hatte sich ein Kampf entsponnen, wie zwischen zwei Ringern von gleichen Kräften. Tiefathmend halten sie sich gefaßt, ohne daß Einer den Andern zu Boden zu schleudern vermag.

Stundenlang dauerte dies Gefecht im Hola-Walde. Da die wichtige Position gehalten werden mußte, harrte die brave Division trotz aller Opfer standhaft aus.

Eine noch härtere Aufgabe war Fransecky zu Theil geworden. Auf dem äußersten linken Flügel der ersten Armee befindlich, ging der tapfere General gegen das Dorf Benatek im Nordosten Sadowas vor. Er überschritt die obere Bistritz, nahm das in Brand geschossene Dorf und gelangte dann, nach einem hartnäckigen Kampf in den Obstgärten, über die Wiese hinweg vor den Swipwald.

Von einem Höhenrücken und einer Schlucht durchzogen, mit hochstämmigen Eichen und Unterholz bestanden, an den Abhängen durch Schonungen, in denen Klafterholz aufgesetzt war, theilweise durchbrochen, bot derselbe viele Gelegenheit zu gedecktem Kampfe. Benedek hatte das zweite und vierte Corps verwendet, um die Dörfer Cistowes und Maslowed — jenes südwärts vom Walde in einem

Grunde, dieses im Osten auf der Höhe gelegen — so wie auch das Gehölz selbst, zu besetzen.

Um dieser Uebermacht einigermaßen Stand zu halten, trennte Fransecky seine Division, indem er einen Theil links um den Wald gegen Masloweb, einen Theil gegen das Gehölze vorgehen ließ, und nur zwei Bataillone in Reserve behielt. Unter Hurrahgeschrei drangen die wackern Truppen in den Wald, die Offiziere mit geschwungenem Degen voran. Die hinter den Bäumen und dem Klafterholz verborgenen steierschen Jäger, graue Gestalten im grauen Nebel, die gespensterhaft bald kriechend, bald springend auf Augenblicke sichtbar wurden, um dann gleich wieder zu verschwinden, brachten ihnen mit wohlgezielten Schüssen aus sicherem Versteck die empfindlichsten Verluste bei. Die Batterieen auf den Höhen schickten ihre mörderischen Eisenbälle und Hohlgeschosse mit fürchterlicher Genauigkeit rechts und links die Ränder des Waldes entlang und durchsausten, die Aeste zerschmetternd, mit Benutzung der offenen Stellen das ganze Gehölz. Dennoch gelang es, den Feind, dessen Vor- und Rückwärtsgehen durch lange blecherne Signalpfeifen geleitet wurde, aus dem Walde zu stoßen. Die Preußen drangen sogar in Cistowes ein und hielten hartnäckig einige Vorwerke fest; aber die Behauptung

der Stellung im Bereiche des entsetzlichen Artillerie-feuers forderte allzu große Opfer; ein weiteres Vordringen war unmöglich.

Diejenigen Truppen Fransechys, welche gegen Maslowed stürmten, fanden den Feind in der vortheilhaftesten Stellung. Ein ganzes Armeecorps unter Graf Thun stand hier gegen eine Brigade Preußen. Dreimal stürzten sich die Tapfern gegen die feindliche Stellung und dreimal wurden sie zurückgeworfen; ja, Thuns Oesterreicher richteten von Zeit zu Zeit ihr Feuer auch gegen diejenigen Bataillone Fransechys, welche gegen Cistowes vorgegangen waren, so daß dieselben von mehreren Seiten zugleich beschossen wurden.

Als Fransecky und sein Adjutant den nordöstlichen Waldsaum entlang ritten, wurden ihre Pferde durch die Schüsse von Schützen, die im nahen Getreide lagen, niedergestreckt, und sie mußten zu Fuße durch eine Schlucht ihren Weg suchen. Versprengte Soldaten sammelten sich um sie her und gewährten ihnen einige Deckung, bis sie wieder ihre Truppen erreichten. Major von Gilsa führte, obschon von mehreren Kugeln getroffen, den Rest seiner Compagnie dem Feind entgegen; auf einen Hornisten gestützt, bot er die letzte Kraft auf, um Stand zu halten. Als er dann unter seinen Wun-

den zusammenbrach, denen er wenige Tage später erliegen sollte, dankte er seinen Leuten für die tapfere Mithülfe und sagte zu dem Hauptmann, dem er die Führung übergab: „Nun will ich gerne sterben, da ich gesehen, wie tapfer sich mein Bataillon geschlagen hat.“

Gegen zehn Uhr hatten sechs preußische Bataillone achtzehn österreichische gegenüber; achtzehn preußische Geschütze führten einen verzweifelten Kampf mit sechsundneunzig feindlichen, und die Gegner zogen immer neue, unermeßliche Streitkräfte heran.

Nachdem so die Blutarbeit bis gegen elf Uhr gedauert hatte, gingen die Oesterreicher gegen die zusammengeschmolzenen Preußen vor; unter lautschallendem Siegesruf drangen sie in den Wald, der nun großentheils in ihren Besitz gelangte. Ihre Musik ließ Siegeshymnen erschallen. Umsonst hatte Fransecky seine Reserven an sich gezogen; die außerordentliche Ueberzahl des Feindes wurde dadurch nicht aufgehoben. Dennoch hielt er fest, indem er unermüdlich seine Truppen mahnte, auszuharren, bis der Kronprinz käme. Damals sprach er auch sein berühmtes Wort: „Kinder, nicht weiter zurück; hier sterben wir!“ Und die tapfern Männer harrten aus, indem sie ihre große geschichtliche Mis-

sion erfüllten: die zwei österreichischen Armeecorps von ihrer Bestimmung, gegen den Kronprinzen zu marschiren, abzuziehen und so der zweiten Armee den Weg zu dem herrlichsten Siege zu bahnen. Fransecky war an jenem Tage der Hirt, der den Wolf umklammert hält und sich die Brust zerfleischen läßt, um die Herde zu bewahren.

Unterdessen war Herwarth auf dem rechten Flügel gegen Nechanitz an der Bistritz vorgedrungen. Ueberrascht wichen die Sachsen vor einem Feinde, den sie kaum so weit im Westen vermuthet hatten, und zogen sich auf ihr Gros nach Problus, nach Nieder- und Ober-Prim zurück. Hier wurde von beiden Seiten mit größter Tapferkeit gefochten, bis Herwarth zuletzt in den Besitz der Dörfer und damit einer höchst wichtigen Position auf der Flanke der österreichischen Schlachtstellung gelangte.

So waren also die Preußen hier auf dem rechten Flügel langsam in Vortheil gekommen. Unterdessen lief aber ihr Centrum, zu dessen Vertheidigung Friedrich Karl nun die fünfte und sechste Division als letzten Rückhalt hervorzog, indeß Benedek noch über zwei volle Reserve-Corps zu verfügen hatte, Gefahr, von dem Feinde durchbrochen zu werden. Was den linken Flügel betrifft, so ist uns Franseckys Lage, der mit der letzten Kraft, wie ein

untergehender Schwimmer, kämpfte, hinreichend bekannt. Jene von dem Prinzen herangezogenen märkischen Reserven schritten mit Feldmützen, statt der lästigen Pickelhauben, ohne Tornister, unter Hurrahrufen an dem König vorüber, der ihnen die Namen Düppel und Alsen, wo sie Lorbeeren gepflückt hatten, zurief, und tauchten auf ihrem weiteren Marsch in den verhängnißvollen Hola-Wald ein; Schar um Schar ward dem Feind und den Kugeln der Höhen entgegengeworfen. Umsonst! Das Blut floß in Strömen; die Leichen häuften sich, und manches Gemüth, das nicht mit eiserner Festigkeit gewaffnet war, mochte jetzt wohl einem schlimmen Ausgang entgegen sehen.

2.

Und welche Gedanken bewegten in dieser bangen Stunde das Herz des preußischen Königs! Für Wellington, der sich zu Waterloo in ähnlicher Lage befand, stand der Gewinn oder der Verlust einer Schlacht auf dem Spiel; für Wilhelm lag die Sache anders. Schlug ihm dieser Tag fehl, so konnte es leicht geschehen, daß der von den Hohenzollern unter heißer Arbeit aufgeführte Bau des „Großstaates

Preußen" jählings zusammenstürzte. Wenn aber Preußen fiel, wer hätte dann den Ruin Deutschlands aufgehalten?

Wie tiefernst auch die letzte Stunde war, in welcher man dem Kronprinzen entgegenharrte: Alles spricht dafür, daß der königliche Greis und die Männer, welche die Schlacht mit ihm leiteten, die Zuversicht in den Stand der Dinge nicht verloren; aber es fiel doch eine Centnerlast von allen Herzen, als plötzlich Generalleutnant von Voigt, von einem Ritt nach dem linken Flügel zurückkommend, mit der goldenen Nachricht an den König heransprengte: „Der Kronprinz steht im Kampfe!"

Der Kronprinz ist da! Diese Glückspost flog, wie der Funken an der Zündschnur, von Glied zu Glied, von Mund zu Munde. Wie bekam doch Alles nun auf einmal eine andere Gestalt! Neue Kampfbegier flammte durch die Adern der blutenden Bataillone Friedrich Karls. Jetzt ging es doch wieder vorwärts; schon dies war eine große Wohlthat. Durch ihre Reserven verstärkt, stürmten sie noch einmal gegen den Feind, der schon einen Theil seiner Feuerschlünde gegen das neue Heer im Osten gewendet hatte, und siehe, nun gelang es endlich! Das Grab so vieler Tapfern, der Wald, wurde genommen!

Jetzt kam die zweite Armee ihren Kampfgefährten zu Gesicht; von den Höhen im Nordosten erglänzten ihre Bajonnete. Es war drei Uhr Nachmittags, als den Hartbedrängten der vielwillkommene Anblick gewährt wurde.

Der Festungscommandant von Josephstadt hatte zuerst den Anmarsch der Zweiten Armee bemerkt; denn der Weg, den der Kronprinz in der Richtung auf Horenowes (im Norden von Masloweb) einschlug, lag in seinem Bereiche. Der Commandant säumte nicht, Benedek sogleich telegraphische Kunde zugehen zu lassen. Dieser aber, der nur immer auf die schnelle Bewältigung des näheren Feindes bedacht war, beschränkte sich auf die unzulängliche Anordnung, daß Thuns Corps auf dem rechten Flügel eine hakenförmige Defensivstellung gegen Nordost nehmen sollte. Dadurch wurden drei Brigaden, die bisher mit Fransecky gerungen hatten, in die Nothwendigkeit versetzt, Front gegen den Kronprinzen zu machen, und auch ein Theil des Geschützes mußte auf die Höhe bei Horenowes verpflanzt werden.

Früher als der König, dem, von seinem Standpunkt bei Sadowa aus, jene Höhe verdeckt blieb, mußte Fransecky das Anrücken der zweiten Armee gewahren, da ja seine Division links am weitesten

vorgeschoben war. Wir kennen die harte Lage dieses Helden. Zwei Bataillone der achten Division hatten ihm zuletzt noch einige Hülfe gebracht; aber die rechte Hülfe kam doch erst durch den Kronprinzen.

Ehre der siebenten Division! Vier lange, bange Stunden hindurch haben diese braven Magdeburger Stand gehalten, bis die große Wendung eintrat! In der Front und auf den Flanken waren sie zugleich angefallen; ein Viertheil des Fußvolks lag todt oder verwundet in dem Walde von Maslowed und in den angrenzenden Dörfern. Gleichwohl waren sie noch schlagfertig; sie hatten sogar Fahnen erobert und zahlreiche Gefangene gemacht! Als von der zweiten Armee die Vortruppen Bonins zu ihnen gestoßen waren, nahmen sie mit diesen gemeinschaftlich das lang und hart umkämpfte Cistowes; ja, ein Theil der Division besaß noch die Kraft, mit den „Teufeln" Bonins — so nennt ein Augenzeuge dessen wildaussehende Truppen mit ihren schwarzgefärbten Helmen — weiter vorzugehen zu neuen Kämpfen! Ehre dem vierten Armeecorps und den Truppen Friedrich Karls überhaupt! Sie haben die schwerste Last des Tages getragen.

Schauen wir nun, auf welchem Wege der Kö=

nigssohn das Schlachtfeld erreichte, und wie er, dort angekommen, sein Schwert führte.

Der Kronprinz hatte seine Armee, die, nach der früheren Anordnung, über fünf Meilen auseinander stand, in Folge der ihm zugegangenen Botschaften bis auf zwei Meilen unter strömendem Regen zusammengezogen. Trotz des trüben Tags konnte es ihm auf seinem Marsche nicht entgehen, daß eine große Schlacht entbrannt war. Die Blitze, die durch den Nebel aus den Feuerschlünden schossen, die Massen von Rauch und die rothen Zungen, die aus den Dächern der brennenden Ortschaften zuckten, mußten ihm überall, wo nur irgend ein Ausblick gestattet war, als Wegweiser dienen. Die Dörfer, durch die sein Weg führte, waren großentheils verlassen; dagegen stieß man auf ganze Züge von Landleuten, die, auf der Flucht mit Kindern, Greisen, Kranken und allerlei Habe und Vieh begriffen, Rettung suchten, und nun ganz unvermuthet von dieser Seite her überrascht und nicht selten von Truppen ganz eingewickelt wurden.

Die erste Division des Gardecorps, bei welchem Rudolf von Horst stand, und eine Division des sechsten Corps erreichten zuerst — querfeldein über Höhen, Wiesen und Gräben, durch Aecker und

Waldstücke hindurch, in langen Schritten mit Mützen und ohne Gepäck dahineilend — in einer für Truppen kaum erhörten Schnelligkeit die Wahlstatt.

Auf der weitschauenden Höhe von Horenowes erheben sich zwei Linden, welche der Garde Hillers als Zielpunkt dienten. Ihm zur Linken marschirte die Division Zastrow. Ein Bataillon des Letztgenannten hatte, durch die Trotina gehend, Wasser bis an die Brust. Die Artillerie, an den Infanterie-Colonnen vorbeitrabend über aufgeweichten Boden und durch mannshohes Getreide, das sich in dicken Kränzen um die Räder legte, so daß manche Pferde todt vor Anstrengung in ihrem Lederwerk niederstürzten, faßte, nachdem auch mehrere Hohlwege überwunden waren, endlich Posto und donnerte gegen die feindlichen Batterieen auf der Höhe bei Horenowes. Um ein Uhr begann das Geschütz der Oesterreicher zu weichen.

Die Garde ging in südwestlicher Richtung, indeß der Feind, der zum Theil in Muthlosigkeit und Verwirrung gerathen war, nur geringen Widerstand leistete. Jetzt warf sich ihr rechter Flügel auf das verschanzte Dorf Chlum, so daß nun die Preußen, wie durch die Luft geführt, auf einmal inmitten der österreichischen Stellung standen —

im Rücken der Höhe, von wo aus Benedek die Schlacht leitete! Der Kampf um die beiden Dörfer Chlum und Rosberitz, die mit einem Kugelhagel aus mehr als hundert feindlichen Geschützen überschüttet wurden, war kurz, aber furchtbar blutig. Eine Tapferkeit, neben der jedes Lob arm erscheint, führte den raschen Erfolg herbei. Die Helden, die hier Lorbeeren gewannen, durften sich sagen, daß sie die große Wendung, welche nun die Schlacht nahm, in erster Linie und vorzugsweise bewirkt hatten.

Um drei Uhr Nachmittags wandte der rechte Flügel des Feindes den Rücken. Ein Bataillon Zastrows hatte allein dreizehn Geschütze, die erste Gardedivision fünfundfünfzig Geschütze genommen!

Als dem österreichischen Oberfeldherrn wenige Minuten vor Drei gemeldet wurde, daß Chlum, das nahe gelegene Dorf, der Schlüssel seiner ganzen Stellung, genommen sei, warf er sich in den Sattel, um mit eigenen Augen die unglaubliche Nachricht zu prüfen. Die Spitzkugeln, von denen eine seinen Adjutanten, Grafen Grünne, auf den Tod verwundete, eine andere dem Chef seines Generalstabs: Feldmarschallleutnant von Henikstein, das Pferd unter dem Leibe zusammenriß, redeten bald deutlich genug. Zu der Hiobspost kamen zwei an-

dere: der Verlust des auf seiner Rückzugslinie gelegenen Dorfes Rosberitz durch die Garde und der von Problus, der Stütze seines linken Flügels, durch die Elbarmee. Um dem Verderben, das ihn stets enger umstrickte, zu entrinnen, eilte er zu seinen Reserven und streute die ihm noch zu Gebote stehenden beträchtlichen Streitkräfte gegen die entrissenen Stellungen aus, wie ein unglücklicher Spieler seine letzten Goldstücke auf den grünen Tisch wirft, um noch Etwas zu gewinnen oder völlig zu Grunde zu gehen.

Wirklich gelang es ihm, in einem dreiviertelstündigen Kampfe das blutgetränkte Dorf Rosberitz der ersten Gardedivision zu entreißen; das nahe Chlum war schon vorher in Feindeshand zurückgefallen. Die Lage der Preußen, die hier in weit vorgeschobener Stellung mit schwachen Kräften standen, war auf kurze Zeit sehr gefährdet; aber schon erschien Hohenlohes Reserveartillerie auf den nächsten Höhen; Theile der zweiten Gardedivision und des ersten Armeecorps trafen nacheinander ein. Hiller sah seine brave Division nach furchtbaren Verlusten gerettet. Die Krone des Sieges schwebte schon über seinem Haupte: da sollte ihm noch eine höhere Krone werden: die des Märtyrers fürs Vaterland. Von dem Splitter einer Granate in die Brust getroffen

sank er aus dem Sattel und starb einen kurzen, schönen Soldatentod.

Rosberitz und Chlum wurden von Neuem erobert. In dem engen Hohlweg zwischen den beiden Dörfern bewegten sich die flüchtigen Oesterreicher in dichten Massen, und mitten in dies Menschengedränge pflügten Hohenlohes Kartätschen blutige Furchen, bis sich zuletzt die Schlucht förmlich mit Leichen stopfte.

Jetzt fielen auch die Höhen, die todsprühenden Krater des österreichischen Centrums, Nachmittags zwischen Vier und Fünf in die Gewalt der zweiten Gardedivision. Damit war die Schlacht, die über acht Stunden gedauert hatte, entschieden; denn was nun folgt, ist nicht Schlacht mehr, sondern Verfolgung.

Da die preußischen Heere die umfassende Stellung, in der sie zur Schlacht gerückt waren, bewahrt hatten, so daß sie nun auf immer näher zusammenlaufenden Radien gegen Königgrätz, wohin der Feind sich zusammendrängte, marschirten: so fiel ihnen die reichste Ernte zu. Gedeckt von Reitergeschwadern, traten die zwei Corps des österreichischen Centrums: Erzherzog Ernst und Gablenz, den Rückzug an; sie hatten nicht mit Glück, aber mit Ehren gekämpft. In ihre Reihen schlugen die

Vollkugeln und Granaten von Chlum, dessen Batterieen wir jetzt von preußischer Hand bedient wissen; das dritte Corps von der Armee Friedrich Karls verfolgte sie. Bald setzte sich die ganze Reiterei dieses Heeres, von dem König persönlich geleitet, in Bewegung. Auf den Flügeln gingen die Elbarmee rechts, Theile der zweiten Armee links unaufhaltsam vorwärts.

Die österreichischen Colonnen, die in der Mitte marschirten, hielten, wie sehr sie auch von allen Waffen des Siegers bedrängt sein mochten, anfangs gute Ordnung. Von Zeit zu Zeit nahm ihre Artillerie Stellung, und hier und da warf sich ihre Reiterei dem preußischen Fußvolk entgegen. Zu einem größeren, nicht unblutigen Kampf kam es bei Streselitz — eine Viertelmeile westlich von Rosberitz — wo beträchtliche Cavalleriemassen auf einander stießen. Als die schweren österreichischen Reiter — schon aus weiter Ferne durch die weißen Mäntel kenntlich — weichen mußten, durchbrachen sie das eigene Fußvolk und ritten es nieder. Die Verwirrung, die schon zuvor, seitdem die deckenden Geschütze nicht mehr wirkten, ihren Anfang genommen hatte, stieg nun auf den Gipfel; es war eine vollständige Auflösung. Die nachfolgenden preußischen Truppen fanden die Gegend mit Heerestrüm-

mern jeder Art bedeckt. Nicht allein die Waffen, sondern auch lästige Kleidungsstücke waren fortgeworfen worden: Gewehre, Säbel, Tornister, Patrontaschen, Käppis, Mäntel. Man sah Menschen- und Pferdeleichen theils einzeln, theils haufenweise umher gestreut. Umgestürzte Munitionskarren mit der Deichsel in der Luft und überhaupt Fahrzeuge jeder Art versperrten, zerschossen und zerbrochen, den Weg. Was war aus dem Feinde geworden? Am Morgen ein prächtiges Heer, am Abend ein Trümmerhaufe!

Der König war bis an den Ostrand des Charbusitzer Wäldchens unweit Problus vorgeritten; Granaten aus den nächsten Forts der Festung schlugen in der Nähe ein, so daß Bismarck auf seine Entfernung dringen mußte. Er durchritt dann das Schlachtfeld, um seinen Truppen für so herrliche Leistungen zu danken, und überall wurde der Heldengreis, der mit ihnen den ganzen Tag hindurch Anstrengung und Gefahr, Hunger und Durst getheilt hatte, mit herzlichem Jubel empfangen. Der Kronprinz traf ihn gegen Abend auf einer Wiese bei Problus und wurde sofort von ihm mit dem Orden pour le mérite, dem höchsten Anerkennungszeichen für Verdienste im Krieg, geschmückt.

Auch der Himmel zollte dem herrlichen Tag seinen Beifall. Durch Regen und Nebel hatte die Sonne am Abend noch den Weg gefunden und überstrahlte das Land umher. Das niedergesunkene, in phantastischen Gestalten zusammengeballte Gewölk lagerte, dann und wann von Wetterleuchten durchzuckt, am Horizonte. Wie von einer Bühne stiegen die siegreichen Bataillone — die hochgethürmte Festung Königgrätz, die in greller Beleuchtung mitten in der Elbe zu brennen schien, vor Augen — von der Höhe des Schlachtfelds in weitem Halbkreis nieder, indeß noch in der Mitte die Reitergeschwader im Kampfe auf- und niederwogten, und die Geschütze die letzten grollenden Laute vernehmen ließen, als wären sie der Donner des abziehenden Wetters.

Sind — so fragen wir — die Männer, die hier mit pulvergeschwärzten Gesichtern, das Gewehr in der Hand, zu Hunderttausenden daherkommen, sind diese aus allen deutschen Stämmen gemischten, vom Herde so gut, wie aus der Caserne, herangezogenen Krieger Preußen? Hört doch die Mundarten, die sie sprechen, Mundarten, wie sie an der Schwelle Rußlands, an den Dünen der Ostsee, auf dem Granittrottoir der königlichen Stadt Berlin, im Riesengebirge, im Sachsenlande, an den roman-

tischen Ufern des Rheins und der Mosel und endlich gar am Fuße der Burg Hohenzollern gesprochen werden. Sind das Preußen? fragen wir noch einmal. Nein, es sind Deutsche! Wie ein Blatt von Adern durchzogen ist, so durchdringt das preußische Land das weite Gebiet Germania! Das Blatt und die Adern bestehen nur eins in dem andern, eins durch das andere. Preußen sucht die Vereinigung mit Deutschland; nein, es sucht sie nicht, es hat sie in der Schlacht bei Königgrätz gefunden. Durch diesen Sieg, der nach Menge und Leistungen der Kämpfer, sowie nach schlagartiger Wirkung bis dahin kaum seines Gleichen hat, ist das Haus Deutschlands auferbaut, wenn auch noch die Gerüste stehen und einzelne Wohnräume der weiteren Ausführung harren. Siebzig-Einundsiebzig ist nur die Frucht von Sechsundsechzig.

3.

Schauen wir uns nach den drei jungen Männern unserer Bekanntschaft um, die an dem großen Tage unter Waffen standen.

Da der Kronprinz das Steinmetz'sche Corps wegen der blutigen Arbeit bei Nachod und Skalitz in Reserve gestellt hatte, blieb Fähnrich Heringsdorf unbeschäftigt, so gern er auch mit geschlagen hätte. Um so größeren Antheil nahmen Schneller und Horst. Jener befand sich mit in der Mördergrube des Swipwaldes und entrann, tapfer fechtend, dem Tode, der fast seine ganze Compagnie hinwegraffte. Dieser stand mitten in dem schweren Kampfe, den die erste Gardedivision Nachmittags gegen drei um den Besitz des Dorfes Rosberitz kämpfte. Die Stellung der tapferen Truppen war, wie oben berichtet wurde, von der äußersten Gefahr bedroht, weil der Feind hier mit frischen Scharen in großer Uebermacht erschien.

Rudolf hatte sich mit den ihm zugetheilten Leuten in eine Ziegelei geworfen; hier kämpfte er noch zuletzt, als das Dorf beinahe ganz in die Hände der Oesterreicher gefallen war. Eine Stirnwunde,

um die er sein Tuch gebunden, litt es nicht, daß er den Helm trug. Er hatte Schießscharten in das leichte Mauerwerk brechen lassen. Da seine Leute ihre Taschenmunition gänzlich verbraucht hatten, wies er sie auf den Vorrath der Verwundeten und Todten, die umhergestreut lagen. Als ihn dann ein Schuß in das Bein traf, war er genöthigt, sich niederzusetzen; aber noch immer feuerte er seine Füseliere zur Gegenwehr an.

Der hartnäckige Widerstand, den diese kleine Festung leistete, und der verhältnißmäßig große Verlust, den die Feinde davor erlitten, erbitterten Diese so heftig, daß sie schwuren, was von Preußen in der Ziegelei sei, solle sterben. Aber so oft sie auch gegen das Gehöft anstürmten, immer warfen die Spitzkugeln, die durch die Mauerlücken sausten, die Angreifenden nieder, und man mußte ganze Haufen von Todten hinwegräumen, um von Neuem andringen zu können. Zuletzt beschossen die Oesterreicher die Ziegelei selber. Alsbald ging das Sparrenwerk in Flammen auf; das Dach des Hauptgebäudes stürzte mit lautem Gekrach, eine dunkle Staubwolke aufwirbelnd, zusammen und begrub die Kämpfer unter seinen Trümmern. Der Feind stürmte, ein wildes Freudengeschrei ausstoßend,

weiter, um die Eroberung des Dorfes zu vollenden.

Es ist dem Leser bekannt, daß bald darauf Rosberitz unter schweren Opfern wieder erobert wurde. Die Garde bezog dann am Abend in der Nähe die Beiwacht.

Bei dem Absuchen der Häuser blieb die seitwärts gelegene, großentheils in Trümmer gefallene Ziegelei anfangs unbeachtet. Mit anbrechender Nacht erschienen jedoch Krankenträger, welche die vor dem Gehöfte liegenden Verwundeten auf Bahren luden und hinwegbrachten, die Todten aber einstweilen zusammenlegten und übereinanderschichteten. Hätten sie einen Blick in das Innere dieser Räume gethan, so würden sie noch weitere Arbeit gefunden haben. Einige der tapfern Vertheidiger der Ziegelei hatten sich in dem Augenblick, als das Dach des Hauptgebäudes zusammenstürzte, in Nebengebäuden befunden; aber, erschöpft durch Blutverlust, war keiner von ihnen im Stande gewesen, seine Rettung zu versuchen. Einer derselben hatte sich tief in dem leeren Ofen der Ziegelei geborgen und war dort verschieden.

Unter den noch Lebenden befand sich auch Rudolf. Von Durst gequält, kroch er nach dem Brunnen im Hofe, um, wo möglich, seine dürren Lippen

anzufeuchten und die Wunden zu kühlen. Zwei Andere schleppten sich ihm nach; aber sie blieben wimmernd unterwegs liegen. Ein Fähnrich, der nach seinem Aussehen nicht mehr als fünfzehn Jahre zählte, war Rudolf vorausgegangen und über dem Brunnentrog, rücklings fallend, zusammengebrochen, so daß ihm das Haar des Hinterhauptes im Wasser schwamm. Unter der größten Anstrengung schob und zog Rudolf den schönen, blassen Jungen, dem eine Kugel die Schulter zerschmettert hatte, herunter, setzte ihn gegen den Trog und gab ihm, da er ungestüm Wasser begehrte, aus seiner Flasche zu trinken. Dann trank er selbst und schüttete Wasser auf seine Wunden. Aber jetzt schrieen die beiden Andern, die auf dem Wege nach dem Brunnen liegen geblieben waren, gleichfalls nach Wasser, und Rudolf labte Einen um den Andern. Der Nähere von den Beiden war ein österreichischer Hauptmann, der, wie es schien, nach einem Brunnen suchend, Zugang von außen gefunden hatte; der Fernere ein Unteroffizier von Rudolfs Compagnie. Dem Oesterreicher saß eine Kugel in der Brust, die ihm unsäglichen Schmerz bereitete; dem Unteroffizier, der seinen Weg mit einem blutigen Streif bezeichnet hatte, war der Fuß so gänzlich

zerschossen, daß nur noch ein blutiger Stummel aus dem Beinkleid hervorsah.

Da der Fähnrich mittlerweile von seinem Sitz am Brunnentrog herabgeglitten war, schleppte sich Rudolf zu ihm, um ihn von Neuem aufzurichten; aber diesmal versagte ihm die Kraft. Die Sinne schwanden ihm, und er sank wie todt quer über den jungen Menschen.

Um Mitternacht fiel plötzlich der Schein eines Lichtes auf diese Gruppe aufgegebener, unter dem eisernen Fuße des Mars jämmerlich zermalmter Menschen. War es ein Retter? O nein! Noch hatten sie den Kelch des Leidens nicht geleert. Zwei Menschen kamen mit leisen, vorsichtigen Schritten, die Blicke nach allen Seiten werfend: ein altes scheußliches Weib mit wirren Haaren, das eine kleine Laterne trug, und hinter ihr ein derber, breitschulteriger Bursche von stupidem Aussehen, mit einem langen, schon halbgefüllten Sack auf der Schulter — Beide in zerlumpter, schmutziger Kleidung.

„Setz ab, Wenzel!" sagte die Alte in böhmischer Sprache; „hier gibt es Arbeit." Und über den Unteroffizier, der bereits verschieden war, hinleuchtend, fügte sie hinzu: „Da ist eine Uhr und ein Beutelchen mit Geld! Diese Preußen — Gott ver-

derbe sie! — haben alle schönes Silber! — So, jetzt die Kleider!"

Und damit schälten sie den Todten mit großer Schnelligkeit aus bis aufs Hemde.

Die Hexe leuchtete weiter auf den Hauptmann, der wie erstarrt auf dem Rücken lag. „Ah," sagte sie, und ihr gelbes, hartes, scharfes Raubvogelgesicht begann sich zu beleben, „ein Offizier!"

„„Aber ein Oe— Oesterreicher,"" lallte Wenzel und trat einen Schritt weit zurück.

„Du Esel!" stöhnte die Alte mit heiserer Stimme; „es wird ein verfluchter Deutscher sein, so gut wie der Preuße da. Wir wollen ihm wenigstens die Stiefel, die Uhr und das Geld nehmen; die Kleider mag er behalten."

Der Blödsinnige setzte ihm den Fuß auf den Bauch, um ihm die Stiefel auszuziehen; aber wiederum fuhr er zurück und stammelte: „„Er le— lebt noch!""

„Ei was!" sagte das alte Weib, die eben beschäftigt war, ihm mit großer Fingerfertigkeit die Taschen zu durchsuchen; „siehst Du nicht, daß er am Abschnappen ist?"

Dabei gab sie dem Sohn aus ihrer gebückten Stellung mit ihrer knochigen Faust einen heftigen

Stoß gegen die Kniee, daß er fast über den Sterbenden hinweggetaumelt wäre. Plötzlich haftete ihr scharfer Blick auf der Hand des Offiziers; ihr gieriges Auge brannte. Sie zog ihm den Handschuh ab. „Ah, ein Ring, ein großer Diamant!“

Sie wollte den Ring abstreifen; aber wie sehr sie auch ziehen und zerren mochte, sie brachte ihn nicht über das dicke Fingerglied.

„Nimm Dein Messer, Wenzel.“

„„Nein, das thu' — thu' ich nicht!““

Wie ihm aber der Ring, von der Laterne beleuchtet, in's Auge funkelte, faßte ihn die Begierde; er zog das Messer aus der Tasche, stellte die große, starke Klinge knackend auf und reichte es der Mutter mit den Worten: „„Schneide Du!““

In diesem Augenblicke richtete sich der Fähnrich, der zuletzt mit dem Gesicht gegen den Hauptmann gelegen und die grause Scene mit angesehen hatte, gewaltsam empor, und, auf den gesunden Arm gestützt, ließ er ein schrilles, Mark und Bein durchdringendes Geschrei hören, als ob dies Scheusal von Weib ihm selber das Messer an die Kehle gesetzt hätte. Er, der in der Schlacht sich auf das Tapferste geschlagen hatte, war jetzt von solchem

Grausen erfüllt, daß er plötzlich die Kräfte fand, minutenlang ununterbrochen, wie ein gepeitschter Hund, die Stimme zu erheben.

Der Böhme wollte entfliehen; aber die Alte schlug ihre Geierklaue in seine Schulter und hielt ihn. „Nimm das Gewehr dort," krächzte sie, „und gib dem Schreier Eins auf den Schädel!"

Darüber war Rudolf aus seiner Betäubung erwacht und suchte nach seinem Degen, um ihn den Räubern, wenn sie näher kämen, durch den Leib zu stoßen; er tastete dahin und dorthin und konnte, todmatt und halbbewußtlos, wie er war, die Waffe nicht finden.

In diesem Augenblick ließen sich die Schritte einer Patrouille, die ohne Zweifel durch das Geschrei herbeigelockt war, hören. Sechs Mann, von einem Gefreiten geführt, traten in den Hof. Der Fähnrich und Rudolf gaben zwei Worte der Erklärung. Die Alte und Wenzel, der — riesenstark, wie er war — sich hartnäckig sträubte, wurden mit auf den Rücken gebundenen Händen abgeführt. Herbeigeholte Krankenträger brachten Rudolf, den Fähnrich, der nach der furchtbaren Aufregung in tiefe Schwäche verfallen war, und den österreichischen Hauptmann, der noch immer mit dem Tode

rang, hinweg. Auf dem Weg nach dem Dorfe hörten sie zwei Schüsse fallen: die Böhmin und ihr Sohn hatten durch rasche Soldatenjustiz ein verdientes Ende gefunden.

Zweierlei Tuch.

Achtes Kapitel.

1.

Wir haben Freund Engel in dem Augenblick verlassen, wo er, von seiner Wunde beinahe völlig hergestellt, als ein sehr rüstiger Invalide mit Frau, Schwiegervater und Schwägerin Röschen, der glücklichen Braut, die Anker zur Fahrt nach der Heimat lichtete. Die Heiterkeit der kleinen Gesellschaft steigerte sich noch erheblich, als sie in Gotha Briefe von Frau Katz und Genoveva aus Kissingen vorfand, welche einen guten Fortgang der Cur und Sorglosigkeit in Bezug auf Kriegsgefahr bekundeten. Badegäste, schrieb Frau Katz, seien aus Nord und Süd zusammengeströmt, und neben Engländern, Russen und Franzosen fehle es auch nicht an Preußen, die in ihrer Eigenschaft als Patienten ganz unangefochten in Feindesland seien — wofern sie nur ihre Zeche bezahlten.

Wie ganz anders würde die Stimmung unserer

vier Potsdamer gewesen sein, hätten sie gewußt, daß gerade an dem Tage, wo das Dampfroß sie nach der Heimat trug, ein sehr hitziger Kampf in Kissingen stattfand, bei dem die preußischen Kugeln sogar in den Gasthof schlugen, in dem Frau Katz mit ihrer Tochter wohnte.

Es ist doch gut, daß wir nicht hinter den Vorhang sehen. So gleichen wir den Mückchen, die in der Sonne tanzen, unbesorgt um den Regen, der sie eine halbe Stunde später niederschlägt.

Die Reisenden hatten ihre Ankunft in Potsdam durch den elektrischen Draht vorausgemeldet, und sie erwarteten Käthchen, den Blaustrumpf, Friederike, die kleine Freundin des großen Schneller, und Hedwig, die wilde Hummel, im Bahnhofe; aber Niemand hatte sich eingestellt. Erst als die Droschke mit den vier Insassen vor dem Hause Katz hielt, stieg der alte, wohlbeleibte Telegraphenbote die Treppe hinan, um schweißtriefend die nun überflüssige Nachricht zu überbringen. Es war eben die Zeit allgemeiner Telegrammen-Wirrniß.

Sobald der Kutscher sein Peitschensignal gegeben hatte, brauste sofort die wilde Hummel die Treppe hinab. Peter Peter, das Copirbuch mit Wonne im Stiche lassend, holte sie unterwegs ein, indem er die sechs Stufen mit einem Riesensprung bewäl-

tigte. An dem Fenster des Comptoirs, das nach der Straße ging, erschien das vollbackige, von bürstenartigem Haar umstarrte, immer vergnügte Antlitz des Commis Jähnike. Der kleine verwachsene Spitzius war von seinem hohen Drehstuhle, der ihn den Tag durch an das Hauptbuch bannte, herunter geklettert und betrat, die Feder hinter dem Ohr, den Treppenabsatz. Friederikchen, die unter des Buchhalters väterlicher Leitung im Geschäft arbeitete, kam nun ebenfalls, die Schreib-Aermel abstreifend, herbei. Sie ließ den Anderen den Vorsprung, einmal, weil sie, stets auf Schicklichkeit haltend, nicht rennen mochte, und zweitens, weil ihre Schritte so klein waren. Man mußte an ein Hühnchen denken, wenn man sie trippeln sah. Dafür ließ sie aber, um wenigstens mit der Stimme da zu sein, schon von fern einen Jubelruf hören. Von Allen zuletzt tauchte jetzt auch Katinka auf; sie kam mit zerstreutem Gesicht und verschobener Toilette aus dem Garten, wie aus einer andern Welt, ein Buch über den Materialismus, das sie zu studiren begonnen hatte, in der Hand. „Hab' auf Deinen Chignon Acht; er hängt nur noch an einer Nadel," sagte ihr Minna leise bei der Begrüßung.

Die Rückkehr der Reisenden in den Schooß der Familie brachte diesmal eine besondere Aufregung

hervor, da Engel aus dem Rachen des Kriegs und Röschen aus den Armen eines den Katzianern noch unbekannten Bräutigams kam. Die zerschossene Hand des Ersteren — eine Trophäe, die er stets bei der Hand hatte, wie er sagte — und Heinzes Photographie, die Röschen natürlich in der Tasche mit sich führte, wurden von den Mädchen noch vor dem Eintritt ins Haus mit großer Theilnahme betrachtet.

In der Hausflur waren die Dienstmädchen aufgepflanzt. Nachdem sie den Kriegsmann und die Braut knicksend beglückwünscht hatten, klagte das Stubenmädchen, daß die Ankunft so unerwartet geschehen sei. „Wir wollten Eichenlaub holen und dicke Kränze flechten; das Treppengeländer und das Haus sollten grün verziert werden," sagten sie. „Herr Spitzius, der so schön malen und dichten kann, hat ein Bild angefertigt und prächtige Verse dazu."

„„Da ist das Bild!"" rief die Köchin und brachte einen großen, mit Papier überspannten Holzreif herbei. Darauf sah man vier Genien in einer Art von Badecostüm mit eben so viel Fahnen, auf welchen: Willkommen, Herr Katz! Willkommen, Herr Engel! Willkommen, Frau Engel! Willkommen, Fräulein Braut!

zu lesen stand. Die Genien schwebten über einem Wolkenberg, an dessen Fuß folgende, auf Engel und Röschen zielende Verse in Zierschrift prangten:

Gott Mars hat ihn und Amor sie geschlagen,
Ihn auf die Hand und sie aufs Herz. O Glück!
Was er verlor, dem kann er leicht entsagen;
Was sie verlor, zahlt Heinze ihr zurück.

„Wißt ihr was?" sagte Hedwig zu den beiden Dienstmädchen, als die Reisenden in die Zimmer getreten waren. „Eichenlaub muß mein Freund Hofgärtner noch heute Abend schaffen. Dann bleiben wir, wenn Vater und Röschen, die von der langen Fahrt ermüdet sein werden, bei Zeit zu Bette gegangen sind, noch eine gute Weile auf und flechten die Kränze. Rikchen und Peter müssen auch helfen; es wird uns von der Hand gehen, wie in der Fabrik. Treten sie dann morgen in die Hausflur, so finden sie Alles prächtig aufgeputzt. Das ist auch eine Ueberraschung."

Die Mädchen willigten mit Freuden ein, und auch Friederike und Peter, dem ein guter Imbiß für die nächtliche Arbeit in Aussicht gestellt wurde, ließen sich gern bereit finden.

Engel und Minna waren weiter gefahren nach ihrer Wohnung, indeß Herr Katz sich auf das Comptoir begab, theils, um sich nach den wichtigsten

Bestellungen, die unterdessen eingelaufen waren, zu erkundigen, theils, um Spitzius im Namen der Familie seinen Dank für die „capitalen“ Verse auszusprechen. Das Hauptbuch lag, wie gewöhnlich, auf dem kleinen Pulte, aber kein Spitzius war dahinter. Endlich kam er, mit dem Taschentuch den strömenden Schweiß von der Stirne wischend.

„Woher so hastig und erhitzt?“ fragte Katz.

„„Ihnen die Wahrheit zu gestehen, Herr Principal,““ erwiderte der kleine Buchhalter keuchend, „„ich war drüben in Herrn Engels Wohnung, und bin nun durch das Hintergäßchen zurückgelaufen, um dem Wagen nicht zu begegnen. Das Mädchen dort ist mit der Ausschmückung des Hauses weiter gediehen, als hier, und, von mir benachrichtigt, hat sie nun auch den Glückwunsch aufgehängt.““

In der That sahen Engels, als sie ihr Haus betraten, wie in einen grünen Wald hinein. Ein aus Tannenzweigen, schönen Gräsern und Blumen gewundener Kranz enthielt die von Spitzius gedichteten Verse:

Ein junger Tauber war gezogen
Zum wilden Forst in böser Stund'.
Sein Weib, das girrend nachgeflogen,
Traf ihn verletzt in Waldes Grund.
Sie ätzt den Armen, kühlt die Wunde
Mit ihrer Flügel leisem Schlag;

Ein Gott erlaubt, daß er gesunde
Und gibt der Rückkehr schönen Tag.

Die acht Anfangsbuchstaben dieser Zeilen waren kunstreich aus lauter Röschen zusammengesetzt. Ueber den Versen schwebte ein freilich etwas zu roth colorirter Engel mit einer Tuba, welcher die bandförmig geschriebenen Worte:

Vivant Herr & Frau Engel!

in die Welt hinabtutete.

Das Ehepaar Engel freute sich nicht wenig über die Aufmerksamkeit ihres Mädchens und über die treue Anhänglichkeit des Buchhalters, die sich auch hier wieder aussprach. Was Minna noch besonders als Hausfrau berührte, war der treffliche Stand ihrer kleinen, netten Wohnung, in welcher das Mädchen nach Kräften geputzt, gefegt, gebürstet, gebohnt, geölt, gewichst und polirt hatte. Die junge Hausfrau spendete dankbar ein schönes Geschenk, dem Engel noch einen Champagnerthaler hinzufügte.

Aehnliche Geschenke mit ähnlichen Zuthaten gewichtiger Silberlinge erfolgten im Hause Katz, das gleichfalls am folgenden Morgen im vollen Festgewand prangte. Als Engel in der Frühe herüber kam, fand er seinen Schwiegervater im Schlafrock und mit der langen Pfeife, welche allgemein im Hause die Freundin genannt wurde, wie er in

der Hausflur behaglich schmunzelnd die schweren Eichenlaubguirlanden, die alle Räume durchdufteten, in der Hand hielt, und der kleinen Friederike, welche in einem allerliebsten Schlafhäubchen aus ihrem Zimmer sah, den Schmuck des Hauses anpries: „Wahres Laubhüttenfest — anhängliches Dienstpersonal — patriarchalisches Verhältniß — wenn Köchin nur weniger verliebt wäre.“

Was Spitzius angeht, so würde Derselbe von Katz und Engel, wenn Diese den Thron der Hohenzollern inne gehabt hätten, wenigstens mit dem rothen Adlerorden dritter Klasse mit Eichenlaub decorirt worden sein; er hätte dann Eichenlaub für Eichenlaub eingetauscht. So aber beschränkte man sich auf Dank und eine ansehnliche Gratification, die auch nicht unwillkommen war. Dieselbe wurde „wegen besonderer Leistungen in bedrängter Zeit“ gewährt, und noch um fünfzig Thaler erhöht „wegen poetischer Leistungen bei Rückkehr der Principale“. Auch die anderen Herren vom Comptoir nebst Peter wurden bedacht, zugleich aber ein neuer Commis, den Spitzius mittlerweile ausgespürt, in Pflicht genommen. Engel trug auch auf eine Gratification für Friederike, die fleißige Helferin, an; aber Katz lehnte dies ab mit den Worten: „Kleines Ding — bis Geburtstag warten.“

Zu seinem großen Vergnügen erfuhr Engel, daß in den zwei letzten Wochen Aufträge von Belang eingelaufen waren. „Die Schlacht von Königgrätz," bemerkte er gegen Katz, „macht viele Toast nothwendig: da wird denn fleißig aus dem kühlen Brunnen geschöpft, der in dem Keller des Weinhändlers springt."

Gegen Mittag erschien der taube Stierke, der uns von Engels Hochzeit her bekannt ist, auf dem Comptoir; in seiner Aufregung gesticulirte er schon von fern mit seinem Hörrohr. Er war zunächst gekommen, um Katz und Engel zu begrüßen und um Ersteren auf den nächsten Abend zu der gewohnten Partie Domino einzuladen. Sodann theilte er den beiden Herren mit, daß er angefangen habe, sein Geschäft wesentlich zu erweitern, indem er nun auch künstliche Glieder nach amerikanischen Mustern arbeite. „Es ist vortrefflich," bemerkte er gegen Engel, „daß Sie mich nun auch in Kundschaft setzen werden. Sie sollen zwei künstliche Finger haben, womit sie ein Adagio spielen können."

Stierke fuhr fort, mit großer Befriedigung von dem neuen Fabricationszweige zu sprechen. Er habe das Glück gehabt, einige sehr geschickte Arbeiter zu gewinnen; andere seien in der Ausbildung begriffen. In allen Hospitälern, die der Krieg nothwendig

gemacht, sei großes Begehr; besonders Böhmen sei für ihn ein ergiebiges Feld, und nun sei auch noch Kissingen hinzugekommen.

„„Wie so, wie so?““ schrie Katz in Stierkes Hörrohr.

„Trommeln Sie mir doch nicht so mit Ihrer Stimme auf mein armes Ohr! Sie wissen ja doch, daß man in ein Hörrohr nicht schreien darf. Haben Sie denn nicht von der blutigen Affaire bei Kissingen vernommen? Es werden ja Extrablätter durch alle Straßen getragen.“

In diesem Augenblick brachte ein Zeitungsbube ein noch nasses Blatt, auf welchem folgende Nachrichten zusammengestellt waren.

„Die Bairische Zeitung meldet aus München „vom 10. Juli: Seit heute Morgen heftiger Kampf „um und bei Kissingen. Die Preußen griffen auf „der rechten Seite der Saalbrücke an, wurden aber „mehrmals durch Kartätschen zurückgeworfen. Granaten flogen in die Stadt; der Kirchthurm und das „Rathhaus sind davon getroffen; das Hotel zum „bairischen Hof ist zusammengeschossen. Die bairischen Truppen sind voll Muth. Die Infanterie „schoß vortrefflich. Seit ein Uhr Mittags hörten „telegraphische Nachrichten von Kissingen auf. Dies „ist erklärlich, da das Telegraphenbüreau nahe an

„den von Granaten getroffenen Gebäuden sich be-
„findet. — Einberufung der gesammten Landwehr
„gemäß Titel 9 §. 5 der Verfassungsurkunde.

„Weiter wird gemeldet, München, den 11. Juli, „Mittags: Die Polizeibehörde macht bekannt: Nach „achtstündigem Kampf haben die Preußen die Saal-„übergänge bei Kissingen forcirt. Heute wird die „Fortsetzung des Kampfes erwartet, wozu die Re-„serven herbeigezogen sind. Die bairischen Trup-„pen sind voll Muth und schlagen sich vortrefflich.

„München, den 11. Juli, Nachmittags. Eine „anderweitige polizeiliche Bekanntmachung verkün-„det: Nach Forcirung der Saale-Uebergänge bei „Kissingen waren die Preußen bis Nüdlingen vor-„gedrungen. Die erste bairische Division hat die „Preußen aus Nüdlingen mit Verlust zurückge-„worfen und behauptet dieses große Dorf mit Er-„folg. Generalleutnant Zoller starb den Helden-„tod. Heute Vormittag sind die Preußen von den „Baiern wieder aus Kissingen hinausgeworfen „worden.

„Dagegen meldet ein Telegramm aus Kassel „vom 12. Juli: Am 10. d., Nachmittags 2 Uhr, „fand bei Kissingen ein glückliches Gefecht statt. „Die Verluste der bairischen Truppen sind groß, „die der Preußen sehr gering. Es wurden viele

„bairische Gefangene gemacht. Die Preußen haben „vollständig gesiegt und den Uebergang über die „fränkische Saale erzwungen. General von Fal= „ckenstein marschirt auf Schweinfurt an den Main."

Die Zusammenschießung des bairischen Hofes, wo die beiden Genoveven wohnten, war eine Hiobspost. Jetzt erschienen auch die Mädchen unter Thränen und Klagen auf dem Comptoir. Spitzius und die Commis standen theilnehmend umher; Herr Katz rieb sich rathlos die Glatze und jammerte über die wider seinen Rath getroffene, unglückliche Wahl des Curorts. Stierke schlug sich vor die Stirn und nannte sich pleonastisch einen gedankenlosen Esel, weil er mit Heiterkeit das Gefecht von Kissingen berichtet hatte, ohne die zwei Badegäste zu bedenken.

Engel allein verlor den Kopf nicht. „Hoffen wir das Beste", sagte er. „Ist der Gasthof wirklich in Brand geschossen, so brauchen darum die Curfremden noch keinen Schaden genommen zu haben. Jedenfalls muß von unsrer Seite gehandelt werden. Ich fühle mich stark genug, sofort die Reise nach Kissingen zu unternehmen."

„„Braver Schwiegersohn!"" murmelte Katz, indeß Stierke leise davon schlich und, die Außentreppe des Hauses langsam hinabsteigend, eine große,

gedankenvolle Prise nahm. „Beschießung des bai= rischen Hofes", sagte er halblaut vor sich hin. „Am Ende werd' ich noch für Frau Katz ein Bein anfertigen müssen."

Schon wollte sich Engel nach seiner Wohnung begeben, um Vorbereitungen zu seiner Abreise zu treffen, als ein Privattelegramm, von Frau Katz an den Gatten gerichtet, eintraf, welches so lautete:

„Alle Gefahr vorüber; wir Beide — dem Herrn Preis und Dank! — unversehrt und wohl. Ein jugendlicher Held hat uns gerettet. Das Weitere brieflich."

Diese Kunde, so lakonisch sie auch klang, war doch für die Familie Katz eine große Herzenser= leichterung, und die thränenfeuchten Augen der Mädchen lachten wieder, wie die Aprilsonne im Regen.

„Der jugendliche Held" setzte die Katzschen Töchter in unglaubliche Spannung. Wie ein Dutzend schnurrender Spinnräder schwirrten die Zungen lauter und leiser durcheinander. Ein Offizier mußte es sein; das litt keinen Zweifel. Jugend= lich — also wohl ein Leutnant, höchstens ein Haupt= mann. Aber von welcher Couleur? Ein Hell= oder ein Dunkelblauer? Am wahrscheinlichsten blieb doch immer ein preußischer Leutnant. Aber wer?

wer? Halt, sollte es am Ende gar — der Name wurde nicht ausgesprochen, weil das Auge des Vaters gerade forschend auf der Sprecherin ruhte.

Engels Reise blieb nun fürs Erste aufgeschoben; es mußte so Vieles und so Wichtiges in dem Weingeschäft geordnet werden, daß er zum Mindesten den Brief abwarten wollte.

Für den Abend dieses bewegten Tages lud Minna die Familie bei sich ein, um das wichtige, in nebelgrauer Ferne schwebende Abenteuer bei einer Tasse Thee traulich zu besprechen. Mit den Männern, die sich eine Stunde später einstellten, sollte auch der gute Spitzius kommen. Er bekam seinen Sitz auf hohem Kissen gegen die Wand, wie er es liebte. Dies und der Gedanke, mit zur Familie gerechnet zu werden, machte ihn seelenvergnügt. Als er in später Stunde auf seine einsame Stube kam, schrieb er in sein Tagebuch: „Wonniger Abend mit Minna."

Ueber dem Thee stellte sich auch noch Brennecke mit seinem Neffen Albert von Heringsdorf, dem gelehrten, aber höchst zerstreuten Primaner aus Prenzlau ein. Heringsdorf wollte sich den alten Spitznamen „Sardelle", welchen die neckischen Kätzlein sofort wieder in Curs setzten, nicht mehr gefallen lassen, da er jetzt eine Respectsperson sei; denn er

gab aushilfsweise Unterricht an einem Potsdamer Institut, dem zwei Lehrer durch den Krieg entzogen worden waren; aber das muthwillige Mädchenvolk achtete nicht auf seine Proteste.

Minna eilte frischen Thee aufzuschütten und das Abendbrot zu verstärken, während Engel in die ewige Nacht seines Privatkellers hinabstieg, um einige Flaschen Scharzberger heraufzuholen; denn auf die frauenzimmerliche Anfeuchtung der Kehle durch Thee mußte eine männliche durch Rebensaft folgen.

Engel hielt auf feine, wohlklingende Gläser. „Auch das Ohr," pflegte er zu sagen, „will seinen Theil am Genusse." Man stieß auf das Wohl der „Kissinger" und des „jugendlichen Helden" an; Alles war in der behaglichsten Stimmung.

Brennecke schilderte den unermeßlichen Jubel der Berliner bei der Nachricht von dem großen Siege des dritten Juli. Dabei erzählte er von dem sinnreichen Gedanken eines geringen Mannes, der mit einem Kranz auf die Friedrichsstatue kletterte und, über die glatte Fläche des ehernen Rosses hinweg, glücklich auf den Rücken des riesigen Thiers gelangte. Dort auf dem ausgebreiteten Mantel des Königs stehend, warf er seinen Kranz über dessen Haupt und schwang seine Mütze,

zu dem Volke hinabgrüßend. Jedermann fühlte den Zusammenhang zwischen damals und jetzt. Jener hatte die Gasse geöffnet, auf welcher Borussia jetzt so ruhmvoll weiter geschritten war.

Brennecke war es auch, der den Toast auf den Wirth brachte. „Vergessen wir nicht," rief er, „über den Siegern die, welche Schmiere gekriegt haben. Unser Pflegesohn, Schwiegersohn, Gatte und Schwager lebe mit acht Fingern so glücklich, wie vormals mit zehn!"

Die Weinkrystalle läuteten, und die Damen mischten ihre Theetassen unter die Gläser.

2.

Einen Theil des Abends verbrachten die Mädchen mit Minna in einem besonderen Stübchen, wo es sich — fern von der Politik und dem Geschäft der Männer — vorzüglich plauderte. Friederike und Hedwig berichteten abwechselnd allerlei Seltsames über die Lehrthätigkeit der Sardelle.

„Da er meist mit stehendem Rockkragen, weit heraushängendem Taschentuch und einem Stiefel ohne Absatz in die Klasse kommt," erzählten sie abwechselnd, „so ist er natürlich eine komische Figur

für die Schüler, welche, statt von seiner Gelehrsamkeit Nutzen zu ziehen, ihren Schabernack mit ihm treiben. Einmal zeichneten sie einen Chignon an die Tafel, weil er Tags zuvor beim Regen auf der Straße den Chignon einer Dame vermittelst seines Schirmes aufgespießt hatte. Ein anderes Mal hingen sie ein Häkeldeckchen von einem Sopha an einer Schnur quer durch den Schulsaal, weil er kurz zuvor mit einem solchen auf dem Rücken in einer Gesellschaft erschienen war.

„Die Schülernamen," berichteten sie weiter, „verwechselt er beständig und macht z. B. regelmäßig aus dem „Meyer" einen Schulze, aus dem „Schulze" einen Meyer. Da er in hohem Grade kurzsichtig, zerstreut und verlegen ist, verliest er sich zum allgemeinen Gaudium beim Unterrichte sehr häufig; aus „Schwitzstube" wird Spitzbube, aus „Vorläufer" Vorsäufer, aus „Lohgärber" Flohfärber. Einmal haben ihn die Jungen mit einem feierlichen Salamander empfangen, der mit den ausgehobenen Dintenfässern gerieben wurde; ein anderes Mal setzten sie einen Pudel auf das Katheder, der ihn heftig anbellte, so daß der arme Schelm nicht wagte, den Lehrstuhl zu besteigen.

„In den Aufsätzen, die sie für ihn anfertigen

müssen, erzählen sie die Zerstreutheiten, die er sich hat zu Schulden kommen lassen, von Anderen, wie er z. B., wenn er irgendwo zu Gast ist, bei Tische die Messer und Gabeln von den Schüsseln nimmt, so daß er zuletzt ein halbes Dutzend Bestecke neben und in seinem Teller liegen hat, deren er sich abwechselnd arglos bedient; wie er ferner die Beinkleider eines Collegen, der auf einige Tage bei ihm wohnte, anzieht und sie von dem Schneider kürzen läßt, da er sie zu lang findet; wie er, zu einer Hochzeit eingeladen, einen andern Gast frägt: „Wieviel gibt man der Hebamme?" denn er glaubt auf einer Kindtaufe zu sein; wie er einem Geheimrath Schimmel Besuch abstattet und auf dessen Frage, wer er sei, in der Verlegenheit antwortet: „Ich bin der Geheimrath Schimmel;" worauf Dieser entgegnet: „Bisher lebte ich der Ueberzeugung, das sei ich," und wie er dann, zum zweiten Mal befragt, in immer wachsender Verwirrung erwidert: „Ich bin der verstorbene Hering des Hauptmanns von Heringsdorf."

Auf ihrem Heimweg kam die heitere Gesellschaft bei Pastor Dünnbiers Wohnung vorbei. Man sah an der Wand seiner Studirstube im ersten Stock die lange, dürre Gestalt mit der verschobenen Perrücke geisterhaft hin und her huschen. Da er heftig

gesticulirte, lag die Vermuthung nahe, daß er eine seiner langen Predigten einstudire. Die wilde Hummel begann die wunderlichen Bewegungen nachzuahmen und in grotesken Sprüngen die Gesellschaft zu umkreisen; aber der Vater that ihr mit strengen Worten Einhalt.

Als die Familie Katz nach Hause kam, fand sie die Dienstmädchen in nicht geringer Aufregung. Sie hatten Röschen, die Braut, so herzlich beglückwünscht, daß Diese nicht umhin konnte, ihnen eine Freude zu bereiten. Zu diesem Ende hatte sie ihnen Essenz gegeben, um sich an dem Abend, den die Familie bei Engels zubrachte, einen Punsch zu brauen. Dies war denn auch in der geräumigen Küche geschehen, und Alles hatte einen guten Verlauf genommen. Was die Lustbarkeit noch erhöhte, war der Umstand, daß ein in Potsdam bei dem Verpflegungswesen beschäftigter Unteroffizier so gütig war, auf ein Stündchen bei den Damen vom Kochlöffel und vom Besen vorzusprechen. Auch an dieser Tafel waren, wie bei Engel, Toaste ausgebracht worden, bei denen die gütige Herrschaft keineswegs leer ausging. Nun aber war die Bowle bis auf den letzten Tropfen geleert; der Kriegsmann, der es nicht zweckmäßig fand, von der Familie Katz im Hause getroffen zu werden, war

schon vorher gegangen und hatte keine Spur hinterlassen, als einen rothen Kußfleck auf der Wange der Köchin und einigen, eben nicht feinen Cigarrenduft in der Küche. Lachend und schreiend gingen die Mädchen die Treppe hinauf, um in der Dachkammer Ruhe zu suchen; aber vom Boden her schallten ihnen so entsetzliche Töne entgegen, daß sie nicht wagten, die letzten Stufen hinanzusteigen. War es ein Mensch oder eine Katze, oder eine Eule, oder irgend ein anderes Thier, das diese qualvollen, von Sterblichen noch nie gehörten Laute hervorstieß? Es hatte sich — so ging die Sage — auf diesem Boden vor langen Jahren ein melancholischer Hausknecht erhängt. Sollte es der irrende Geist dieses Unglücklichen sein? Oder gar ein Vampyr? Der Unteroffizier hatte vor einiger Zeit der Köchin ein schreckliches Buch von einem Vampyr-Menschen, der in der Türkei sein Wesen trieb, gebracht. Die Mädchen standen mit dem flackernden Licht und horchten. Die Töne kamen aus der Mansarde Peter Peters. Ja, es war nicht länger zu bezweifeln: in diesem Augenblick wurde dem Armen das Blut ausgesaugt! So konnte nur Einer stöhnen, dem das Blut ausgesaugt wurde. Jetzt blies ein Windstoß das Licht aus. „Er kommt zu uns, der Vampyr!“ kreischte die Köchin. „„Er ist da!

er hat mir schon!"" ächzte das Stubenmädchen. Damit taumelten sie, an dem Geländer sich krampfhaft haltend, die Treppe hinunter bis in die Hausflur, wo sie dem eben eintretenden Herrn Katz in die Arme stürzten. „Gnade, lieber Vampyr, Gnade!" schrieen die Geängstigten. „„Eseleien!"" erwiderte Katz. Es wurde Licht gemacht. Die Köchin — bleich, als ob der Vampyr, ihr kein Tröpfchen Blut übrig gelassen hätte — wollte berichten; aber sie brachte nur zerrissene Worte hervor, und die Erzählung war um so dunkler, da der Vampyr, Peter Peter und der Unteroffizier sich wie ein kreisendes Rad in ihrem Kopfe bewegten, und ganz beliebig bald der Eine, bald der Andere zum Vorschein kam. Das Hausmädchen, das eben so verstört aussah, bestrebte sich, die weichselzöpfige Geschichte zu entwirren; aber sie machte nur neue Confusion. Endlich hatte man so viel verstanden, daß Peter Peter in furchtbarer Todesgefahr schwebe. Die ganze Gesellschaft stieg nun processionsweise mit Lichtern die Treppe hinan, erst Herr Katz, dann Brennecke, dann Albert von Heringsdorf, dann Spitzius — die Männer mußten natürlich im Sturme die Vordersten sein — dann die Töchter des Hauses und zuletzt die beiden Dienstmädchen, die unmöglich allein zurückbleiben konnten.

Der Mansardenraum war von dem Boden durch

eine Scheidewand getrennt: sonst würde Herr Katz diesen Fackelzug nimmermehr gestattet haben. Man verschloß zur Absperrung des Feindes die Thür, welche von dem ersten Raum zu dem zweiten führte. Darauf rückte man vor Peters Thür, indem die Nachhut die Treppe besetzt hielt. Katz pochte an; tiefe Stille. „Ach Gott, er ist todt!“ wimmerte die Köchin und rang die Hände. Mit einmal begannen die seltsamen Laute von Neuem. „Jetzt saugt der Vampyr wieder!“ schrie das Stubenmädchen. „Gehen Sie nicht hinein, liebster Herr! es ist genug an Einem!“

Mittlerweile hatte Brennecke die unverschlossene Thür geöffnet. Welcher Anblick bot sich dem Eintretenden dar? Im leichtesten Schlafcostüm saß Peter Peter in der lauen Sommernacht auf seinem Stuhl; neben ihm, auf dem Tischchen, stand ein tief herabgebranntes Talglicht mit großem Räuber. Niemand befand sich, außer ihm, in der Stube.

„Was machst Du da?“ schrie Katz ihn an.

„„Ich rede Bauch““, erwiderte Peter ganz unbefangen, indem er schamhaft die Bettdecke, wie einen Mantel, um sich warf.

„Was, Du redest Bauch? Putze Dein Licht, sonst werde i ch Fractur mit Dir reden. Der Junge wird uns noch das Haus über dem Kopf anzünden.“

Peter brachte mühsam seinen Arm, an dem sich das Hemd mehr, als nöthig war, aufstreifte, aus der Bettdecke hervor, entfernte den Räuber, schob die Kerze hinauf und putzte sie mit den im Munde naß gemachten Fingern; denn eine Lichtputze war nicht vorhanden.

„„Seit ich heut morgen,"" berichtete er, „„einen sehr geschickten Bauchredner im Lustgarten gehört habe, studire ich die Bauchrednerei und habe schon gute Fortschritte gemacht. Soll ich dort aus dem Schranke oder unter meinem Bett herausspre- chen? Was befehlen die Herrschaften?""

„„Bitte, treten Sie ein!"" sagte er ganz harm- los zu den jungen Damen, welche natürlich zöger- ten, seine Schwelle zu überschreiten, indem er die Bett- decke enger um sich schlang und mit den nackten Fü- ßen in die Pantoffeln fuhr. „„Treten Sie ein! Meine Stimme wird jetzt aus der Ofenthür kommen.""

„Dummes, erzdummes Zeug!" rief Katz dage- gen, indem er ihm den Mund zuhielt. „Kein Bauch- reden mehr — ins Bett gehen — Licht ausmachen — künftig mit Lichtputze — Hausknechte Lichter mit Fingern löschen."

Und, zu den Dienstmädchen gewendet, setzte er hinzu: „Rausch haben — anderes Mal kein Punsch mehr — Vampyr aus dem Punsch gekrochen."

Die Familie und die zwei Gäste begaben sich nun zu Bette, und das Haus hätte endlich Ruhe gefunden, wäre nicht noch durch die Sardelle einige Störung verursacht worden. Der junge Herr, welchem diesmal ein anderes Zimmer, als das gewöhnliche, zum Schlafgemach angewiesen worden war, konnte dasselbe nicht finden. Trostlos irrte er im Haus umher und suchte Eingang bei den verschiedensten Thüren; aber überall wurde ihm, wie in der Zauberflöte dem Tamino, ein Halt, bald ein männliches, bald ein weibliches, entgegengerufen. Er glaubte sich im Stockwerk geirrt zu haben und gerieth endlich in das Mansardenstübchen des Bauchredners, welcher so freundlich war, in die bekannte Toga gehüllt, ihn nach seinem Zimmer zu geleiten.

Der Schwächen Heringsdorfs eingedenk, that Peter noch mehr. Er machte ihm Licht und sagte: „Hier ist das Bett, wo Sie schlafen; da kömmt Ihr Kopf hin zu liegen und dort die Füße. Vorher ziehen Sie mit dem Stiefelzieher, der hier unter dem Bett steht, die Stiefel aus und setzen sie vor die Thür, damit sie gewichst werden können. Da ist auch eine Lichtputze, um das Licht auszulöschen; denn nur Hausknechte löschen mit den Fingern. Gute Nacht!"

Am folgenden Tag kam ein Schreiben von Frau Katz folgenden Inhalts:

„Lieber Mann, ihr lieben Kinder alle!

„Dieser Brief ist von Genovevas Hand geschrie-
„ben, aber von mir dictirt; denn es zittern und
„zucken mir noch alle Nerven, daß ich unmöglich
„die Feder führen kann. Ihr wißt ja, daß ich über-
„haupt nervös bin, und nun ist der abscheuliche
„Krieg, von dem wir Frauenzimmer bloß in den
„Zeitungen zu lesen pflegen, zu uns in die Bade-
„stadt, ja in das Haus und in die Zimmer, die
„wir bewohnen, eingedrungen, und wenn nicht ein
„preußischer Hauptmann, mit geschwungenem De-
„gen vor uns tretend, noch zu rechter Zeit die
„kämpfenden Soldaten hinausgedrängt hätte: wir
„wären Beide unfehlbar des Todes gewesen durch
„Mordgewehr oder Schreck. Schon am Sonntag
„und Montag wurde es offenbar, daß sich ein Kriegs-
„gewitter heranzog; denn die Baiern saßen in der
„Stadt fest, und die Preußen rückten immer näher.
„Uebrigens war an ein Fortkommen nicht mehr zu
„denken. Unter wessen Schutz hätten wir zwei schwache
„Wesen fliehen sollen? Wagen waren längst nicht
„mehr zu haben; um und um wimmelte es von

„Soldaten. Jedermann rieth uns zu bleiben; das „sei immer noch das Sicherste.

„Am Dienstag gelang es unseren Truppen, un- „ter starkem Feuer des Feindes über die Saale zu „kommen und in die Stadt einzudringen; aber die „Baiern vertheidigten sich, wie Rasende. Die feind- „lichen Granaten sausten durch die Straßen; man- „cher Preuße fiel als Opfer, selbst als schon Gene- „ralmajor von Wrangel die Stadt als Sieger „durchritt.

„Zur Deckung ihres Rückzugs besetzten dann „die Baiern den Kirchhof und die Mariencapelle „mit Jägern und anderem Fußvolk; dort soll der „Kampf am grauenvollsten getobt und die Grab- „hügel mit Leichen wie besät gewesen sein. So la- „gen die Todten über den Todten und bestätigten „mein altes Wort, daß der Krieg von allen schreck- „lichen Dingen das schrecklichste ist. Wir hatten „uns diese biertrinkenden Baiern immer nur als „gemüthliche, schwerfällige Menschen gedacht; nein, „es sind wahre Teufel, wenn ihnen das Blut zu „Kopf steigt.

„Niemand erfuhr dies besser, als wir selbst. „Während des Angriffs der Unsern hatten sich viele „Bewohner Kissingens mit ihren Kurgästen in den „Kellern geborgen. Ich war gleichfalls dazu ent-

„schlossen; aber Genoveva, wie von Gottes Hand
„zurückgehalten" — hier stand von der Schreiberin:
„„Jawohl, von Gottes Hand!"" an den Rand des
Briefes geschrieben — „kündigte mir in diesem
„Punkte den Gehorsam auf. Da auch der Wirth
„auf sein wohlverrammeltes Thor vertraute, gab ich
„endlich nach. Dennoch drangen bairische Solda-
„ten durch das Hinterhaus ein, erbrachen die Thü-
„ren unserer Wohnung und stießen, ganz unbeküm-
„mert um uns, die geschlossenen Fenster und Laden
„auf, um in die Straße hinab auf die Preußen zu
„schießen. Natürlich gaben Diese Antwort, und es
„begann ein entsetzliches Feuern hinunter und herauf.
„Während ich ohnmächtig in einem Lehnstuhle lag,
„fand Genoveva die Kraft, an das unbesetzte Kam-
„merfenster zu eilen und — von dem Gefühl ge-
„trieben, es müsse uns durch die Preußen Hülfe
„kommen — ihr Tuch zu schwenken. Da fügte es
„der Himmel, daß sie von jenem Hauptmann erblickt
„wurde; daß Derselbe sofort das Thor mit seinen
„Leuten sprengte und in fliegender Eile heraufkam.
„Wie ich höre — denn ich lag noch immer in Be-
„täubung — wurden die Baiern nach kurzer Gegen-
„wehr überwältigt. Einer lag todt, Zwei schwer ver-
„wundet am Boden; die Uebrigen mußten sich ge-
„fangen geben. Als ich die Augen aufschlug, war

„Alles vorüber, und eine Stille herrschte in der „Stube, wie in der Kirche beim Segen. Nur Ge= „noveva weinte und schluchzte heftig, indem sie mir „Stirn und Schläfe mit Kölnischem Wasser bestrich. „Ich hätte denken können, Alles sei ein schreck= „licher Traum, wäre nicht die Zerstörung im Zim= „mer gewesen: zerbrochene Fensterscheiben, Kugeln „in der Wand, Blutflecken auf dem Fußboden.

„Und was hat dieser entsetzliche Tag für einen „Eindruck auf unsere Gesundheit gemacht? Merk= „würdiger Weise befinden wir uns wohler, als „zuvor! Die Tochter blüht wie eine Rose, und „die Mutter spürt ihre dumme Leber gar nicht „mehr, wenn ihr auch der Schreck noch in den „Gliedern sitzt. So denken wir nach beendigter „Kurzeit, etwa in einer Woche, heimzukehren, wo= „fern uns einer von euch Männern das Geleit ge= „ben will; denn allein trauen wir uns nicht auf „den Weg.

„Schließlich noch ein Wort von dem Haupt= „mann mit eigener Hand von der Mutter Genoveva „geschrieben. Der Hauptmann hat eine kleine Wunde „an der linken Schulter davongetragen und ist in „unserm Gasthof in Verpflegung. Er kommt öfters, „den Arm in der Binde, zu uns; auch leistet er uns „Gesellschaft auf der Promenade. Natürlich sind

„wir unserem edlen Retter freundlich — und Du, „lieber Katz, hast gewiß Nichts dagegen, obschon es „zweierlei Tuch ist.“

„In herzlicher Liebe eure treue Gattin,
„Mutter und Schwiegermutter
„Genoveva Katz, geb. Schneeberger.“

Zugleich mit diesem Schreiben kam, unter besonderem Umschlag, folgendes Briefchen Genovevas, der Tochter, an Engel:

„Liebster Schwager!

„Als Ergänzung des mütterlichen Briefes, theile „ich Minna und Dir ein Geheimniß mit, das ihr „vielleicht schon errathen habt: jener Hauptmann „ist niemand Anderes, als Silberblick, der zu dieser „Würde emporgestiegen — mein angebeteter, süßer „Joachim! Suche Vater unter Benutzung gün„stiger Stimmung die Einwilligung zu unserer „Verbindung zu entreißen. Ich will vierzehn Tage „lang vor Dir auf den Knieen liegen, wenn dies „gelingt.

„Deine G.

„Nachschrift: Silberblick hatte sich in der „Beiwacht vor Kissingen eine Kurliste verschafft „und wußte, wo wir wohnten.

„Zweite Nachschrift: Wie schön und wahr „sagt doch Thekla:
„„Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme!““

Engel theilte sofort dies Briefchen seiner Frau mit und verabredete mit ihr einen Plan, um die Festung Katz nach sorgfältiger Ausspähung zu überrumpeln.

3.

Der Morgen war noch nicht vorüber, als ein Schreiben vom Kriegsministerium an Katz, Engel und Compagnie einlief, worin eine bedeutende Weinbestellung für verschiedene Militärhospitäler gemacht wurde. Der Brief blieb für's Erste in der Tasche unseres Freundes.

Nach Tische pflegte Katz ein halbes Stündchen zu schlummern; er bezeichnete diese Siesta euphemistisch als „den Moment der Vergessenheit.“ Dann nahm er — bei gutem Wetter im Garten — eine Tasse Kaffee mit Cigarre im Familienkreise, während Morgens und Abends die Freundin geraucht wurde.

Das Kaffeestündchen im Garten war für Katz die behaglichste Zeit des Tages, und wer aus der

Familie etwas Heikles von ihm erlangen wollte, pflegte dann sein Anliegen vorzutragen.

Heute saß der alte Weinhändler in dem von einem nächtlichen Regen erfrischten Garten allein, da ein Besuch die Mädchen in Anspruch nahm. Um so erwünschter war ihm das in jener Nachmittagsstunde ungewöhnliche Erscheinen Engels, der sich mit freundlichem Gruß neben Katz niederließ und, da Dieser seine Cigarre noch nicht angezündet hatte, dem „lieben Schwiegerpapa" einen weit feineren Glimmstengel zuschob. „Luxuriöse Cigarre, aber vortrefflich!" sagte Katz, nachdem er einige Züge gethan. Es war dies die erste Bestechung. Katz zog die Klingelschnur; das Mädchen mußte noch eine Tasse bringen. Engel schritt zur zweiten Bestechung. „Ich wollte Ihnen eine angenehme Neuigkeit mittheilen," begann er, indeß der Schwiegervater ein Wölkchen nach dem andern bald durch den Mund, bald durch die Nase hinaus- und hinabschickte. Und damit schob er ihm die Bestellung des Kriegsministeriums zu. Katz warf die dicke Brille von der Stirn auf die Nase; ein höchst vergnügliches Schmunzeln ging über sein Angesicht. „Bon!" sagte er, nachdem er das Schreiben zweimal durchgangen und mit einem großen Tabakspuff förmlich übergossen hatte. „Bestellung unter

Brüdern zehntausend Thaler werth." Nach einer Weile setzte Katz, die Glatze reibend, hinzu: „Verteufelte Geschichte in Kissingen! Wenn sie nur erst wieder hier wären!"

„„Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, lieber Papa,"" nahm Engel das Wort. „„Sie kennen das Sprichwort: zwei Fliegen mit einer Klappe. Nun wohl! Minna theilte mir über Tisch mit, daß der Verein im Stande sei, in den nächsten Tagen eine Sendung an die Kissinger Hospitäler zu machen. Dieselbe braucht einen Geleitsmann, und ich bin nicht abgeneigt, dies Amt zu übernehmen und zugleich, wie ich schon früher erklärte, die Mutter und Genoveva zurück zu bringen. Da Sie wieder zur Stelle sind', und der neue Commis die Sachen am rechten Zipfel angreift, bin ich ganz gut auf ein paar Tage entbehrlich.""

„Bon! Wann abreisen?"

„„Ende der Woche, denke ich.""

Das erneute Anerbieten, die zwei Damen zu begleiten, war die dritte Bestechung. Das Eisen glühte und mußte nun geschmiedet werden.

„„Ich bin recht begierig,"" fuhr Engel fort, „„das Nähere über das famose Kissinger Abenteuer zu hören; insbesondere auch, die Localität und den Hauptmann zu sehen.""

„Den Hauptmann? Was sieht man an einem Hauptmann? Wird übrigens nicht mehr dort sein — leichte Wunde."

„„Vielleicht eine Herzenswunde dazu.""

Bei diesen Worten ließ Engel ein kleines herausforderndes Lachen erschallen und drehte das Ministerialschreiben zwischen den Fingern; aber der Schwiegervater lachte nicht mit.

„Wenn Anspielung auf Genoveva," sagte er und zog die dicken Brauen finster zusammen, „so muß ich protestiren. Sie wissen: zweierlei Tuch — — Uebrigens, wer sagt Ihnen, daß der Hauptmann beabsichtigt?"

„„Das ist so sicher, wie der Himmel über uns. Und eben so gewiß ist, daß seine Wünsche bei Genoveva Beifall finden. Sagen Sie selbst, was ist natürlicher?""

„Wo die Beweise? Hat sie den Silberblick so schnell vergessen?"

„„Ich habe auch einen Brief aus Kissingen — freilich ein anvertrautes Geheimniß. Aber so viel darf ich Ihnen sagen: Genoveva und der Hauptmann sind *ein* Herz und *eine* Seele. *Zwei Herzen und ein Schlag*, heißt es bei Schiller. Nein, Schiller sagt das nicht.""

„Hole der Teufel diesen Hauptmann!"

„„Lieber Vater, wir sind ihm großen Dank schuldig.““

„Aber man zahlt nicht mit Töchtern. Faß Wein schicken, wenn zurück — etwas Delicates.“

„„Solche Dinge kaufen sich nicht mit Wein ab. Liebster Vater, Hand aufs Herz, Sie können ihm die Tochter nicht weigern.““

Engel schoß mit diesen Worten ein Rauchwölkchen in die Luft, das sich spiralförmig aus seinem Munde zog und dann, weitere Kreise bildend, allmählich zerfloß.

„Wie ein Korkzieher!“ sagte Katz, sich einen Augenblick vergessend, voller Bewunderung. Er kann Alles! setzte er, halb laut für sich selber sprechend, hinzu. Dabei überraschte ihn der Gedanke, Engel werde stark genug sein, ihn zu überreden. Unwillkürlich knöpfte er den Rock zu, um sich im Betreff des Hauptmanns zu waffnen, und murrte: „Zweierlei Tuch!“

„„Das Kriegsministerium hat eine Bestellung gemacht,““ nahm Engel wieder das Wort; „„das ist auch zweierlei Tuch, und wir nehmen es vergnüglich an.““

Dagegen wußte Katz Nichts zu sagen:

„Wird ein armer Teufel sein, wie Silberblick,“

begann der alte Herr nach einer Weile wieder. „Wenn er nur wenigstens Major wäre!"

„„Die Augen der Vorgesetzten sind auf ihn gerichtet, und im Kriege geht es schnell mit dem Aufrücken. Haben Sie die unendlichen Verlustlisten in der Nationalzeitung gelesen? Eine Menge Majors sind gefallen oder liegen verwundet in den Hospitälern. Ich sage Ihnen, diese Campagne ist den Majors besonders gefährlich.""

Katz schob die silberne Brille unruhig hin und her und rieb sich die Glatze, als ob er ihr Funken entlocken wollte.

„„Sie haben eine Tochter verheirathet,"" fuhr Engel nach einer Weile fort, „„und eine ist verlobt. Vier, sage vier, sind noch zu versorgen, und die Männer werden jetzt noch rarer durch den Krieg. Der eine Artikel wird im Preise steigen, der andere fallen. Hier bietet sich eine gute Chance; ein Narr, wer nicht zugreift.""

„Herr Schwiegersohn!" brauste Katz bei dem Wort Narr auf und schlug den Tisch mit der Faust, daß die Tassen klirrten.

„„Verzeihen Sie!"" sagte Engel begütigend mit schlauem Lächeln. „„Man sollte nicht Alles sagen, was man denkt.""

„Zweierlei Tuch!" grollte Katz in sich hinein.

„„Zweierlei Tuch!““ wiederholte Engel, mit den pfiffigen Augen zwinkernd, und hielt ihm das Ministerialschreiben unter die Nase.

Katz versank in Stillschweigen; der Aschenkegel, den er vergessen hatte von seiner Cigarre zu streichen, stürzte als kleiner Staubbach über seine weiße Weste. Engel versäumte nicht — aufmerksam und gefällig, wie er war — die Brust des Schwiegerpapas mit Fingerschnalzen zu reinigen. Dann, mit dem Zeigefinger auf das Schreiben weisend, sagte er:

„„Wir werden dieses Haus reell bedienen, wie sich bei Katz, Engel und Compagnie von selbst versteht; weitere große Bestellungen stehen dann in Aussicht, und ich behaupte nicht zu viel, wenn ich sage: wir werden fett werden — von zweierlei Tuch.““

Obgleich in Brüten verloren, konnte Katz doch nicht umhin, die Mundwinkel zum Lächeln zu verziehen. Auf einmal schien ein Gedankenblitz sein Hirn zu erleuchten. Er setzte die Mütze, die neben ihm auf der Bank lag, entschlossen auf und sagte mit einer gewissen Genugthuung: „Wenn Genoveva dem Hauptmann gebe, wenigstens Leutnant Silberblick aus dem Feld geschlagen.“

Engel spielte lächelnd mit dem Klunker an sei-

ner Uhrkette. „„Der Leutnant Silberblick bekommt sie freilich nicht,““ sagte er vor sich hin mit einer leisen Betonung des Wortes „Leutnant“.

„Wenn immer gegen zweierlei Tuch geeifert, habe hauptsächlich kahlen Leutnant Silberblick gemeint.“

„„Sie ermächtigen mich, lieber Vater, in dieser Sache an Ihrer Stelle zu handeln?““

„Was heißt handeln?“

„„Den Liebenden ein Bißchen Hoffnung, ein Bißchen Courage machen, was schon wegen Genovevas Gesundheit Noth thut; dann, wann die rechte Stunde gekommen, die Hand des Hauptmanns in die Hand Ihrer Tochter oder die Hand Ihrer Tochter in die des Hauptmanns legen und sagen: Gebt Euch einen Kuß und habt Euch lieb; Vater Katz, der gute Vater Katz hat Nichts dawider.““

„Halt! Kann nur geschehen, wenn Hauptmann Ihren Beifall hat. Auf Ihr Urtheil, Herr Sohn, lege Werth. Kennen Wein und Menschen. Also wenn finden, daß Hauptmann gut — in Gottes Namen!“

„„Und die Caution, wofern der Hauptmann ohne Mittel sein sollte?““

„Ist meine Sache.“

„„Vortrefflich!““

„Meine Frau in Silberblick vernarrt — wird sich aber fügen. Weiber müssen pariren.“

„„Versteht sich. Uebrigens mache ich mich anheischig, die volle Zustimmung der Mutter zu erlangen.““

Engel winkte seiner Frau, welche seit einiger Zeit, von dem Vater unbemerkt, die beiden Herrn aus der Entfernung beobachtet hatte. Auch die jüngeren Mädchen stellten sich ein.

Aus Engels Auge blitzte Etwas, wie der Stolz eines Triumphators. Trotz seiner behaglichen Gestalt erhob er sich mit Schnellkraft und sagte in feierlichem Tone: „Liebe Frau und sehr werthe Schwägerinnen, ich habe Euch ein wichtiges Ereigniß kund zu thun. Vater hat einen großen Act der Selbstverleugnung geübt. Trotz des Fluches, der bisher auf zweierlei Tuch ruhte, gibt er seine Zustimmung, daß Genoveva und der Kissinger Hauptmann ein Paar werden.““

„Wenn der Hauptmann Ihren Beifall hat,“ setzte Katz hinzu.

„„Wenn der Hauptmann meinen Beifall hat; dies ist die einzige Bedingung. Hab’ ich recht gesagt?““

„Ja — jawohl!“ stotterte Katz, der sich wie ein Krammetsvogel in der Schlinge fühlte.

„Aber sie liebt ja den Silberblick," warf Röschen etwas vorlaut ein.

„Stille!" herrschte Katz.

„„Das Verhältniß zu Silberblick ist kein Hinderniß,"" fuhr Engel fort.

„Warum nicht? wie so?" schallte es von verschiedenen Seiten. Katz erhob sich und umkreiste schneller als je mit der flachen Hand die Glatze.

„„Mein Vater,"" nahm Engel von Neuem das Wort, „„die einzige Bedingung, die Sie an Ihre Zustimmung knüpften, war, daß der Hauptmann von mir annehmbar gefunden würde. Nun gut, diese Bedingung kann uns keine Schwierigkeit bereiten. Ich kenne den Hauptmann und achte ihn als einen ehrenfesten, durchaus tüchtigen Offizier.""

„Sie kennen ihn?" fiel ihm Katz verwundert in die Rede.

„„Wir kennen ihn alle; es ist niemand Anders, als der vormalige Leutnant Joachim von Silberblick.""

„Silberblick hat meine Tochter gerettet?" rief Katz, indem er seinen Schwiegersohn am obersten Knopf seines weißen Sommerrocks faßte.

„„Und die Mutter dazu. Ja, Silberblick. Aber bitte, reißen Sie mir den Knopf nicht ab; Minna hat ihn mir erst heute wieder befestigt.""

Die Augen des Herrn Katz traten vor ihre Höhlen; auf seiner Zunge erstarb jedes Wort. Er stand, wie eine allegorische Figur des Erstaunens, wie das salzgewordene Weib Loths. Nicht viel weniger überrascht, aber freudig überrascht, waren die Mädchen. Minna beeilt sich, die nothwendigen Erläuterungen zu geben.

„„Lieber Vater,"" sagte dann Engel und faßte ihn treuherzig bei der Hand, „„Sie werden doch nicht dem edeln Manne, den Gott in der Stunde der Noth den Ihrigen als Retter schickte, undankbar Ihr Jawort versagen? Als ruhmloser Leutnant, als unbewährter Offizier zog er aus; aber bald ist glänzend an den Tag getreten, was er werth ist. Wer so schnell zum Hauptmann aufrückte, ist von jenem Holze, aus dem man Generale schnitzt. Er ist ein Wein, der sich auf dem Lager merkwürdig gebessert hat und von Stunde zu Stunde im Preis steigt.""

„Vater, Väterchen, liebster Vater, gib Genoveva Silberblicken, bitte, bitte!" so riefen die Töchter im Chorus, indem sie Herrn Katz umdrängten und wie Epheu seine langen Glieder umrankten.

Dieser machte sich endlich Luft mit den Worten! „Ueberrumpelt und gefangen!"

„Er gibt nach, er willigt ein!" schrieen die Töch=

ter durcheinander; Hedwig tanzte im Jubel über ein Nelkenbeet. Engel drückte den Schwiegervater in den grünen Gartenstuhl nieder und trug ihn, von den Schwägerinnen unterstützt, im Triumph durch den Garten. „Vivat der Vater, der gute Vater! Vivat das neue Brautpaar!" scholl es aus fröhlichem Mädchenmund. Katz mußte wohl oder übel der gute Vater sein, zu dem er ausgerufen wurde.

Von dem Lärm und dem Jubel herbeigezogen, stellte sich, einzeln oder mehrere zugleich, das Comptoir- und das Dienstpersonal ein und beglückwünschte Herrn Katz auf das Herzlichste. Peter Peter drückte seine Heiterkeit durch Radschlagen aus.

Zuletzt traf auch Katinka „aus weiter Fern'", wie Schillers Poet, ein.

4.

Minna übernahm es, die bevorstehende Reise und den ungefähren Tag der Ankunft ihres Mannes nach Kissingen zu melden. Auf Katzens ausdrücklichen Befehl schrieb sie Nichts von dem ihm abgerungenen großen Zugeständniß; denn er wollte Genoveva wegen der heimlichen Fortsetzung des Liebesverhältnisses, die er nun auch erfahren, stra-

fen und noch ein paar Tage lang „zappeln lassen". Engel selbst war damit einverstanden, da er so der Zeuge einer großen Freudenexplosion wurde.

So lange die Abreise unseres Freundes noch ausstand, waren Potsdams Frauenhände in verdoppelter Thätigkeit, um die Sendung an die Kissinger Hospitäler möglichst reichhaltig zu versorgen. Zu den Eifrigsten gehörten die Kätzlein. Katinka lieferte, auf des Vaters strengen Befehl, wenigstens zwei Paar Socken, die freilich wie von einem Kinde gestrickt aussahen.

Engel nahm seinen Weg durch Thüringen, indem er an mehreren Orten den Zug aussetzte, um zugleich auch Etwas für das Weingeschäft zu thun. Transporte von Kriegsbedürfnissen, von Verwundeten, Gefangenen und frischen Truppen, schafften ihm ohnedies überall Aufenthalt. Dennoch ging es schneller, als er, im Hinblick auf diesen Aufenthalt, berechnet hatte, so daß er einen Tag früher, als angemeldet, in Kissingen eintraf.

In Meiningen, wo er die Eisenbahn verließ, gelang es ihm nach unendlicher Mühe, zwei Wagen aufzutreiben: einen für sich und die Verbandstücke, die er mit sich führte, und einen zweiten für die Lebensmittel, welche vielen Raum in Anspruch nahmen. Den Platz neben sich trat er dem schwä=

bischen Oberamtmann Heigele ab, der einen Bruder in Meiningen besucht hatte und nun noch die Kur in Kissingen gebrauchen wollte. Da der wohlbeleibte Herr eine Fahrgelegenheit lange vergeblich gesucht hatte, freute er sich nicht wenig, so gute Zuflucht zu finden.

Leider entdeckte nur der gute Schwabe zu seinem Schrecken gar bald, daß seine und Engels politische Ansichten durchaus nicht im Einklang standen.

„Herr Oberamtmann Heigele", sagte Engel, nachdem er eine Weile das im stärksten schwäbischen Dialekt vorgetragene Kriegslamento des Reisegefährten mit voller Seelenruhe angehört, „daß Herr Mars mit der Faust zuschlägt, brauch' ich Ihnen nicht zu sagen. Wer ihm nahe kommt, darf sich darüber nicht beklagen. Uebrigens kann wohl schwerlich eine Nation genannt werden, deren Militärwesen strenger geregelt ist, als das preußische. Oder wissen Sie es anders? Weniger gut steht es mit den Baiern und Schwaben. Auch haben sich gerade diese deutschen Brüder in dem Völkerquodlibet, daß der alte Napoleon anno Zwölf nach Rußland schleppte, überall durch ihr wüstes Wesen hervorgethan. Daher auch das Sprichwort: Würtemberger Wüeschteberger."

Der Oberamtmann rückte unruhig auf seinem Sitze hin und her und knöpfte ärgerlich seine Weste auf und zu. „„Warum habe die Preuße Krieg mit uns ang'fange?"" fuhr er dann los.

„Wenn auf einer Bank zu Viele sitzen, stößt der Stärkste die Schwachen herunter," erwiderte Engel lachend. „So lange noch ein zweiter Großer auf der Bank war, flüchteten die Kleinen bald zu Diesem, bald zu Jenem. Nun aber Oesterreich herabgeworfen ist, kann Euch kein Gott mehr helfen."

„„Soll denn G'walt vor Recht gehe?"" schrie Heigele.

„Wenn Gewalt einem heillosen Zustande ein Ende macht, warum nicht? Wer will hier Recht und Unrecht scheiden? Welcher vernünftige Mensch heißt es nicht gut, daß Garibaldi die Bourbonen aus Sicilien und Neapel herausgeworfen hat? War etwa der Bundestag, diese Assecuranz der deutschen Ohnmacht, auf Recht und Gerechtigkeit gebaut? Vivat die eiserne Hand, welche diesen Rumpelkasten zusammengeschlagen hat! Daß ich selber mitgeholfen, wird mir noch in meiner letzten Stunde wohl thun. Deutschland ist durch Preußen wieder zu Ehren gekommen."

„„Nei, nei, nei, im Gegetheil! Deutschland ischt wirklich in augescheinlicher G'fahr, verpreußt zu

werde, das will sage: gänzlich zu entarte und zu verderbe. Sie müsse den Beobachter lese, den Beobachter.‟ ‟

„Männeken, Sie dauern mir. Nicht wahr, wenn die Schwaben so stark wären, als die Preußen, und hätten Deutschland untergekriegt, das würde Ihnen zusagen?‟

„„Das wär', weiß Gott! nit übel; das wär' g'scheidt; ja, das wär' g'scheidt!‟ ‟

„Wenn der König von Würtemberg Kaiser von Deutschland würde —‟

„„Oder der Karl Mayer Präsident von der deutschen Republik und Stuttgart Hauptstadt, ja, das ließe wir uns g'falle, g'wiß, g'wiß!‟ ‟

„Dann würde Deutschland nicht verpreußt, aber verschwabt werden.‟

„„Sapperment, das wär' doch kein Unglück! Wenn man in Berlin die Spätzle so gut koche thät, wie in Urach, käm' vielleicht noch die Spree bei uns zu Ehre.‟ ‟

Der Schwabe hielt sich, über seinen Scherz lachend, den Bauch, und Engel war so freundlich, mitzulachen.

„Oder,‟ nahm unser Weinhändler das Wort, „wenn man den König von Baiern zum Kaiser machte? He?‟

„„Bei Leib' nit! Der Baier darf's so wenig sein, wie der Preuß'!""

„Oder den Großherzog von Baden? Das ist doch ein braver Herr."

„„Um Gotteswille nit! der ischt ja schon halb verpreußt.""

„O ihr Erzparticularisten, ist's nicht Noth, daß man euch Gewalt anthut, weil ihr mit euren Gedanken in eurem „Schwobeländle" so fest gefroren seid?"

„„Particularischte sind wir, das ischt richtig,"" sagte der Oberamtmann in naiver Zufriedenheit.

In Neustadt, wo der Weg nach Kissingen das Thal der fränkischen Saale verläßt, nahm Engel einen bairischen Hopfenhändler, der noch wohlbeleibter als der Oberamtmann war, als zweiten Reisegefährten auf. Hölzl — so hieß dieser Mann — befand sich in ähnlicher Verlegenheit; er wollte seinen Sohn, einen Jägeroffizier, der an einer Wunde in Kissingen darniederlag, besuchen; aber es war weder Wagen noch Pferd zu erlangen, und zu Fuße zu reisen, war ihm unmöglich; er „konnt's nit erschnauf'n".

Zwischen Hölzl und Heigele erhob sich bald ein höchst ergötzlicher Streit über die mangelhafte Kriegführung, indem der Schwabe die Baiern, der Baier

die Reichstruppen für das beständige „Concentriren nach rückwärts" verantwortlich machen wollte.

„Wenn wir euch brauchen, so seid ihr nit do," schrie der Hopfenhändler.

„„Und wenn ihr da seid, so hebt ihr d' Hand nit auf,"" erwiderte der Oberamtmann.

„Ihr Schwoben wollt immer die G'scheidten sein und versteht gor nix vom Krieg."

„„Und ihr Baire kommt nit vom Fleck, wenn's wo gut Bier hat.""

„Und ihr Reichssoldat'n habt keine Karten nit und kennt euch nicht aus. Wenn ihr an einen Fluß kommt, so verwundert ihr euch, daß do ein Wosser fließt."

„„Und ihr Baire habt keine Kundschafter. Wenn ihr auf die Preuße stoßt, so reißt ihr d' Auge und 's Maul auf und sagt: Gott's Blitz, das hätt' ich nit g'dacht, daß da der Preuß' wär'!""

Die Herren schrieen so laut und gesticulirten so heftig, daß Engel jeden Augenblick fürchten mußte, sie würden sich am Kopfe kriegen. Nachdem er ihnen eine Weile zugehört, sagte er: „Da haben wir die deutsche Einigkeit, da haben wir die Kleinstaaterei in Folio. Sagt einmal, ihr guten Leutchen, was in der Welt ist natürlicher, als daß, während ihr euch herumbalgt, der Preuße kommt

und euch ganz gemüthlich in den Sack steckt? Dann kommt die Einigkeit, und nicht anders."

Dagegen protestirten nun Beide auf das Allerheftigste; in dieser Sache waren sie eins, in jeder andern uneins.

„Ihr wollt uns nicht zu Deutschen mochen, sondern zu Preußen," sagte der Hopfenhändler. „Der Bismarck hot das linke Rheinufer an den Koiser von Frankreich verkauft; do sieht man, wos es mit dem preußischen Deutschland auf sich hot."

„Und das glaubt ihr?" rief Engel und schlug sich verwundert in die Hände. „Seht ihr denn nicht, daß Napoleon voll Gift und Galle ist über unser schnelles Vorgehen?"

„„Wir möge halt d' Preuße nit leide,"" sagte der Oberamtmann.

„Nein, wir mögen sie gonz und gor nit," wiederholte der Hopfenhändler.

„Und warum nicht, wenn man fragen darf?" fiel Engel ein.

„„Gründe sind nit nothwendig,"" sagte Heigele; „„aber wenn Sie durchaus einen habe wolle: d' Preuße sind so hochmüthig!""

„Und wollen Olles besser wissen," sagte der Hölzl.

„„Sie sind nit gemüthlich,"" sagte Heigele.

„Und sprechen so verflixt schnell und so vornehm hochdeutsch,“ sagte Hölzl.

„„Wenn man mit ihne z'samme ischt, gleich mache sie einen Witz,““ sagte Heigele.

„Und do hot man nit immer gleich eine Antwort bei der Hond,“ sagte Hölzl.

„„Und das ischt so onangenehm,““ sagte Heigele.

„Man kommt sich ordentlich dumm vor, wie ein Esel,“ sagte Hölzl.

„„Sie sind so nüchtern, sparsam und fleißig,““ sagte Heigele.

„Und hoben kein Sitzfleisch für's Wirthshaus nit,“ sagte Hölzl.

„„Sie nehme höchstens een Snäppsken,““ sagte Heigele, indem er sich mühte, den märkischen Dialekt nachzuahmen.

„Wenn ich zwei Seidel getrunken hob', ist der Preuß' noch bei der ersten Holb'n,“ sagte Hölzl.

„„Sie thun Zucker in den Wein,““ sagte Heigele.

„Jo, sie thun Zucker in den Wein!“ schrie Hölzl und schüttelte sich.

„„Nix für ungut,““ sagte Heigele, dem es jetzt plötzlich einfiel, daß Engel ein Preuße war.

„Jo, nix für ungut,“ wiederholte Hölzl.

„„D' Anwesende sind allemal ausgenomme,““

sagte Heigele, indem er einen kleinen Anlauf nahm, höflich zu sein.

„Sie g'fall'n uns schon gut," sagte Hölzl, und ich glaub' gor nit, daß Sie ein richtiger Preuß' sind."

„„Wenigstens kein Berliner,"" sagte Heigele; „„das ischt ja leicht zu erkenne.""

Engel lachte hell auf. „So vernehmen Sie denn," erwiderte er, „daß ich ein echtes Berliner Kind bin. Ja, ja, die Preußenfresser in Süddeutschland haben eine so seltsame Beschreibung von uns gemacht, daß man uns nicht kennt, wenn man uns vor Augen hat. — Hört jetzt meine Antwort, ihr Männer vom Neckar und der oberen Donau. Was ihr uns Preußen da vorwerft, ist ein wunderlicher Mischmasch von Lob und Tadel. Auf das Lob einzugehen, erlaßt ihr mir, und was den Tadel anbetrifft, so habt ihr nur Bagatellen vorgebracht, den Hochmuth etwa ausgenommen. Mit dem Hochmuth ist es nicht ganz ohne, das geb' ich zu, obschon ich mich persönlich von diesem Fehler frei weiß; etwas Windmacherei ist wirklich vorhanden. Wir kriegen den scharfen Ost direct von Rußland her, ohne daß sich Berge als Windschirme dazwischen stellen: da bleibt Etwas davon an uns hängen. Wir fühlen uns, den übrigen Deutschen gegenüber.

Warum? Weil wir Etwas bedeuten, und ihr Nichts. Ich weiß nicht Viel von der Geschichte, aber so Viel ist mir bekannt, daß es nicht immer so war. Als der Rothbart noch von dem Hohenstaufen herunter ritt, um seine Vasallen und Ritter nach Wälschland zu führen, da hattet ihr Schwaben auch Etwas zu bedeuten. Damals habt ihr euch auch gefühlt und durftet euch auch fühlen. Aber jetzt ist euer Licht ausgegangen."

„„Was!"" schrie der Oberamtmann, „„Schiller, Uhland, Schelling, Hegel und kein Licht! Da möcht' man ja gleich d' Wand 'nauf laufe.""

„Vier schwere Weine, die ich respectire, obschon ich nur von den zwei ersten gekostet habe", gab Engel zur Antwort; „aber diese können hier nicht servirt werden. Wir sprechen von der politischen Bedeutung. Uebrigens wollen wir hier nicht untersuchen, Herr Oberamtmann, in wie fern ihr Schwaben nicht auch hochmüthig seid, aber freilich unter dem Mantel der Bescheidenheit. Denn wo gibt es ein Völkchen, das sich für so gescheidt und unfehlbar hält, als ihr? Ihr rühmt euch Schillers, und mit Recht; aber ihr macht auch den Schillerwein, und wenn euch ein Rheingauer sagt: Weiße und rothe Trauben gehören nicht zusammen, so werdet ihr ärgerlich und schreit: Jetzt

will der verflucht' Hess' oder Nassauer gleich Alles besser wisse!"

Der Oberamtmann, welcher zufällig selber „Schiller" machte, begnügte sich, diesen Vorwurf mit einem halbleisen, grimmigen Lachen zu erwidern.

Engel wandte sich jetzt zu dem Hopfenhändler. „Was euch Baiern angeht", sagte er, „so legt ihr viel zu viel Gewicht darauf, daß es drei Millionen Knödelesser mehr gibt, als Spätzleesser. Ihr seid die Großen unter den Kleinen, und wenn ich eure Bavaria auf der Theresienwiese sehe, fällt mir der Frosch in der Fabel ein, der sich aufbläst, bis er platzt. Wenn ihr Süddeutschen Etwas aus euch machen wollt, so bleibt euch nichts Anderes übrig, als zu uns zu kommen. Dann habt ihr zum ersten Mal in eurem Leben das Vergnügen, auf eure deutsche Nationalität stolz zu sein; dann bedeuten wir alle zusammen etwas recht Großes; dann haben wir Europa im Sack; dann steigen Handel und Gewerbe mächtig empor; dann haben wir so viel Geld in der Tasche, daß wir gar nicht darnach fragen, ob das Seidel einen Kreuzer mehr oder weniger kostet."

Die beiden dicken Herren versanken in stummes Brüten; sie konnten sich doch trotz „Beobachter"

und „Punsch" nicht verhehlen, daß Etwas an der Sache war.

„Ihr habt Allerlei an uns Preußen auszusetzen," fuhr Engel fort; „wir Preußen auch an euch. Ich könnte euch eine Gegenrechnung machen, die euch schlecht gefiele; aber ich will's lieber nicht thun. Eine Bulldogge darf einen Spitz nicht anbellen. Uebrigens mögen wir Preußen euch Süddeutsche recht wohl leiden, und wenn ihr Schwaben nicht allzu schwerfällig, langsam und eigensinnig und ihr Baiern nicht allzu rauhborstig seid, verkehren wir ganz gern mit euch. Euer natürliches, herzliches Wesen sagt uns zu; ihr seid Originalmenschen — wie soll ich sagen? Ihr seid guter Wein, der nur nicht immer richtig behandelt ist. Euer Hauptfehler ist der, daß ihr nicht zu uns gehört. Wenn einmal die Deutschen von allen Stämmen zusammengehen und sich vertragen lernen, wie in Frankreich der Provençale den Normannen, der Burgunder den Bretagner schon längst verträgt: dann hat eine große Stunde geschlagen, und das neue Deutschland wird weit über das von den Franken oder Schwaben aufgebaute mittelalterliche Reich hinausgehen. Dann, meine Herrn, werden wir über die Narrenspossen lachen, daß ein Deutscher den andern jemals schief ansehen konnte,

weil er ein Preuße und kein Schwabe war. — Aber es ist heiß und staubig, und Ihre Kehlen bedürfen wahrscheinlich so gut einer Anfeuchtung, wie die meinige. Ach, fiele uns doch jetzt nur eine Flasche von dem Wein in den Schooß, den der Herzog von Nassau in 29 Waggons, eine Million Gulden an Werth, nach Straßburg gerettet hat, indeß seine flüchtigen Truppen noch schwerer Durst leiden, als wir!"

Indessen gab bald ein Marktflecken, durch den sie fuhren, Gelegenheit, diesem Uebel abzuhelfen. Von der hohen Treppe eines stattlichen Gasthauses schaute eine behäbige Wirthin. Der Hopfenhändler, welcher ortskundig war, empfahl Küche und Keller. „Holla, meine Herrn!" rief Engel und schwenkte den Hut, „sintemal hier Bacchus eine gute Station hat, geb' ich eine Flasche edles Gewächs zum Besten."

Die Falten auf den Stirnen der zwei Süddeutschen begannen sich zu verziehen, als eine allerliebste Kellnerin auf einem blanken Zinnteller Steinwein aufsetzte. Engel erzählte ergötzlich von seinen Geschäftsreisen früherer Zeit. Das Gespräch rollte hin und her, anfangs die Politik vermeidend. Große Erheiterung gewährten dann zwei Artikel, ein älterer und ein neuer, in den aufgelegten Blät-

tern. In jenem berichtete ein Correspondent von dem nach Rastatt commandirten Bataillon Reuß, das zur Hälfte von Karoline aus der älteren, zur Hälfte von Heinrich XIV. aus der jüngeren Linie als Bundescontingent gestellt war. Da sich nun Karoline für Oesterreich, Heinrich für Preußen erklärt hatte, wußte das Bataillon nicht, gegen wen es sich wenden sollte. Es hätte eigentlich, meinte Engel, das Beispiel jener zwei Löwen befolgen müssen, die sich in ihrem Grimme gegenseitig auffraßen.

Der andere Artikel meldete: das Bundescontingent des Fürsten von Liechtenstein sei unter Leitung des Leutnants N. N. von Vaduz nach Tirol aufgebrochen, um sich in der Stärke von achtzig Mann an dem Krieg auf Habsburgs Seite zu betheiligen — und zwar zu einer Zeit, wo schon über den Frieden zwischen Preußen und Oesterreich unterhandelt wurde.

„Kleinstaaterei-Ausbruch von der feinsten Qualität!" rief unser lustiger Weinhändler. „Wir finden solche Zustände erheiternd," setzte er in ernstem Ton hinzu; „aber wir sollten zugleich bedenken, daß sie schimpflich für Deutschland sind. Und auch dies Zweite können wir uns nicht verhehlen, daß Kleinstaaterei, mag sie nun bei Reuß oder

Liechtenstein, bei Würtemberg oder Baiern gefunden werden, Kleinstaaterei bleibt. Auf Ihr Wohlergehen, meine Herren!"

Die Gläser klangen zusammen. Ein Zug von Schelmerei ging über Engels Gesicht, indem er sagte: „Wir haben auf Ihr Wohlergehen getrunken. Da aber dasselbe nicht ohne Deutschlands Wohlergehen bestehen kann, haben wir auch auf dieses getrunken. Das Wohlergehen Deutschlands ist offenbar nur dann gesichert, wenn der Kleinstaaterei ein Ende gemacht wird. Indem Sie mit mir auf Ihr Wohlergehen tranken, haben Sie auf den guten Fortgang der preußischen Waffen getrunken. Ich danke, meine Herren!"

Als die drei Reisenden bei Kissingen über die Saale fuhren, saß ein junger Bursch in einem Soldatenmantel, die Militärmütze schräg auf dem Kopfe, eine Angel in der Hand, am Wasser. Nach Engels Wagen schauend, stieß Derselbe plötzlich einen Freudenschrei aus und rannte, obschon ein wenig hinkend, den Reisenden nach bis zum Gasthof. Wer war es? Franz Specht, der Trommler.

Die beiden Genoveven und natürlich auch Silberblick waren von einem Ausflug, den sie nach dem Soolsprudel unternommen hatten, noch nicht zurückgekehrt und wurden erst mit der Nacht erwartet.

Mittlerweile lieferte Engel, nachdem sich die zwei Süddeutschen mit vielem Dank von ihm verabschiedet hatten, seine für die Kissinger Hospitäler bestimmten Spenden ab und ließ sich dann von Franz in eine Gartenwirthschaft führen, wo, wie der junge Trommler versicherte, die Quelle des Gambrinus kühl und kräftig floß.

„Aber sage mir, mein Junge," das war eine der ersten Fragen Engels, „warum bummelst Du hier in Kissingen herum, statt den flüchtigen Baiern auf den Hosen zu sitzen, und warum schonst Du Dein linkes Bein? Hast Du einen Denkzettel von den Blauweißen gekriegt, wie ich einen von den Gelbweißen?"

„„Ja, zum Henker!"" sagte Franz ärgerlich und streifte das linke Hosenbein ein wenig auf, um den Verband zu zeigen. „„Vier Tage mußte ich niederliegen; jetzt schlendre ich langweilig herum und vertreibe mir die Zeit mit Angeln und Krebsen. Aber nächstens spricht mich der Doctor frei, und dann trommle ich weiter durch Baierland hindurch bis München und Wien.""

„Und die Donau hinunter nach Konstantinopel. Bravo!"

„„Man munkelt zwar von Waffenstillstand und Frieden; aber ich kann's und will's nicht glauben.""

Er that einen tiefen Zug aus dem Glase und fegte den Schaum, der ihm wie ein Bogen aus Perlen auf der frischrothen Oberlippe saß, mit der Zunge weg. „„Gutes Felsenbier,““ sagte er; „„aber das Stillsitzen soll dennoch der Teufel holen!““

„Junge, Du hast gut fluchen gelernt.“

„„Und rauchen dazu,““ sagte Franz, mit einem Blick auf Engels strotzende Cigarrentasche.

„Nimm! Aber nun laß auch Etwas von Deinen Kriegsabenteuern hören.“

Franz gab seiner Zunge freien Lauf. An ein geordnetes Erzählen war natürlich bei dem lebhaften Jungen, der überdies den Zusammenhang der Ereignisse unmöglich überblicken konnte, nicht zu denken. Dafür trug er aber das Einzelne um so anschaulicher vor und begleitete seine Worte mit den wirksamsten Blicken, Mienen und Gesticulationen, so daß er an ein Feuerwerk erinnern konnte, welches unablässig pufft, speit und Leuchtkugeln in die Luft wirft.

Die Verwundung hatte er in dem Gefecht bei Hammelburg davongetragen. Dort war er in übergroßem Eifer, immer trommelnd, zu weit vorgegangen, bis ihn zuletzt ein heransprengender Adjutant aus der augenscheinlichen Gefahr, gefangen zu wer=

den, errettete. In dem einen Steigbügel des Offiziers stehend, die Hand auf dem Sattelknopfe, die Trommel auf dem Rücken, kehrte er, unter dem Jubelruf von Freund und Feind, zu den Seinen zurück. Trotz ihres Beifalls schickten ihm die Baiern einige Kugeln nach, von denen ihn eine am Bein streifte.

5.

Wenden wir uns jetzt zu Frau Katz und den Liebesleuten. Bevor wir sie als Badegäste begrüßen, ist es nothwendig, die ältere Genoveva mit ein paar weiteren Strichen, als bisher Gelegenheit war, zu zeichnen.

Frau Katz war von schwerem Körper und deshalb nicht leicht in Bewegung zu bringen. Da sie, obgleich im Haushalt nicht unthätig, den größten Theil des Tags auf dem Sopha oder in dem Lehnstuhl saß, verdickte sich ihr Blut, und es bildete sich bei ihr ein hypochondrischer Zug aus, in Folge dessen ihr die Hügel der Schwierigkeiten, wie sie auch das glücklichste Leben bietet, als unübersteigliche Berge erschienen. Zur Stärkung ihrer Nerven, von denen sie Mann und Töchter mehr, als gut war,

zu unterhalten pflegte, machte sie auf den Rath der Aerzte jeden Sommer mit einer oder der andern Tochter kleine Reisen; aber da ihr an und für sich schon gesegneter Appetit auf diesen Reisen noch wuchs, kehrte sie stets um einige Pfunde schwerer, als sie gegangen war, zurück, und der Sessel, den sie nun einnahm, verwandelte sein Seufzen in Krachen. Gutmüthig, wie sie war, mochte sie mit ihrem alten Hausarzt nicht wechseln, obgleich sie ihm kein Vertrauen schenkte und es namentlich tadelte, daß er jedesmal, so oft sie von ihren Nerven zu berichten begann, nach dem Hute griff, um „zu einem schweren Kranken zu eilen," während sie doch selber ebenfalls eine schwere Kranke war. Was ihr so an mündlichem Rath abging, suchte sie durch Lectüre zu ersetzen, und man sah sehr häufig medicinische Schriften — „Doctorsbücher", wie sie in der Familie hießen — auf ihrem Arbeitstischchen, welche sie, wenn sie allein oder bloß mit ihren Töchtern war, stets seufzend und den Schweiß sich von der Stirne trocknend, auf das Eifrigste studirte. Trat dann Katz ein, der diese Lectüre haßte, so wurde schnell der Nähkorb auf das Doctorsbuch gestellt; denn der gestrenge Gatte übergab jede Schrift dieser Art, die er bei seiner Frau vorfand, unbarmherzig den Flammen.

Und er hatte nicht Unrecht; denn Frau Katz sog Gift aus den Doctorsbüchern. Mit einem aus Schauder und Lust gemischten Gefühle betrachtete sie die Abbildungen von Hautausschlägen, Geschwüren, Kröpfen, Schwammgewächsen, Verkrümmungen und Mißgeburten. Die grausamen Instrumente der Chirurgie, womit der Mensch geschnitten, gebohrt, gesägt, gebrannt und geschunden wird, dienten ihr als peinliche Augenweide. In einer Nacht, nachdem sie Abends zuvor die Abbildung eines mit der Elephantiasis behafteten Arabers beschaut hatte, schrie sie laut auf, so daß Katz Licht machte, um nach dem Raubmörder zu sehen, der, wie er meinte, seine Genoveva erwürgte. Er fand sie mit starren Augen im Bette sitzend. „Eben," sagte sie, „hat mir der Doctor meinen Elephantenfuß abgesägt."

War eine Krankheit recht lebhaft geschildert, so glaubte Frau Katz selber von dem beschriebenen Uebel befallen zu sein. Wenn sie von einer Herzkrankheit las und darüber Herzklopfen bekam: so galt ihr dies als ein Zeichen, daß ihr Herz zu groß sei oder daß es eine falsche Lage habe. Heute fühlte sie bei geringem Kopfschmerz Wasser im Gehirn; morgen, wenn sie der Knöchel juckte, drohte ihr der Beinfraß. Eine mouche volante, die vor ihrem Auge vorbeischoß, kündete den schwarzen Staar an.

Das Sprichwort: „Der Husten ist des Todtengräbers Hund" war stets in ihrem Munde, wenn ein kleiner katarrhalischer Reiz sie neckte, und doch klang dies bei Niemand komischer, da ihre vollen Wangen, welche zwei ansehnlichen Provinzen glichen, und überhaupt ihr gedeihliches Aussehen sie Lügen straften. Spotteten dann die Töchter dieser Einbildungen, so wurde sie, je nach ihrer Stimmung, ungehalten, oder schalt sich lachend eine Thörin. In zerstreuender Gesellschaft überbot sie oft die Jüngsten an Heiterkeit; in der Einsamkeit aber oder im bloßen Verkehr mit der Familie fiel der schwarze Schleier wieder vor.

Mit der Zeit stellte sich ein kleines Leberleiden ein, und der Arzt benutzte diesen Umstand, um sie nach Kissingen zu schaffen und ihr dort Brunnenkur, Promenaden und Diät aufzuerlegen. Wahrscheinlich hätte sich das leichte Uebel auch daheim mit ähnlichen Mitteln beseitigen lassen; aber der Doctor wollte sie dem altgewohnten trägen Alltagsleben entreißen, und die beiden Genoveven hatten, wie uns bekannt ist, überdies noch ganz besondere Gründe.

Bevor die beiden Damen bei der Erstürmung Kissingens mit Silberblick zusammentrafen, widerfuhr Frau Katz ein Abenteuer seltsamer Art, das

wir nicht verschweigen dürfen. Sie trank in dem Wirthsgarten eines benachbarten Dorfes mit Genoveva Kaffee und ließ sich dabei, nach ihrer leutseligen Art, mit einigen Bauern ins Gespräch ein. Sie fragte unter Anderm nach der Stärke der Truppen in der Gegend und musterte die Proviantwagen, die zufällig vor dem Garten hielten, mit besonderer Aufmerksamkeit. Ihre fremde Mundart, ihre ansehnliche Gestalt, die rauhe Stimme, der Anflug von einem Bärtchen auf Lippe und Kinn erweckten bei den Leuten den Verdacht, daß sie ein verkappter Mann sei, den die Preußen verkleidet als Kundschafter ausgeschickt hätten. Der Bürgermeister wurde gerufen und stellte ein peinliches Verhör mit ihr und der Tochter an. Der Umstand, daß beide Damen denselben Namen Genoveva Katz angaben, erhob seinen Verdacht zur Gewißheit. Alles Protestirens ungeachtet legte er im Namen des Gesetzes Hand auf sie, sperrte sie eine Stunde lang in den Bürgergehorsam und brachte sie dann auf einen Leiterwagen, den er selbst im Festkleid mit feierlicher Miene leitete, nach Kissingen. Genoveva, die Mutter, die auf einem Strohbündel zwischen zwei mit Flinten bewaffneten Bauern, und Genoveva, die Tochter, welche vor der Mutter auf einem anderen Strohbündel neben dem rosselenkenden

Bürgermeister saß, gewährten einen seltsamen Anblick. Staunend liefen die Badegäste zusammen; einige unter ihnen, welche mit dem angeblichen Spion bekannt waren, wollten den Wagen anhalten; aber der Bürgermeister, dem eine obrigkeitliche Belobung und eine Verdienstmedaille als Belohnung für den wichtigen Fang vorschwebten, hieb auf seine Pferde, um ans Amthaus zu gelangen — wo ihm natürlich, statt der Medaille, eine enorme Nase verabreicht wurde.

Frau Katz erwartete in Folge dieses Ereignisses mit furchtbarer Sicherheit einen Schlaganfall. Als aber am folgenden Morgen die Badegäste am Brunnen sich um die beiden Opfer der Dorfpolizei sammelten und den Vorfall in heiterer Weise besprachen, wurde unsere Hypochondristin völlig umgestimmt; sie lachte herzlich mit den Lachenden und erklärte sogar schließlich, daß sie dies Abenteuer, nun es überstanden sei, gar nicht weg wünsche aus ihrem Leben. „Dergleichen gibt Stoff zur Erzählung," sagte sie vergnüglich, „und ich glaube sogar, daß meine Nerven durch den Schreck sich gekräftigt haben. Es ist mir, als ob mich der Bauernschulz elektrisirt hätte."

Als die beiden Genoveven am Morgen jenes Tages nach Hause kehrten, schlug die jüngere die

ältere, die Treppe hinter ihr aufsteigend, wenig ehrerbietig auf die rundliche Schulter und sagte neckisch: „Mama, was macht der Schlaganfall?" — „„Ach, schweige mir doch von diesem dummen Zeug!""

Das Frühstück mundete Beiden vortrefflich, besonders aber der Mutter, welche diesmal ein Täßlein und einen Gipfel mehr genoß. Was die Heiterkeit der Damen noch mehr beträchtlich steigerte, war ein Brief von Silberblick, der auf außerordentlichem Wege aus dem preußischen Hauptquartier kam. Die Freude der guten Mutter war fast eben so groß, als die der Tochter. „Er schwebt auf den Flügeln des Sieges heran!" rief Genoveva, die Tochter. „„Laß ihn schweben!"" rief Genoveva, die Mutter, im Lehnsessel; „„wir sitzen hier und erwarten ihn.""

Uebrigens war die „elektrisirte" Frau Katz in Folge des oben erwähnten Ereignisses auf einige Tage die Löwin von Kissingen geworden; man deutete mit Fingern auf sie; wo sie stand und ging, redeten die Kurfremden sie an. Ihre Photographie wurde in großer Zahl verkauft; besonders beliebt waren die Exemplare, wo der Retoucheur aus Ungeschicklichkeit oder Schelmerei den Schatten ihres Bärtchens über Gebühr verstärkt hatte.

Die nun folgenden Kriegsereignisse drängten freilich alles Andere in den Hintergrund.

Daß auch die wirkliche Gefahr, in welcher sich die beiden Damen am 10. Juli befanden, einen wohlthätigen Einfluß auf ihr Befinden äußerte, ist oben berichtet worden. Amor war in der Person Silberblicks als Retter in der höchsten Noth aufgetreten, und der kleine Gott spielt, wie bekannt, gelegentlich auch den Doctor.

Minnas Brief, der Engels Ankunft meldete, konnte die gute Stimmung nur erhöhen; man war der Meinung, daß dieser Bote Gutes bringe, wenn auch nicht alle Furcht vor des Vaters Strenge geschwunden war. Da Silberblicks Abreise bevorstand, wünschte man natürlich sehnlichst Engels Ankunft.

Engel erschien mit der Nacht vor dem bairischen Hofe. Schon von fern gewahrte er zwei Köpfe am offenen Fenster, die sich bald als Hauptmann Silberblick und Genoveva offenbarten. Das Pärchen, das sich unbelauscht glaubte, war in sehr elegischer Stimmung. Seine Rechte ruhte in ihrer Linken, ihre Rechte in seiner Linken; dabei schauten sie Beide nach dem nördlichen Himmel.

„Siehe, dort in der Milchstraße dämmert soeben die Kassiopeia,“ sagte Genoveva — für Engel, der

außerordentlich scharf hörte, vernehmbar. „So oft Du sie siehst, gedenke meiner!"

„„O weit, weit öfter!"" erwiderte Silberblick.

„Wenn Du in der Beiwacht, in Deinen Mantel gehüllt, liegst, und dieser Stern seine Strahlen auf Dich herabgießt, so wirst Du Dir sagen, daß es Grüße und Küsse Deiner Genoveva sind, nicht wahr, mein Joachim?"

„„Grüße und Küsse,"" wiederholte Joachim zärtlich und trat sofort in die Rolle der Kassiopeia ein, indem er den Mund der Geliebten mit der bärtigen Lippe berührte.

„Spaßhaftes Volk, diese Liebesleute!" sagte Engel, der unten, den Glimmstengel zwischen den Zähnen, ungesehen stand, „aber ein glückliches Volk; wir kennen das."

Und damit trat er, ohne das Liebesspiel durch einen Zuruf zu stören, in den Gasthof. Den Läufer der Treppe hinansteigend, hörte er Klavierspiel aus Nummer 23, dem Wohnzimmer der Genoveva. Jetzt wurde auch ein heiserer Gesang vernehmbar: Frau Katz trug Mozarts Veilchen vor und begleitete sich auf einem Instrumente, das — gleich der Stimme — seine besten Tage weit hinter sich hatte. Es war ein wunder=

liches, phlegmatisch fettes Veilchen, das hier aufblühte. Schließlich sollte es sterben, das gute Veilchen; aber da das Tempo von Strophe zu Strophe, von Zeile zu Zeile mehr und mehr ins Stocken gerieth, so wurde sein Tod grausam verzögert. Indessen freute sich Engel des Liedes; denn wenn Frau Katz das Veilchen sang — das stand längst fest in der Familie — so waren die Nerven in Ordnung und ihre Stimmung eine glückliche.

Nun aber war das Blümchen wirklich zertreten und vollständig todt, und Engel drückte, ohne anzuklopfen, ganz leise auf die Thürklinke. Man erkannte ihn nicht in der Dämmerung bei dem fremden Anzug, den er trug.

„Was wollen Sie?" fragte Frau Katz, die soeben das Klavier wieder anschlug, um das hingerichtete Veilchen wieder auferstehen zu lassen, halb entrüstet und halb ängstlich.

„„Einen Kuß von Ihnen, Madam,"" antwortete der Abscheuliche mit verstellter Stimme.

„Unverschämter!" schrie Frau Katz, von dem Klavierstuhl sich schwer erhebend.

Aber schon war die breite Gestalt der alten Dame wie von einer Boa constrictor umfaßt. Silberblick stürzte, zum zweiten Mal ein Retter, herbei und legte, indem er den umgefallenen Klavierstuhl mit

dem Fuß bei Seite schleuderte, kräftig Hand an, um den Knäuel, in welchem Schwiegermutter und Schwiegersohn — ein schönes Bild der Handelsverbindung! — verflochten waren, gewaltsam zu lösen: da verrieth sich der Schelm durch sein polterndes, kurzabgebrochenes Lachen.

„Mein Gott, das ist ja Engel!" rief der Hauptmann im tiefen Baß, und vermehrte den Knäuel durch zwei neue Arme.

„O Himmel, der liebe Schwager!" ließ sich Genoveva aus hoher Stimmlage vernehmen.

„Sind Sie es wirklich, Herr Schwiegersohn?" stöhnte Frau Katz aus der Menschenpyramide, deren Kern sie war, hervor.

In diesem Augenblick kam das Stubenmädchen mit Licht und sah staunend auf das Conglomerat von Köpfen, Armen und Leibern. Die Masse löste sich allmählich, und Einzelumarmungen traten an die Stelle der Generalumfassung. Frau Katz rückte die Haube und die Locken zurecht und sagte, sich verpustend: „Sie sind ein garstiger Mensch, Herr Sohn, daß Sie Einen so erschrecken — als ob man hier des Schrecks nicht genug hätte."

„„Keine Vorwürfe, Frau Mutter!"" erwiderte Engel. „„Ich bitte mich in guter Laune zu erhalten, da ich der Generalbevollmächtigte in der

Sache Genoveva-Joachim bin. Man bedenke, daß von meinem Entscheid Leben oder Tod, Heirath oder ewige Trennung abhängt.""

Genoveva flog an Engels Hals. „Lieber, lieber Schwager!" rief sie, „darf ich? Ist der Vater umgestimmt?"

„Ist der Groll gegen zweierlei Tuch niedergeschlagen?" fragte Silberblick, Engels Hand fassend.

„Ist mein Mann endlich von seiner fixen Idee geheilt?" sagte Frau Katz, mit dem dicken Finger an der Stirn.

„„Setzen wir uns,"" erwiderte Engel mit der Ruhe eines Philosophen. „„Was gemacht werden kann, wird gemacht.""

Man nahm Platz um den runden Tisch; Frau Katz sank in das Sopha. Engel schraubte die Petroleumslampe, die ein wenig schwalchte, herunter und äußerte nach einer Weile: „„Ich sehe dort Teller stehen. Ihr habt noch nicht zu Nacht gespeist?""

„Wer kann vor solch einer Entscheidung essen?" sagte Frau Katz, die Hände über den Leib gefaltet.

„Wir haben keinen Appetit!" rief Genoveva in ihrem und ihres Hauptmanns Namen.

Silberblick, der wirklich Leere in seinem Magen fühlte, schwieg und dachte: Ein Ritter muß bisweilen fasten — „fürs Vaterland und seine Liebe."

„„Was meine Person angeht,"" sagte Engel, „„so bin ich hungrig wie ein sibirischer Wolf, und ein Stück kalter Hammel würde seinen Meister an mir finden.""

„Sie bekommen Nichts zu essen, bevor Sie nicht berichtet haben," erklärte Frau Katz ärgerlich und trommelte mit den kurzen Fingern auf dem Sopha.

Engel zog die Glocke. Als das Mädchen erschien, bestellte Frau Katz, dem Schwiegersohn zuvorkommend, Thee mit Hammelbraten.

„„Vortreffliche Frau!"" rief Engel, ihr die Hand küssend.

Man trank und aß: Engel für zwei, Silberblick für eine, Frau Katz für eine halbe, Genoveva für eine Achtel-Person. Als das Mädchen Tassen und Teller abräumte, flüsterte ihr Engel Etwas ins Ohr. Sie kam alsbald wieder mit einer silberhalsigen Flasche und vier entsprechenden Gläsern. Engel brach den Draht der Flasche mit einer kleinen Zange, die an seinem Taschenmesser angebracht war, und hielt den kräftigen Daumen fest auf den unruhigen Kork. Dann, sich zu Silberblick und Genoveva wendend, sagte er im feierlichsten Pastoral-

ton: „„Wollt ihr euch ewig lieben, so antwortet mit einem vernehmbaren Ja!““

„Ja!“ riefen die Beiden.

In diesem Augenblick glitt der Daumen von dem Kork herunter; dieser schoß mit einem gewaltigen Puff gegen die Decke. Frau Katz, welche ein Victoria-Schießen aus solcher Nähe nicht gewohnt war, stieß einen Schrei aus. Der stürmische Wein schoß in die Gläser und schäumte über die Ränder. „Ergreift die Waffen!“ commandirte Engel, „stoßt an! Frau Hauptmann von Silberblick hoch!“

Wir unternehmen es nicht, das Glück der vier Menschen zu schildern, und bemerken nur noch, daß, nachdem die ersten Gefühlsergüsse vorüber waren, bei Engel gleich wieder der Schelm zum Vorschein kam. Er zog Genovevas Brief, den sie nach Potsdam an ihn gerichtet, aus der Brusttasche und las, indem er sein Gesicht in tiefernste Falten legte: „Suche dem Vater unter Benutzung der günstigen Stimmung, die jetzt angeregt ist, die Einwilligung zu unserer Verbindung zu entreißen. Ich will vierzehn Tage lang vor Dir auf den Knieen liegen, wenn dies gelingt.“

„„Wohlan!““ rief Engel, „„die Einwilligung

ist entrissen, und ich verlange nun den mir versprochenen Lohn.""

Genoveva sank auf die Kniee. Engel ließ sie grausamer Weise in dieser Stellung und spazierte kaltblütig in der Stube auf und nieder. „„Wir Engel sind gewohnt, so angebetet zu werden,"" bemerkte er gegen Silberblick. Dann aber hob er sie auf und küßte sie. „„Wir nehmen gnädigst vierzehn Secunden statt vierzehn Tage, und wenn Du künftig den nächtlichen Himmel betrachtest und den Stern anschaust, dessen Name wie Eiopopeio klingt, so gedenke nicht nur Silberblicks, sondern auch Unserer, die Wir Dir zu ihm verholfen haben.""

Genovevas Wangen bedeckten sich mit Röthe; sie verbarg ihr Gesicht an des Hauptmanns tapferer Brust. Dieser aber sagte halb unwillig: „Ich sehe, wir sind belauscht worden."

„„Wer in die Straße hinab spricht,"" erwiderte Engel, „„muß sich gefallen lassen, gehört zu werden."" Und sein Glas ergreifend erhob er sich und sprach:

„„Ich trinke auf das Wohl Genovevas, der Mutter. Wie jene Pfalzgräfin Genoveva im Ardenner Wald einen Sohn Schmerzenreich bei sich hatte, so war sie, die Potsdamer Genoveva,

als sie nach Kissingen ging, von einer Tochter Schmerzenreich begleitet, die nun aber freudenreich ist. Ich trinke zweitens auf das Wohl Genovevas, der Tochter. Sie soll fortfahren, eine Freudenreich zu sein, d. h. ihr künftiger Hausstand stelle ein Reich der Freuden dar. Ich trinke drittens auf das Wohl meines alten Freundes und neuen Schwagers, des vieledlen, heldenhaften Hauptmanns von Silberblick. Er ist ein Silberblick in den Schicksalen des Hauses Katz. Möchte Eure Zukunft, liebes Paar, mit recht vielen Silberblicken gesegnet sein!""

Ein niedergehender Stern.

Neuntes Kapitel.

1.

Rudolf von Horst war aus jener Ziegelei des Dorfes Rosberitz, die er in der Schlacht bei Königgrätz so tapfer vertheidigt hatte, doppelt verwundet, mit dem gleichfalls schwer getroffenen Fähnrich und dem österreichischen Hauptmann in tiefer Nacht hinweggetragen worden. Der Oesterreicher verschied unterwegs, während man die beiden Erstgenannten noch lebend auf dem Tanzboden eines Wirthshauses niederlegte.

Gegen Morgen schritt ein alter Herr mit weißem Vollbart von ungemein stattlichem Aussehen, den das silberne Kreuz als Johanniter bezeichnete, begleitet von einem Diener in Livree und einem Krankenwärter, die schmale Gasse, welche zwischen den zwei langen, mit Verwundeten bedeckten Strohschütten freigelassen war, aufmerksam prüfend hinab. Plötzlich blieb er vor Rudolf stehen und, indem er

sich zu ihm hinabbückte und ihm das wirre, mit Blut verklebte Haar von der Stirn strich, rief er schmerzlich: „Wie, Sie sind es, lieber Horst!"

Rudolf schlug die matten Augen auf, um sie sogleich wieder zu schließen; die dürren Lippen bewegten sich, um zu sprechen, aber sie versagten den Dienst.

„Heinrich," rief der Johanniter, „holen Sie augenblicklich den Professor!"

„„Der Herr Professor,"" entgegnete der Wärter, „„hat den halben Tag und die ganze Nacht mit seinem Gehülfen gearbeitet; Beide sind bis auf den Tod ermüdet. Seit einer Stunde schlafen sie in der anstoßenden Kammer, und ich habe ausdrücklichen Befehl, Herr Graf, sie noch eine weitere Stunde ungestört zu lassen.""

„So müssen wir uns so lange gedulden," erwiderte der Johanniter und gebot seinem Diener, Rudolf eine Mischung aus Wasser und Wein einzuflößen. Der alte Herr stützte dabei unserem wunden Freunde den Rücken.

„Ah, wie wohl thut das!" seufzte Rudolf.

Und die Augen rechts und links wendend, suchte er nach dem Fähnrich. „Auch Diesem," setzte er mit matter Stimme hinzu und schloß, auf die Strohschütte zurücksinkend, die Augen.

Der Fähnrich fieberte und schlug nach dem Diener, so daß Diesem der verschüttete Trank über die Brust floß. Als ihm das zweite Mal das Glas an den Mund geführt wurde und die heiße Zunge die kühle Mischung spürte: trank er gierig und begehrte mehr und immer mehr.

Es dauerte nicht lange, so trat Professor Reinhold aus Bonn ein. „Ich wollte länger ruhen," sagte er, „bin aber nach kurzem Schlummer wieder aufgewacht und kann nun den Schlaf nicht mehr finden, indeß mein junger Gehülfe in sorgloser Vergessenheit begraben liegt. Als ich dann Ihre Stimme hörte, Herr Graf, litt es mich nicht länger in der Kammer. Man trifft Sie doch überall, wo Noth ist."

„„Es ist Nachricht von Königinhof da; man hat dort nach meinem Vorschlage das Schloß für die verwundeten Offiziere eingerichtet, und wir haben Wagen zu erwarten, die einen guten Theil der Unglücklichen aus dieser Spelunke in luftige, stattliche Räume bringen sollen.""

„Vortrefflich! Ich werde sie begleiten und den Gehülfen hier lassen."

„„Aber für's Erste bitte ich, diesen jungen Männern Beistand zu leisten.""

„Sie sind," setzte der Wärter hinzu, „ohne Ver=

band, da man sie erst in tiefer Nacht gebracht hat. Soll ich nun doch den Gehülfen rufen?"

„Lassen Sie ihn. Er taumelte zuletzt nur noch schlaftrunken um mich her und war zu Nichts mehr nütze. Ich will sehen, wie ich mit Heinrich fertig werde."

Auf dem schmerzlichen Transport von Rosberitz nach Königinhof erlag auch der Fähnrich an der Seite Rudolfs seinen Wunden. Es war rührend anzusehen, wie der arme junge Mann, als er sein Ende kommen sah, mit der irren Hand nach der Brust tastete und ein kleines goldenes Medaillon zu greifen suchte; wie er hastige Worte an Horst richtete, die Niemand verstehen konnte. Das Medaillon enthielt das Bildniß seiner alten Mutter, die er allein zurückließ.

Die Uebersiedelung nach Königinhof dauerte, weil sehr langsam gefahren werden mußte, einen ganzen Tag. Am Abend lag Horst weichgebettet in dem herrlichen Ahnensaal des Schlosses. Reinhold hatte dessen Kopfwunde wenig bedeutend gefunden; dagegen ergab sich bei der Untersuchung des Beins eine Knochenzersplitterung bedenklicher Art.

In den ersten Tagen fühlte sich Rudolf noch zu matt, um von seinem Lager aus die neben ihm gebetteten Offiziere zu beachten. In träumerischem

Zustande lag er da, ohne empfindliche Schmerzen; nur wenn er die Lage wechseln mußte, besonders aber, wenn ein neuer Verband angelegt wurde, gab es peinliche Minuten, die er ohne Klage zu überwinden suchte.

Oft schweifte sein Auge an dem flachgewölbten, mit reicher Stuccatur verzierten Plafond umher, wo ein Maler des vorigen Jahrhunderts eine Scene aus der Belagerung Belgrads durch Prinz Eugen, an welcher ein Ahn des Schloßbesitzers Theil genommen, in dem Stile jener Zeit verherrlicht hatte. Gerade über ihm schwebte eine zierliche Bellona in Helm und Panzer, welche die andringenden Oesterreicher mit weitausgestrecktem Schwert geleitete. Da diese Figur, welche gut gezeichnet, aber matt in der Farbe war, entfernte Aehnlichkeit mit Magdalena zeigte: so trat in Rudolfs Phantasie die schöne Gräfin aus Dresden an die Stelle der Kriegsgöttin, wie überhaupt das ganze Gemälde ein anderes für ihn wurde. Das hochgethürmte Schloß Belgrads erschien ihm als die Burg in Wien. Die Bomben, welche in hohem Bogen die Luft durchschnitten, galten ihm als preußische Geschosse, und ein Hauptmann, welcher im Vordergrund den Truppen mit lebhafter Geberde voranschritt, war — trotz weißer Uniform

und Allongeperrücke — er selbst, Rudolf, durch Magdalena zum Sieg geführt.

Zu anderer Zeit verweilte sein Blick auf den Ahnenbildern, welche lebensgroß in nachgedunkelten goldenen Rococorahmen an den Wänden hingen. Die verblichenen Gesichter mit den gepuderten Häuptern, denen einfallende Sonnenstreifen oft ein wunderbares Leben gaben, schienen ihm zu winken und Worte an ihn zu richten. Er sah die stattlichen Gestalten, Männer und Frauen, aus der Wand treten und in anmuthiger Grandezza vorschreiten. Es waren ja seine eigenen Ahnen, die seinem Bunde mit Magdalena Beifall zollten; nur eine der Ahnfrauen, welche die lieblich milden Züge seiner Schwester Emilie trug, schüttelte wehmüthig mit dem Haupte.

Aber es kamen auch Träume und Visionen, die ihm großen Schreck bereiteten. Eines Tages glaubte er in dem herrlichen Park, der zu den hohen Fenstern des Saals hereinschaute, Magdalena mit einem Mann in Priestertracht lustwandeln zu sehen. Der Unbekannte drückte ihr verbuhlt die Hand, und sie — entzog sie ihm nicht! Ergrimmt wollte er ihnen nacheilen: da traten die Ahnen mit strengen Geberden, die Finger hebend, in seinen Weg; aber er schleuderte sie zurück. Verruchter

Pfaffe, treulose Magdalena!" wollte er rufen; aber der Schrei blieb ihm in der Kehle; umsonst strebten seine Glieder in übermenschlicher Anstrengung vorwärts.

Da erlöste ihn eine feine Hand, die sich sanft auf seine Stirn legte, von dem häßlichen Alp: es war Reinhold, der liebevolle Arzt. „Nicht wahr, Sie hatten einen bösen Traum? Und dabei ist, wie ich sehe, ihr Verband von der Stelle gerückt."

„Ja, ja!"

Reinhold schürzte die Aermel auf, um sogleich die Binde zu erneuern. „Wenn Sie ohne Zucken still halten," sagte er, so erhalten Sie ein Packet neuer Zeitungen von mir — eine bis dahin verbotene Schüssel. Ich habe sie dem Artilleriehauptmann dort, der mit seinem wunden Auge doch nicht lesen darf, weggenommen. Es ist eine National- und eine Weserzeitung dabei, die Ihnen, wie Sie neulich äußerten, zusagen. Aber Sie werden nur eine halbe Stunde darin blättern, länger nicht, und Sie wissen, lieber Horst, daß ich Sie besonders controlire."

Reinhold verkehrte auf eine feine, heitere, wohlthuende Art mit seinen Patienten. Er hatte eine reiche Praxis in Bonn verlassen, um die Kriegsnoth mildern zu helfen und seine Erfahrungen zu

erweitern. Einige seiner Zuhörer waren dem hochverehrten Meister gefolgt und arbeiteten unter seinen Augen. Bewunderungswürdig leicht, rasch und geschickt war seine Behandlung der Wunden. Wo er nicht helfen konnte, hatte er doch stets ein Wort des Trostes und der Ermuthigung, vielleicht auch einen Scherz, der, wie ein Sonnenstrahl, in das dunkle Gemüth fiel. Schon sein bloßes Verweilen am Krankenbette milderte oder bannte nicht selten den Schmerz. „Er hat mir's weggeblasen," sagte wohl Dieser oder Jener. Und wenn Einer sich in wilder Qual bäumte, und Reinhold legte ihm die Hand auf die keuchende Brust und ruhte mit den sanften hellbraunen Augen auf ihm: so hielt er sich wenigstens still und stöhnte nur leise.

Reichte die Kunst nicht aus, den Tod zu bannen, so erklärten die Ueberlebenden: „Dem Manne konnte nicht geholfen werden: sonst hätt' es der Professor gethan."

Und Reinhold war nicht bloß Arzt, sondern auch Krankenpfleger. Fehlte der Wärter oder der Gehülfe, so trat er in deren Geschäft, indem er hier ein Kissen schüttelte, dort dem Patienten eine bessere Lage gab oder ihm Labung reichte. „Er ist wie eine Mutter, wenn sie ihr Kind in den Arm nimmt," sagte wohl Einer zum Andern.

Besondere Verehrung widmeten Reinhold die Verwundeten im Schlosse, mit denen er am meisten verkehrte. Wahrhaft rührend waren die Zeichen der Liebe, die ihm von überallher zukamen, wenn er den Ahnensaal an den Betten hinabschritt, obschon diese Offiziere nichts weniger als weiche Männer waren und zum guten Theil auch stolzen Sinn trugen. „Willkommen, Herr Professor!" — „Guten Tag, Doctor!" — „Lieber Reinhold!" — „Herzens-reinhold!" — „Die Sonne geht auf: Reinhold kömmt!" so rief es nah und fern. Ein alter Oberst nannte ihn stets nur „seinen guten Jungen," obschon dieser gute Junge volle dreißig Jahre zählte, und ein wilder ungarscher Husarenrittmeister küßte ihm jedesmal die Hand, so oft er mit dem Verband seiner zerschossenen Schulter fertig war.

Rudolf und der Professor fühlten sich vom ersten Augenblick an mächtig zu einander hingezogen. Auch litt Reinhold nicht, daß eines andern Hand dessen Wunden berührte; stets nahm er selbst mit raschen, sicheren Fingern die Binde ab, reinigte die Wunde und legte neuen Verband an. Man fühlte durch, daß er ein kostbares Leben mit der höchsten Anstrengung der Kunst zu erhalten bemüht war.

Eine Erschütterung, von welcher Rudolf bedroht war, blieb ihm glücklicher Weise erspart. An einem

der ersten Tage, die er in Königinhof zubrachte, wurde sein Bruder Friedrich, der als Hauptmann im sächsischen Generalstab der Schlacht bei Königgrätz angewohnt und einen schlimmen Sturz vom Pferde gethan, an seinem Bette vorübergetragen, um in einem anstoßenden Cabinet gebettet zu werden. Rudolf hatte bei seiner großen Schwäche nicht Acht auf den Bruder; Friedrich aber wandte die Augen.

Eine barmherzige Schwester, deren Anwesenheit in Königinhof dem Leser erinnerlich ist: Magdalena, war in den unteren Räumen des Schlosses viel beschäftigt. Bisweilen erschien sie auch im Ahnensaal, um nach jenem Cabinete zu gehen; aber sie kam jedesmal durch eine andere Thür, so daß sie nicht an Rudolfs Bett vorüber mußte. Nur einmal, als dieser gerade schlief, betrat die schwarze Gestalt, deren stolze Schönheit freilich in der klösterlichen Tracht wenig mehr zur Geltung kam, jenen Theil des Saals. Sie näherte sich mit leisen Schritten seinem Lager, einen Becher Weins haltend, als ob sie geschickt sei, ihn zu stärken, und stand, die dunklen Augen schwermüthig auf sein blasses Angesicht geheftet. Dann wandte sie sich und ging eben so leise davon, die weiße Stirnbinde niederziehend, als wollte sie Thränen verbergen.

Als dann Friedrich nach einigen Tagen soweit hergestellt war, daß er reisen konnte, kehrte er, ohne Rudolf zu sehen, von preußischer Seite unbehindert, nach Dresden zurück, um die kriegerische Laufbahn zu beschließen. Ueber das Befinden des Bruders hatte er bei Reinhold spärliche Nachrichten eingezogen und schon früher brieflich über ihn nach Hause berichtet.

Rudolfs Zustand zeigte einigen Fortschritt; er gewann etwas an Kräften, und wenn er sich auch noch nicht aufgelegt fühlte, mit den Offizieren, die neben ihm gebettet waren, Gespräche anzuknüpfen: so lieh er doch bisweilen ihrem Gedankenaustausch sein Ohr. Zu seiner Rechten lag ein noch sehr junger Husarenleutnant, halb Czeche, halb Ungar; denn seine Eltern waren aus Böhmen nach Debreczin ausgewandert. Er verzierte deshalb auch sein wunderliches Deutsch mit zahlreichen Worten, Redensarten und Flüchen aus beiderlei Sprachen, auf deren Wiedergabe wir verzichten. Johann Nepomuck Edler von Horazdiowitz — denn so lauteten Name und Titel — war klein und schlank von Wuchs, braungelb von Gesichtsfarbe, mit kleinen pechschwarzen Augen, dicken Haaren von derselben Farbe und einem schmalen, weitabstehenden, stets wohlgewichsten Bart auf der Oberlippe. Wenn er

lachte, und er that das oft, stellten sich die Spitzen dieses Bartes, wie die Zinken einer Gabel, in die Höhe, und zugleich bleckte und blinkte eine Doppelreihe der untadeligsten Zähne. Als Husaren bezeichneten ihn die zu Häupten des Lagers an den hohen Bettpfosten aufgehängten Uniformstücke: der halbzerhauene scharlachrothe Czako, der blaue Attila, die gleichfarbigen verzierten Beinkleider und die Säbeltasche.

Ein Gegenstück zu dieser Uniformausstellung lieferte der blonde preußische Offizier, den unser Oesterreicher zur Rechten hatte: Graf Pritzwalk-Raucourt, Oberleutnant bei den Gardedragonern. Wie eine Trophäe erhob sich an der Wand, eines der Ahnenbilder ganz verdeckend, der Helm mit dem Gardestern, dem weißen Haarbusch und dem fliegenden Adler; darunter der hellblaue Waffenrock, die Glanzlederstiefel mit den silbernen Sporen und der lange Säbel — sämmtliche Stücke durch tägliches Scheuern von dem Burschen spiegelblank erhalten.

Dem Husarenleutnant hatte ein schwerer Säbelhieb den Kopf getroffen und die linke Backe gespalten, so daß er in den ersten Tagen lediglich auf die Einträufelung flüssiger Nahrung angewiesen war. Nun aber hatte er angefangen, die Kinnlade

auf der rechten Seite zu gebrauchen und fein geschnittenes Fleisch zu nehmen. Redselig, wie er war, wandte sich der gutmüthige, aber rohe Mensch an die Nachbarn rechts und links. Da sich Rudolf nicht mit ihm beschäftigt, so blieb er auf den preußischen Grafen beschränkt, der wahrscheinlich dem Edlen von Horazdiowitz in einer Hofgesellschaft aus dem Wege gegangen wäre, jetzt aber auf das Geplauder hörte, da seine feine Cigarre und seine Lectüre, ein französischer Sensationsroman, nicht hinreichenden Zeitvertreib gewährten.

„Herr Kamerad," so eröffnete „der Edle" das Gespräch, indem er gleich bei den ersten Worten seinen Bildungsstand offenbarte, „ist's nicht langweilig zum Crepiren hier? Hol der Teufel zehnmal unsern Doctor!"

„„Wie, Sie schelten Reinhold?"" gab Pritzwalk zur Antwort. „„Ich meinestheils bewundre ihn als einen Prestidigitateur, der mit seiner kleinen Hand wahre Wunder verrichtet. Außerdem hat er, für einen Professor, ein feines Benehmen, fast wie ein Mann aus der Gesellschaft.""

„Meinetwegen, Herr Graf; aber der Teufel soll ihn doch zehn- und zwanzigmal holen mit Extrazug! Er hat mir das Rauchen verboten!"

„„In der That, in unserer Lage empfindlich,""

sagte der Dragoneroffizier und schoß ein Tabakswölkchen zu Horazdiowitz hinüber, das Dieser mit aufwärtsgezogenen Nüstern in sich sog.

„„Und warum, mein Werthester?““ setzte er hinzu, indem er mit dem zierlichen kleinen Finger seinen Bart kraute. Dieser Finger war doppelt ausgezeichnet, an dem ersten Glied durch einen weithinstrahlenden Diamanten, an dem dritten durch eine merkwürdig lange, wohlgepflegte Nagelschaufel.

„Warum? Basama! Weil die Wunde von innen schlechter heilt, wenn ich rauche, sagt der Sackermentsdoctor. Das ist aber nix, sag' ich. Denn schauen's, Herr Kamerad, wenn Sie einen Schinken oder ein Stück Rindfleisch in den Rauch hängen, so werden sie haltbarer. Und was von einem Schwein oder einem Ochsen gilt, das muß auch von mir gelten, he?“

„„Vollkommen!““ sagte der Preuße und stieß ein kleines, meckerndes Gelächter aus. „„Indessen wäre es möglich,““ setzte er, gegen Horazdiowitz sich neigend, mit leiser Stimme hinzu, „„daß Ihnen der Doctor das Rauchen verboten hat, um Ihren Nachbarn links, der mir sehr schwach scheint, zu schonen.““

„Dann will ich die Pönitenz aushalten und denken: es sei um meiner Sünden willen.“

Ein Priester in schwarzer Soutane, ein viereckes Baret in der Hand, ging in diesem Augenblick vorüber.

„„Kennen Sie diesen geistlichen Herrn?““ fragte Pritzwalk seinen Nachbarn. „„Miene und Haltung haben etwas Distinguirtes, auf Ehre! Ich glaube, der gestickte Rock eines Kammerjunkers mit dem goldenen Schlüssel im Rücken würde ihm nicht übel stehen.““

Der Oesterreicher lachte. „Es ist der polnische Jesuit Branitzky, aus einem alten Hause.“

„„Wir haben in Schlesien Grafen Branitzky.““

„Dieselbe Familie. Ich bin dem Satanskerl in Wien, in Krakau und, bei einer Reise nach Dresden, auch dort begegnet. Ueberall steckt er mit polnischen Familien zusammen.“

„„Was macht er? Conspirirt er?““

„Er predigt auf polnisch und deutsch, und weil er jung und hübsch ist, weil er ein merkwürdiges Feuer auf der Zunge und als Pfaff den Schlüssel zum Himmel im Sack hat, laufen ihm die Weiber zu. Sein Beichtstuhl ist von den nobelsten Damen umschwärmt. Basama, wenn ich nicht Husarenoffizier wäre, so möcht' ich dieser schwarze Schleicher sein!“

„„Haben Sie ihn reden hören?““

„Ich? Bewahre mich Gott? Ich will lieber auf einem dreibeinigen Gaul Parade reiten, als das Inwendige einer Kirche beschauen. Vor einigen Tagen, als mein Bett weiter unten stand, war mir's erbärmlich zu Muthe. Ich lag da und hing den Kopf, wie ein gebundenes Kalb auf dem Fleischerwagen. Als er mich in so desperater Lage sah, schoß der Aasgeier auf mich zu, und wie der Koch aus Fleisch, Butter, Zwiebeln und Pfeffer ein Beefsteak zurecht macht, fing der Pfaff an, mich mit allem Fleiß zu einem schmackhaften Himmelsbeefsteak zu präpariren. Ha! ha! ha!"

Horazdiowitz bemerkte nicht, daß der Graf, der von einer streng kirchlichen Richtung war, seine gottlosen Späße nicht mitbelachte, und fuhr harmlos fort: „Aber ich raffte alle Kraft zusammen und machte dem Kerl den Marsch. Glauben Sie wirklich das Alles, was Sie da vortragen? sagte ich, als er mit seiner Litanei zu Ende war. — Würd' ich es Ihnen sonst so warm an's Herz legen? — Da können Sie lachen; aber ich, der Husarenleutnant Edler von Horazdiowitz, bin dermalen noch nicht Esel genug, um Ihre Disteln zu fressen. — O mein Sohn! jammerte er. — Kreuz und Dorn! fiel ich ihm in die Parade, seit wann bin ich Ihr Sohn? — O mein Sohn!

wimmerte er wieder, die Augen verdrehend, wir Priester sind ja die geistlichen Väter der Christenheit. — Ja, ihr seid mehr Väter, als ihr verantworten könnt, ihr schwarzen Spitzbuben! — Er wollte wegschlüpfen, aber ich hielt ihn fest bei seinem schwarzen Rock. Hören's, sagt' ich zu ihm, da Sie doch so gut Bescheid im Himmel wissen, als ob Sie dort zwei Jahre lang im Quartier gelegen hätten, jetzt seien's ehrlich und verrathen Sie mir: gibt's im Himmel auch Pferd' und Wagen, Reh' und Hirsche, gibt's — wissen's, das ist die Hauptsache — gibt's schöne Mädels im Himmel? — Welche Frage! o! o! sagte er, indem er sich schüttelte und bekreuzigte. Dort finden Sie höhere Freuden, als diese Ausschreitungen niedriger Sinnlichkeit. — Jeder hat seinen Geschmack, und dem Narren gefällt seine Kappe. Ich für meinen Theil begehre nix Besseres, als wie man's zu Wien im Prater oder Sperl findet, und wenn's das im Himmel nit gibt, so geh' ich halt nit 'nein und fahr' lieber zum Teufel: bei dem wird's nit fehlen. Und jetzt lassen's mich zufrieden. — Damit ließ ich den Rockzipfel fahren, und fort schoß er, wie der Bolzen von der Armbrust. Ich aber war von dem Streit so matt und elend, daß

ich glaubt', ich sollt' wirklich gleich in die Höll' kutschir'n."

Die für Pritzwalk unerfreuliche Erzählung war zu Ende, und nun kam das Mittagessen. Der Graf konnte die rechte Hand nicht gebrauchen, da ihm ein kräftiger Schwerthieb bis auf den Knochen des Arms gedrungen war, und ließ sich, wie ein Kind, von Horazdiowitz füttern, der ihm mit großer Bereitwilligkeit zur Hand ging. Der Tisch, der hier im Saal geführt wurde, konnte zureichend genannt werden, wenn auch nicht so gut, als diese Herrn es gewohnt waren, und es fehlte zum Schluß auch nicht ein frischduftender Kaffee, den Pritzwalk beinahe so schmackhaft fand, als „bei Spargnapani unter den Linden."

Während des Kaffees ließ Graf Pritzwalk-Raucourt sein mit einem goldenen Zwicker bewaffnetes Auge bald nach dem österreichischen Leutnant, bald nach dessen aufgehängten Uniformstücken schweifen. „„Hören Sie, mein Bester,"" sagte er endlich, „„je schärfer ich Sie fixire, desto klarer wird es mir, daß wir uns schon einmal begegnet sind.""

„Der Gedanke ist mir auch schon aufgestiegen, Herr Kamerad; aber ich habe nicht Ursache, die verteufelte Geschichte in's Klare zu bringen."

„„I- mein Gott, warum nicht?"" sagte der

Preuße und ließ wieder sein meckerndes Lachen hören. „„Ich bin nicht mehr in Zweifel. Sie hielten sich brav; aber ich, der ich größer und stärker bin““ — dabei reckte er sich im Bett, um den stattlichen Wuchs seiner Gliedmaßen zu zeigen — „„paßte gut auf und war glücklicher.““

„Es war am großen Schlachttage gegen Abend. Wir suchten bei Streselitz den Rückzug unserer Infanterie gegen Königgrätz zu decken.“

„„Richtig, richtig! Bei einem der Reitergefechte, die sich dort entsponnen, war ich meinen Leuten voran. Sie, auf der Retirade, bald rechts, bald links über die Schulter rückwärts schauend, verzögerten den Gang ihres kleinen, raschen Pferdes, um mir näher zu kommen. Plötzlich warfen Sie es herum und schossen wie ein Habicht auf mich los. Aber ich hatte meine Augen offen; ich zog den Zügel leise an, und indem ich mit geneigtem Haupte einige Deckung hinter dem Kopfe meines Braunen gegen einen Hieb von vorn suchte, spähte ich von der Seite her nach Ihnen aus. Jetzt hatten Sie mich erreicht, jetzt führten Sie, hoch im Bügel stehend, einen Hieb nach mir —““

„Aber Sie parirten Ihr Pferd, und mein Säbel fuhr, Kreuz und Dorn! in die leere Luft.“

Hier ahmte der Husar das Sausen der Klinge

mit Zunge und Zähnen auf täuschende Weise nach.

„„In diesem Augenblick,““ fuhr der Preuße fort, „„faßte ich Sie mit starker Faust bei der Hose —““

„Und der Haut darunter.“

„„Hob Sie hoch aus dem Sattel und schleuderte Sie auf den Boden.““

„Daß mir alle Knochen im Leibe krachten.“

„„Schon hatte ich Ihren Siebenbürger beim Zügel gefaßt, um ihn als Beutepferd mit fortzunehmen: da kam mir einer Ihrer Kameraden über den Hals —““

„Es war der blatternarbige Rittmeister von Szarvas.“

„„Und führte einen Hieb auf meinen rechten Arm, der bis auf den Knochen ging. Ich hatte genug für diesen Tag und werde vielleicht zeitlebens flügellahm sein.““

„Mich aber hoben meine Leute auf mein wieder freigewordenes Pferd und rissen mich fort. Bassama! ich war wie betrunken. Das Schlachtfeld mit den durcheinander geworfenen Husaren und Dragonern tanzte vor mir auf und nieder, und ich weiß bis auf den heutigen Tag noch nicht, bei wem ich mich

für den sakrischen Hieb auf die Backe zu bedanken habe."

„„Bei einem Unteroffizier meiner Schwadron. Dies Reiterscharmützel bei Streselitz war magnifique, auf Ehre!""

Die beiden Herren wurden in ihrem Gespräche durch einen preußischen Hauptmann unterbrochen, der, mit dem linken Arm in der Binde, daherkam. Pritzwalk befragte den untersetzten, ungemein kräftigen Mann um seine Wunde.

„Was Sie da sehen, lieber Graf," sagte der Hauptmann, den Arm aus der Binde hebend, „ist nur noch ein Stummel. Die Hand ist fort; in dem Walde bei Masloweb liegt sie begraben."

„„Sie standen, wenn mir recht ist, bei der siebenten Division; Sie sind einer von den Helden Fransechys?""

„Wir haben unsere Schuldigkeit gethan, Nichts weiter. Die Sache ist in zwei Worten abgethan. Ein Granatstück zerriß mir die Hand, und als der Stabsarzt den Schaden besah, schnitt er mir gleich an Ort und Stelle das Uebrige aus dem Gelenk ab."

„„Und jetzt promeniren Sie schon! Das heiß' ich eine starke Natur.""

Der Hauptmann strich mit der ihm noch übrigen Hand den vollen braunen Schnurrbart.

„Wir Pommern sind aus gutem Holz gezimmert.“

Er wollte gehen, aber Pritzwalk hielt ihn zurück.

„„Noch eine Frage, mein Bester. Sind Sie der Hauptmann von der Brigade Gordon, der, als ihm seine Hand abgeschossen war, zu seiner Compagnie sagte: „Leute, die Oesterreicher haben mir meine Hand gestohlen. Holt sie mir wieder!“ Darauf hätten sich, so erzählt man, die Kerls, wie eben so viele Teufel, auf den Feind geworfen.““

„Man macht seine Späßchen, um die Leute frisch zu halten,“ erwiderte der pommersche Offizier lächelnd.

Rudolf rief den Hauptmann mit schwacher Stimme an sein Bett. „Erlauben Sie,“ sagte er, „daß ein Unbekannter Sie begrüße! Ich wünsche der preußischen Armee recht viele Offiziere, wie Sie.“

„Die sind in Ueberfluß vorhanden. Hab' ich denn etwas Besonderes gethan?“

2.

Graf Pritzwalk-Raucourt war nun gnädiger gegen den Leutnant Horazdiowitz gesinnt, wenn er auch nie die vertrauliche Anrede „Kamerad" erwiderte; denn der kleine Oesterreicher war ja das lebendige Denkzeichen eines glücklichen Coups, den er ausgeführt. Er fing jetzt seinerseits an zu erzählen.

„Als Seine Majestät," so begann Pritzwalk eine seiner Mittheilungen, „auf der Höhe bei Dub an dem Rande des Schlachtfeldes zu Pferde steigen wollten, fehlten die Sporen! Man hatte nämlich Seiner Majestät wegen des Regens wasserdichte Stiefel ohne Sporenvorrichtung gegeben. Was thut nun der allergnädigste Herr? Er läßt sich die Anschnallsporen eines Reitknechts anlegen. Denken Sie, mein Werthester, mit den Anschnallsporen eines Reitknechts angethan, hat König Wilhelm die Schlacht von Sadowa geschlagen!"

„„Mit oder ohne Sporen!"" sagte der Husarenleutnant. „„Daß wir Schläge gekriegt haben, wird wohl die Hauptsache sein.""

„Erlauben Sie, da muß ich hautement wider-

sprechen. Seydlitz focht im siebenjährigen Krieg mit einem Sporn, König Wilhelm vor Königgrätz mit den Sporen eines Reitknechts — das sind historische Glanzpunkte."

War der Graf erst über die ketzerischen Reden des Husarenleutnants verstimmt, so Dieser nun über Pritzwalks höfisches Wesen. Das Gespräch erlosch; der Gardeoffizier griff nach seiner Kreuzzeitung; „der Edle" ließ sich Brett und Kartenspiel reichen und fing an Patience zu legen. Gegen den Wärter, der ihm Beides brachte, äußerte er: die Karten, die er sonst bei sich getragen, habe er am Morgen vor der Schlacht in einen Sumpf geworfen. „„Karten bringen dem Soldaten Unglück, das ist bekannt. Mit den Karten auf dem Leibe wär' es mir vor Königgrätz noch viel schlechter gegangen.""

Graf Pritzwalk sah von der Zeitung auf und lachte. „Da lese ich eben einen Ausspruch Lord Derbys," sagte er zu Horazdiowitz: „Die Welt ist eine Auster, die das Schwert aufmacht. Ist das nicht allerliebst?"

„„Ja,"" erwiderte der Husarenleutnant; „„aber man schneidet sich bisweilen sakrisch in die Finger.""

Er hatte sich noch nie über österreichische Verhältnisse gegen Pritzwalk ausgelassen; jetzt war ihm

plötzlich die Zunge gelöst. Er begann damit, in höhnischem Tone zu singen:

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß ist es das Oesterreich,
An Ehren und an Siegen reich?

„„An Ehren und an Siegen reich? Kreuz und Dorn! Was wir an Ehren und Siegen gewonnen haben, können wir im Schnupftuch heimtragen. In unsern Blättern stand zu lesen: Oesterreich wird seinen Fuß dahin setzen, wohin er gehört: auf den Nacken seiner Feinde! — **Und wer liegt nun unten?** Die Desperation ist um so größer, da man uns des Sieges ganz sicher gemacht hatte. Von den preußischen Husaren hieß es: das seien jämmerliche Berliner Schneidersgesellen! Ich meine, sie haben uns gehörig am Zeug geflickt, diese Schneider, Basama!““

„Ist es denn wahr, daß viele Ihrer Leute nur mit dem Mantel bekleidet waren, um den weißen Rock für den Einzug in Berlin zu schonen?“

„„Freilich ist es wahr! O, man möchte die Wand hinauflaufen! Kopflosigkeit und Dummheiten in Menge bei uns; keine Ueberlegung, Umsicht und geschickte Vorbereitung auf Ihrer Seite. Die Preußen haben Böhmen besser gekannt, als wir

selber. Sie hatten es als künftiges Kriegsrevier bereist und studirt.“ “

„Dem ist wirklich so. Nicht wenige unserer Offiziere sind in den letzten Jahren auf Moltkes Befehl im Lande Böhmen spazieren gegangen.“

„ „Da sprach ich vor einigen Tagen einen Kaufmann aus Gitschin, der hier einen Sohn begraben hat. Der erzählte von einem preußischen Photographen, der im vorigen Jahre Böhmen durchzog und die Bauern für wenige Kreuzer abkonterfeite. Als Derselbe neulich in der Eigenschaft eines preußischen Hauptmanns bei dem Kaufmann im Quartier lag, fragte ihn Dieser: Wie zum Teufel, Herr Photograph, sind Sie so schnell Offizier geworden? — Fragen Sie lieber, erwiderte der Hauptmann, wie ich Photograph geworden bin.“ “

Der Graf lachte. „Es ist wahr,“ sagte er, „unser Heer steht unter guter Leitung. Uebrigens ist der österreichische Soldat brav; Sie haben es persönlich bewiesen. Aber in der Führung sind große Fehler gemacht worden.“

„ „Oesterreich ist faul an der Wurzel: was kann da Gutes kommen, Kreuz und Dorn! Benedek war der beste General, den man zu finden wußte; er war überdies der vom Heer begehrte Mann. Und was hat er zu Stande gebracht? Von dem, was

vor der großen Schlacht verfehlt worden, will ich gar nicht reden. Aber in der Schlacht, Basama! Warum wurde die Höhe von Masloweb, der Schlüssel des Schlachtfeldes, nicht besetzt? Warum Ihre Zweite Armee — gleich als ob die heilige Jungfrau dem Benedek ins Ohr gesagt hätte, der Kronprinz werde am Dritten im Bette liegen bleiben — außer Acht gelassen? Wie war es möglich, daß Ihre Garde ganz ungenirt von Horenowes nach Chlum in das Herz unserer Stellung spazierte? Warum hatte man, da wir doch einmal verdammt waren, mit der Elbe im Rücken, uns mit Euch zu raufen, so wenig Uebergänge zur Erleichterung des Rückzugs hergerichtet, während die Brückenequipagen von vier Armeecorps, sage von vier Armeecorps, unbenutzt lagen? Warum staute der Commandant von Königgrätz das Festungswasser? Warum ließ er die flüchtigen Truppen nicht ein? Sollte ersaufen, was den Spitzkugeln entgangen war? Kreuz und Dorn!''"

„Beruhigen Sie sich, Verehrter! Es sind auch Fehler auf unserer Seite gemacht worden."

„„Wer macht sie nicht? Aber bei uns ist der Fehler die Regel. Ich sage Ihnen, Oesterreich ist faul, und der morsche Baum fällt auseinander. Die Ungarn, die Polen, die Czechen sammt den an=

dern Slaven, die Wälschen, die österreichischen Rumänen, sie wollen alle nicht mit den österreichischen Deutschen gehen. Der Wagen steckt bis über die Räder im Morast; vorn und hinten, rechts und links sind Pferde vorgelegt, die in allen vier Richtungen ziehen. Die Fuhrleute hauen drauf, daß die Funken stieben, hio! hot! hot! hio! Am Ende werden Sie den alten Kasten in Stücke reißen. Meinetwegen! Was kümmert's mich? Ich bin e Bissel böhmisch, e Bissel ungar'sch und, hol's der Teufel! ein lustiger Bruder. So lang meine Löhnung ausgezahlt wird, so lang die Itzig und die Seligmann creditiren, so lang die Mädels frische Lippen haben: bin ich zufrieden.""

„Dämpfen Sie Ihre Stimme, ich bitte Sie! Es liegen noch andere österreichische Offiziere im Saale. Wenn Sie gehört werden, können Sie den Hals brechen, auf Ehre!"

„„Jetzt hab' ich mir den Aerger von der Leber weggeschimpft; nun ist's gut.""

Er schwieg einige Minuten, dann summte er wieder:

Gewiß ist es das Oesterreich,
An Ehren und an Siegen reich?

Wenn dieser „Edle" Politik macht, ist er schrecklich, sagte Pritzwalk zu sich selber.

Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, erzählte er von den Herrlichkeiten des Berliner Ballets und den Wettrennen zu Hoppegarten. Er selbst hatte in einer Armee-Steeplechase auf „Schweißfuchs Shakespeare" einen zweiten Preis davon getragen — eine That, die nicht hell genug beleuchtet werden konnte.

Wenn so die Erzählungen des Grafen ihn selber im Brillantfeuer zeigten, war unser Oesterreicher von der naivsten Bescheidenheit. Einmal, da von seiner Kopfwunde die Rede war, sagte er: „'S ist nur gut, daß es keinen edlen Theil getroffen hat." Was er unter „edlen Theilen" verstand, blieb dabei dunkel; doch äußerte er ein anderes Mal: „Meine Beine, das ist eigentlich das Beste an mir. Reiten und tanzen, das kann ich; sonst hab' ich Nichts gelernt. Oder vielmehr: das hab' ich auch nicht gelernt; 's ist mir halt so angeflogen."

Daß er noch etwas Anderes verstand, kam später zu Tage, nachdem die Wunde in der Wange sich geschlossen hatte. Eines Morgens holte er aus seiner Säbeltasche eine allerliebste kleine Flöte aus Ebenholz und entlockte ihr die sanftesten Töne. In andächtiger Stille lauschte Alles im Saal dem eben so gewandten als gefühlvollen Spiel und rief lauten Beifall, als er endete.

„Schauen's," sagte er dann zu Pritzwalk, „wir Böhmen sind alle geborene Musikanten. Sie kennen die Rede, die von uns geht. Wenn ein Böhmenkind geboren wird, legt man zu seiner Rechten ein Stück Geld, zu seiner Linken eine Geige. Greift es nach rechts, so wird es ein Spitzbube; nach links, ein Musikant. Ich habe meiner Zeit nach der Geige gegriffen und so bin ich, wenn auch kein Fiedler, doch ein Flötendudler geworden."

Und wiederum setzte er an zu einem schmelzenden Adagio, und von Neuem horchte Alles wie verzaubert auf. Er hieß seitdem „der Rattenfänger von Hameln."

Hatte das Gespräch der zwei so verschieden gearteten Nachbarn Rudolf zeitweise unterhalten, so ward es ihm auf die Dauer doch lästig, und er hieß den Tag willkommen, als „der Edle" von dem Bette freigesprochen wurde, und nun noch als Reconvalescent ein paar Tage lang in Königinhof umherging.

Durch Horazdiowitz' Ausscheiden war Graf Pritzwalk Rudolfs Nachbar geworden. Da sich die Kräfte des Letzteren mittlerweile etwas gehoben hatten, knüpfte Jener mit ihm an, indem er ihm seine Karte durch den Krankenwärter überreichen ließ. Rudolf dankte lächelnd, und sagte: „Ich ver=

zichte darauf, Karte mit Karte zu erwidern, da ich so bequem Gelegenheit zu mündlicher Bestellung habe."

Und damit nannte er ihm Namen und Stand.

„Zudem," setzte er mit einem Blick auf die erhaltene Karte hinzu, „würde meine Karte vor der Ihren schamroth werden, da ich den sieben Perlen in dieser Krone nur fünf entgegenzusetzen habe."

Ohne die Ironie dieser Worte zu fühlen, erwiderte Pritzwalk: „„Die Horsts sind ein gutes, altes Geschlecht, dem ich auf meinen heraldischen Studien begegnet bin. Wenn ich nicht irre, zeigt Ihr Wappen, wie das ältere Pritzwalk'sche, zwei aufgerichtete, rückwärts schauende Löwen mit vorgeworfenen Pranken und ausgeschlagener Zunge; nur sind Ihre Löwen einfach- und die unsern zwiegeschwänzt. Eine Affinité der Häuser wäre nicht unmöglich.""

„Wir können uns die Löwen, doppeltgeschwänzt oder nicht, wohl gefallen lassen," erwiderte Rudolf; „denn, wie Ihnen bekannt, bedeuten sie in der heraldischen Sprache Edelsinn und Tapferkeit."

„„Und dies Symbol ist an Ihnen zur Wahrheit geworden. Ich habe mit großer Satisfaction von der Bravour vernommen, die Sie in dem Vorwerk bei Rosberitz an den Tag gelegt. Möchten noch viele Sachsen, wie Sie, den Weg zu uns finden!""

Die Herrn erörterten ihre Verwundungen und Leiden und kamen dann auf die allgemeine Wehrpflicht zu reden. „Ein wehrbares Volk,“ sagte Rudolf mit strahlenden Augen, „ist ein großes Wort. Warum mußte Carthago vor Rom sich beugen? Weil Söldlinge gegen Bürger standen. Ohne Wehrbarkeit keine volle Mannheit.“

„„Ich muß lachen,““ sagte Pritzwalk, „„wenn ich mir die stockjobbernden Frankfurter unter dem Schießprügel denke. Und geben Sie Acht: die Alten, welche ihre Jungens bloß exerciren sehen, werden am meisten lamentiren.““

„Mögen die Weichlinge Klage erheben. Glühendes Eisen, in Wasser getaucht, zischt, aber es wird stahlhart. Immerhin werden sich für Preußen Schwierigkeiten aus den neuen Verhältnissen erheben, die nur eine deutschgesinnte liberale Regierung zu überwinden vermag. Auch Preußen, nicht bloß unsere Kleinstaaten, hat jetzt eine Schule durchzumachen. Wollen wir gerecht sein, so müssen wir sagen, daß die allgemeine Wehrpflicht eine harte Pflicht ist, hart nicht nur, weil sie Anstrengungen und Entbehrungen fordert, die mit den Lebensgewohnheiten Vieler in großem Widerspruche stehen, sondern auch, weil sie uns aus dem Berufe, dem wir angehören, gewaltsam herausreißt und uns überhaupt national-

ökonomische Opfer auferlegt, die in ihrer Gesammtheit schwer in die Wagschale fallen. In weit höherem Grade ist dies noch bei einer Mobilmachung der Fall."

„„Wenn der Ruf: Mit Gott für König und Vaterland! erschallt, muß alles Andere hintenanstehen.""

„Ist es ein Krieg für's Vaterland, so wird es auch wohl ein Krieg für den König sein. Andere Kriege als solche, welche das Nationalwohl erheischt, wären bei so großen Opfern ein Frevel. Fördert der Krieg aber das Nationalwohl, so wird sich auch der Nationalwohlstand bald wieder heben; es werden der Nation durch die Ergebnisse des Kriegs neue Schwingen wachsen. Jedenfalls ist es ein außerordentlicher Glücksfall, daß Preußen, unter der eisernen Hand Napoleons, die Energie gefunden hat, die allgemeine Wehrpflicht einzuführen, so daß es jetzt, kraft seines Spartanerthums, im Stande ist, dem übrigen Deutschland dieselbe Pflicht aufzuerlegen. Die andern Völker Europas, denen dieser Zwang fehlt, werden sich nicht leicht zu solchen Opfern bequemen, am schwersten das verwöhnte, eitle Frankreich, und so ist dem kriegsgeübten Deutschland ein Uebergewicht gesichert, das um so mehr sich geltend machen wird, je enger der Anschluß an

Preußen ist, je inniger Kleindeutschland zu Großdeutschland zusammenschmilzt."

Pritzwalk, der nicht recht einverstanden war mit der Wendung, welche Rudolfs Rede zuletzt genommen hatte, wollte ein großpreußisches Wort erwidern; aber die Zungen der beiden Herren wurden von dem Doctor in Bann gelegt. „Politische Gespräche, meine Herren!" rief er, „und das am Abend! Herr von Horst wird davon eine schlechte Nacht haben. Ich kann Dergleichen nur am Vormittage und nur auf die Dauer einer Stunde gestatten."

„Hat man je einen solchen Tyrannen gesehen!" rief Rudolf.

„„Wovon sollen wir denn aber reden, Professor?"" fragte Pritzwalk ärgerlich.

„Von Lappalien: von Bällen, Moden, Ordensbändern und dergleichen.

„„Sind das Lappalien?"" brauste der Graf auf.

„Vor meinem engen Bürgerverstande," erwiderte Reinhold und winkte einem Leutnant, welcher, eine schneeweiße, zierliche Binde um den Kopf, mit Tanzmeisterschritten umherging. „Herr von Littelwitz," sagte er vorstellend. „Diese Herren," fügte er, gegen den Leutnant gewendet, hinzu, „erhitzen sich in politischen Gesprächen. Ich kenne Sie als einen gesprächigen, immer wohlaufgelegten, liebenswür=

digen Mann, und verordne Sie deshalb den zwei Patienten hier als eine Art von Brausepulver. Plaudern Sie mit ihnen von harmlosen Dingen, erzählen Sie von den Jagden Ihres kleinen Hofes, die Sie uns neulich schilderten, von den Illuminationen an dem Namenstage Serenissimi, von den Tableaux, die Sie mit der Prinzessin stellten: Egmont und Klärchen, Werther und Lotte u. s. w. Zeigen Sie und erklären Sie Ihre Orden."

Damit huschte der Professor weiter. „Ja," sagte Littelwitz, und ein seliges Lächeln ging über sein ohnedies schon glänzendes Gesicht, „da ich die Ehre habe, an unserem Hofe die Stelle eines Kammerjunkers und maître de plaisir zu bekleiden, so fehlt es mir nicht an Gelegenheit zu Decorationen. Wenn Festivitäten in Anwesenheit fremder Herrschaften stattfinden, wenn die Geburt eines Prinzen oder einer Prinzessin den verschiedenen Höfen gemeldet wird — und dies freudige Ereigniß tritt sehr oft ein — sowie auch bei höchstseligen Hintritten und bei anderen Gelegenheiten, die ich nicht weiter specificire, fällt immer Etwas ab für Unsereinen. Ich kann wohl sagen, meine Herren: es hat Orden auf mich geregnet — und es wird auch ferner noch regnen. Es ist spaßhaft zu sagen, aber es verhält sich so: ich habe mehr Orden, als Humboldt."

Bei diesen Worten hüpfte er von dannen und brachte einen kleinen Koffer aus geschnitztem Holz. „Oeffnen Sie, schauen Sie!" sagte er; „man sieht nicht jeden Tag so viele Orden beisammen."

„„Orden, in dieser Weise vertheilt,"" bemerkte Pritzwalk, als der Kammerjunker gegangen war, „„schwächen den Werth der Decorirung sehr. Uebrigens werden Sie nur kleines Zeug bei Littelwitz gesehen haben; Commandeure und Großkreuze besitzt er nicht. Ich selber bin, ich gestehe es, nicht frei von der Schwäche, mir hohe Orden zu wünschen. Der schwarze Adlerorden würde mich enchantiren; weniger der Maria-Theresia-Orden, seit ihn der blinde König Georg für seine Thaten bei Langensalza erhalten. Ein goldenes Vließ stünde sicher meinem Halse nicht übel, und welcher Glanz fiele auf mich, wenn das blaue Hosenband mein Bein zierte! Ueberdies liebe ich die kleine Frivolität: Honni soit qui mal y pense!""

Am folgenden Morgen nahm Rudolf das Gespräch wieder auf. „Nutzen wir," sagte er, „die uns vergönnte Stunde! Ich habe heute Nacht, da Sie in tiefem Schlafe lagen, über die merkwürdigen Geschicke Preußens nachgedacht. Die Geschichte so vieler Staaten ist nichts Anderes, als eine Kette dynastischer Kämpfe. Auch Brandenburg und Preu-

ßen haben sie geführt; aber wie eine goldene Ader zieht sich ein sittliches Moment hindurch: wir sehen hier einen Staat heranwachsen, der seine Deutschheit durch seine Tüchtigkeit erhärtet. Bei allen Mängeln ist es der einzige politisch organisirte Theil unserer Nation, dem sich jene Staaten und Stätchen anzuschließen haben, wie Glieder einem mächtigen Leibe. Diejenigen, die immer nach deutscher Freiheit schreien, sollten doch erst dafür sorgen, daß der deutschen Freiheit ein Stuhl gestellt sei, auf dem sie sitzen kann. Dieser Stuhl ist aber Preußen. Haben wir erst durch Preußen einen festen Stand gewonnen, so ist es die beste Zeit, mit vereinigten Kräften dasjenige Maß der Freiheit zu erstreben, das mit unserer Entwicklung und unseren Bedürfnissen im Einklang steht — natürlich, insoweit wir es noch nicht besitzen. Dabei ist nur zu wünschen, daß die Herren Junker in Preußen die richtige Auffassung sich aneignen."

„„Ich meinestheils habe Nichts dagegen, wofern man unserer besonderen Stellung im Staate Gerechtigkeit widerfahren läßt. Aber die rothe Demokratie behandelt uns als Wölfe, die man lieber heute als morgen wegschießen sollte.""

„Es ist wahr, daß man, zumal in Süddeutschland, nicht das rechte Verständniß für den großen

grundbesitzenden Adel Norddeutschlands hat und nicht beachtet, daß er dort wirklich ein wichtiges Ferment ist. Den englischen Lord läßt man gelten, aber nicht den märkischen oder pommerschen Grafen, der freilich wieder seinerseits der neuen Zeit die nothwendigen Zugeständnisse zu machen sich sträubt. Es wird eben auf beiden Seiten gefehlt, und es ist nicht immer der gute Wille, welcher mangelt, sondern das Verständniß. Man muß sich kennen, um sich zu achten; man muß zu gemeinschaftlicher politischer Arbeit zusammenstehn, und das kann nur geschehen, wenn im deutschen Parlamente die harten Gegensätze sich abschleifen; wenn der Deutsche endlich lernt, was ihm zu lernen so schwer wird: ein Rechnen mit den Verhältnissen, ein vernünftiges Nachgeben, ein politisches Verhalten."

„Ich habe," fuhr Rudolf fort, „von Preußen gesagt, daß es seine Deutschheit durch Tüchtigkeit beweise. Oesterreich ist weder deutsch noch tüchtig. Jene Eigenschaft ist ihm versagt durch seine Stellung im Südosten Europas; diese kann es erringen, wenn es seine zwei Drittheile fremder Mischungstheile, die nur in ihrer Gesammtheit von Bedeutung sind, mit dem einen Drittheil Deutschthum gründlich durchsäuert. Soll aber dies deutsche

Element wirken, so muß es erst einen großen Läuterungsprozeß durchmachen, d. h. die Schlacken des Feudalismus und des Pfaffenthums ausstoßen. Kann Oesterreich das nicht, so geht es zu Grunde. Gelingt es ihm, so wird es dem unter Preußen geeinigten Deutschland der liebste Bundesgenoß sein, und Jungösterreich wird an Jungdeutschland eine Stütze finden, wie sie ihm kein anderer Staat zu bieten vermag."

3.

Der junge polnische Jesuitenpater, dessen Horazdiowitz oben gedachte, ist derselbe Geistliche, der längst in Magdalenas Schicksal eingegriffen hat. Von Branitzky gehörte zu einer Mission der Gesellschaft Jesu, die in Dresden eine Hauptstation hat. Er stand dort mit einigen Familien seiner Nation in nahen Beziehungen; es wurde sogar behauptet, daß er gelegentlich auch den politischen Sendboten mache. Jedenfalls war seine Wirksamkeit auf der Kanzel und im Beichtstuhl das, was am meisten hervortrat, und da er mit einer günstigen äußeren Erscheinung Geist, schwärmerische Frömmigkeit und hinreißende Beredsamkeit verband: so war er bei

den Gläubigen der Gegenstand allgemeiner Verehrung. Die jungen Damen besonders stellten sein Bild in dem Schrein ihres Herzens und seine Photographie in der Nische ihres Schreibtisches auf. Dort wurde letztere, wie ein Madonnabild, stets mit neuen Blumen geschmückt und verehrend beschaut, ja nicht selten sogar mit frommer Lippe berührt. Solch ein Seelenbräutigam war ja gar nicht gefährlich. Freilich — als wirklicher Bräutigam wäre er Mancher noch willkommener gewesen.

Magdalena hatte in Dresden keine seiner Predigten versäumt; bald machte sie dort auch seine persönliche Bekanntschaft, da er sich in dem Hause ihres Vaters und in dem ihres Schwagers Friedrich von Horst einführen ließ. Nachdem er schon durch seine Kanzelvorträge hinlänglich vorgearbeitet hatte, nahm er um so leichter Besitz von ihrer Seele, da sie nun auch ihren alten schlichten Beichtvater aufgab, um vor Branitzky, gleich vielen andern Damen der Stadt, ihre heiligsten Gefühle auszulegen. So überspann er sie leise, leise mit den schroffsten ultramontanen Anschauungen und drängte Rudolf, den er ungesehen als Nebenbuhler haßte, nach und nach aus ihrem Herzen. An Handhaben dazu konnte es ihm nicht fehlen: war Jener doch Ketzer, sächsischer Apostat und zerfallen mit seiner Familie.

Wir haben im zweiten Kapitel gesehen, wie erfolgreich Branitzky den Boden unterminirte, auf dem Rudolfs und Magdalenas heiterer Liebestempel errichtet war. Es ist dort auch darauf hingedeutet worden, daß, bei jener Zusammenkunft Magdalenas mit Rudolf in dem Hause des Oberhofmarschalls Horst, ihr Verhalten gegen Rudolf von dem jungen Jesuitenpater, welcher sich damals in Dresden aufhielt, vorgezeichnet war. Eine Dame von ausgezeichneter Familie, wie Magdalena, für die Zwecke des Ultramontanismus zu gewinnen; einem gefährlichen Feinde, wie Rudolf, durch sie die scharfen Waffen der Schrift und Rede aus der Hand zu winden, dies war ein Ziel, welchem er, aus eigenem Antrieb und von seinem Oberen gespornt, eifrigst nachstrebte. Freilich machten der gesellige Verkehr, in welchem er mit der schönen Gräfin stand, und besonders das nahe Zusammensein in der Beichte, wo der Athem ihres süßen Mundes, wenn sie sprach — und die Aengstliche hatte immer so Vieles zu gestehen — heiße Wünsche in dem jungen Manne rege, die schlecht zu seinem Priesterthume stimmten: allein er kämpfte gegen die Versuchung an, und der Zwang, den er sich auferlegte, fiel ihm minder schwer, da Magdalena von einer gewissen Hoheit

umkleidet war, welche vertraute und zumal frivole Annäherung verbot.

Bei der Gräfin floß die schwärmerische Verehrung, die sie für Branitzky empfand, ihr unbewußt, mit der innigsten Liebe zu den Heiligen ihrer Kirche zusammen. Ein St. Sebastian, die schöne Jünglingsgestalt in der Capelle, wo sie so oft einsam in brünstigem Gebet lag, schien ihr die Züge des jungen Priesters zu tragen. Indem sie Auge in Auge mit diesem Heiligen verkehrte, richtete, so schien es ihr, Branitzky das Wort an sie, und sie lauschte mit Entzücken seiner Rede. Aber er sagte ihr Nichts von irdischer Liebe; es war überhaupt nichts Irdisches im Verkehr mit St. Sebastian, außer etwa darin, daß sie unter den Heiligen, womit die Capelle geschmückt war, nur ihn zum Gegenstand ihrer Andacht wählte, dagegen an St. Hieronymus und St. Antonius, den ehrwürdigen Graubärten, kalt vorüberging.

Wir müssen aber, um noch tiefer in ihr Gemüth hinabzusteigen, beifügen, daß der reine Himmel ihres Vertrauens zu Branitzky bisweilen, wenn auch nur auf kurz, von leichtem Gewölk umzogen wurde. Schon die Rolle, die er sie, Rudolf gegenüber, in Dresden hatte spielen lassen, hatte sie beängstigt; noch unheimlicher ward ihr zu Muthe,

wenn der junge Priester manchmal mit glühenden Blicken auf ihr verweilte. Sah sich dann sein Auge von ihr beachtet, so fiel es sogleich zu Boden. Der Eindruck verwischte sich wieder; aber ohne daß sie vielleicht darum wußte, blieb doch ein Keim des Mißtrauens zurück, der nur auf Regen wartete, um zu wachsen.

Branitzkys Superior hatte angeordnet, daß sich der junge Priester in Gemeinschaft mit Beccamorti, einem älteren Jesuitenpater aus einer böhmischen Familie italienischer Abkunft, auf einige Zeit mit der Pflege der Verwundeten in Königinhof beschäftigen sollte. Der ohnehin schon mißliebige Orden durfte ja nicht zurückbleiben hinter den frommen Werken der übrigen Geistlichkeit.

Die beiden Jesuiten wechselten mit der Besorgung der Kranken, indem sie unter Reinholds Anordnung, der Eine um den Andern, Tags oder Nachts thätig waren. Beide hatten sich in den Collegien ihres Ordens einige medicinische Kenntnisse erworben und machten jetzt guten Gebrauch davon. Bisweilen lasen sie auch eine Messe oder predigten in der Capelle des Schlosses. Hier fanden sich in den Abendstunden vorzugsweise deutsche oder doch deutsch redende Katholiken ein, so daß sich Branitzky

dieser Sprache, die ihm ganz geläufig war, bedienen durfte.

Der nähere Verkehr des jungen Jesuiten mit Magdalena gelegentlich der Krankenpflege, die schwarze Klostertracht, die sie gewissermaßen der früheren Hoheit entrückte und ihm näher stellte, waren für Branitzky eine böse Verlockung, während sie einem Laien Zurückhaltung auferlegt hätte. Seine Begierden erhoben eine immer dringlichere Sprache, und schon sann er mit dem Eifer eines Weidmanns, der ein edles Wild verfolgt, auf eine schickliche Gelegenheit sich ihrer zu bemächtigen. Er wußte aus ihrem eigenen Munde, daß sie seit einigen Tagen das Kloster, worin sie mit Schwester Veronica Herberge gefunden, eines Brandes wegen mit dem Gasthof, den er selbst bewohnte, hatte vertauschen müssen. Der Umstand, daß Beccamorti über Straßenlärm klagte, gab ihm einen schicklichen Vorwand, von dem Wirth ein stilles Zimmer neben dem Stübchen den beiden Barmherzigen zu erlangen. Es war in dem abgelegenen, sonst unbewohnten Hinterhause. Magdalena und Veronica hatten seinen erst eben vollzogenen Umzug nicht bemerkt, da er in ihrer Abwesenheit geschehen war. Das Geräusch, das sie seitdem nebenan hörten, deuteten sie auf eine alte Verwandte des Wirths, welche jenes

Zimmer den Jesuiten hatte räumen müssen. Da die Schwestern in ähnlicher Weise mit der Krankenpflege wechselten, wie er und Beccamorti, so konnte er leicht eine für seinen Plan schickliche Zeit ausfindig machen. Der beabsichtigte Ueberfall mußte bald geschehen, weil zu befürchten stand, daß die Schwestern entdecken würden, wer an ihrer Seite wohnte, und dann möglicher Weise ihr Quartier wechselten.

Ein für Branitzky glücklicher Zufall wollte, daß schon am Tage nach seinem Umzug die Gräfin bis gegen Mitternacht auf dem Schlosse blieb. Sie pflegte dann vorher noch ihr einfaches Abendbrot mit Veronika, die deshalb den Gasthof früher verließ, im Schlosse zu nehmen; worauf sie, von dem Diener des Gasthofs geleitet, die kurze Strecke bis zu ihrem Nachtquartier eilends durchschritt, um auf ihrem Stübchen der wohlverdienten Ruhe zu pflegen.

Die zwei Zimmer, das der beiden Schwestern und das der beiden Priester, waren durch eine stets verschlossene Zwischenthür verbunden. Verschlagen, wie Branitzky war, fand er bald heraus, daß sein Zimmerschlüssel auch diese Thür öffnete. Riegel waren an derselben nicht angebracht. Sorgfältig ölte er die Schlösser der beiden Thüren und die Angeln der Zwischenthür, damit er ohne Geräusch

hier den Schlüssel ausziehen und dort einstecken und umdrehen, sowie auch die Thür öffnen könnte.

Da die schöne Gräfin jeden Abend — auch wenn sie bei den Kranken beschäftigt war — zu bestimmter Stunde in der Schloßcapelle zu beten pflegte, fand sich Branitzky an dem auserseheuen Tage ebenfalls daselbst ein; er entschloß sich sogar, die Kanzel zu betreten, weil er, im Bewußtsein seiner zündenden Beredsamkeit, Magdalenas Sinn leichter zu bestricken hoffte.

Das letzte matte Abendroth fiel durch die gothischen, mit alter, in Blei gefaßter Glasmalerei geschmückten Fenster der Capelle und warf bunte Lichter über die Bänke und die Stufen des Altars. Die heilige Dämmerung, die hier schon bei Tage herrschte, mehrte sich mit dem Abend; dagegen trat der Schein des ewigen Lämpchens stärker hervor und warf ein wunderbares Licht auf Magdalena, welche in der Nähe des Altars — die schwärmerischen Augen emporgerichtet — kniete.

Plötzlich öffnete sich die Kanzelthür: Branitzky erschien. Im Angesicht des Opfers, das er sich erkoren, neigte er die Stirn auf die über der Kanzelbrüstung gefalteten Hände und — betete! Dann erhob er die wohlklingende Baritonstimme und, ohne einen bestimmten Plan bei seiner Rede zu verfol-

gen, sprach er zuerst über „die armen, von der ehernen Keule des Kriegs zerschmetterten Menschen, die seit den letzten Wochen die Hospitäler Böhmens mit Wehklagen erfüllten.“ Von da kam er auf die hingebende Liebe der von allen Seiten herbeigeeilten Pfleger und Pflegerinnen und verweilte, Magdalena von Zeit zu Zeit ins Auge fassend, bei den Klosterfrauen, welche, die jungfräuliche Scheu abwerfend, nicht zögerten, sich unter die rauhen Söhne des Mars zu mischen, um deren Körper- und oft auch deren Seelenwunden Heilung zu bringen. „So entspringt,“ rief er, „aus Nacht und Finsterniß Licht und Leben, und hinter Feindschaft und Haß kommt die Liebe, die köstliche Liebe gegangen! Auch anderswo,“ fuhr er mit einer kühnen Wendung fort, „sehen wir aus Nacht das Licht sich erheben, nämlich da, wo die Sünde, wie das so häufig geschieht, in echte Frömmigkeit umschlägt. Ja, die Sünde! Gott läßt aus einem Sumpfe die Wunderblume der Frömmigkeit erstehen. Schauen wir auf Magdalena, mit ihrem vollen Namen Maria Magdalena genannt, welche die katholische Kirche zu ihren Heiligen zählt, von Tausenden als kräftige Fürbitterin erprobt. Nach einem der Sinnenlust geweihten Leben fühlte sich ihr glühendes Herz des ewigen Heils bedürftig. Nicht von Selbstzu-

friedenheit, wie so viele Tugendstolzen, erfüllt, sondern mürbe gerieben, zerknirscht und von tiefster Reue gleichsam zermalmt, warf sie sich vor unserm Herrn und Heiland nieder und salbte dessen Füße mit köstlichen Narden. Dieselbe Innigkeit, die sie früher der irdischen Liebe in den Arm geworfen hatte, trieb sie nun in den Arm des Seelenbräutigams. Nachdem sie lange den heißen Odem der Sünde in sich gesogen, schmachtete ihr Herz um so mehr nach dem kühlen Brunnen des ewigen Heils, und sie ward nimmer müde, den lechzenden Mund an dem süßen Quell zu erfrischen."

Bei den oben gesprochenen Worten: „Schauen wir auf Magdalena" hatte er die vor ihm knieende Magdalena fest ins Auge gefaßt, und von jener Stelle bis hierher waren lange, heiße Blicke, wie glühende Pfeile, auf sie gefallen, von denen sie freilich nur die wenigsten empfand, da sie bangte, zu ihm aufzuschauen. Jetzt stockte seine Rede; es schien, als habe er die Fassung verloren. Aber er nahm den Faden wieder auf und schloß mit den Worten: „Trachten wir, wie Magdalena, nach der Krone des Lebens; gewinnen wir, wie sie, die höchste Seligkeit."

Der Redner verließ die Kanzel, und die süßen Töne der Orgel spielten schmeichelnd um das Ohr

der Zuhörer, die großentheils aus Frauen bestanden. Die Gräfin erhob sich, umfangen von einem bösen Zauber, der sie schreckte und doch zugleich lockte. Sie schaute dem Priester, der jetzt die Kirche verließ, nach und drückte den Rosenkranz, wie ein Schutzmittel, an die Lippen.

Bis Mitternacht waren noch einige Stunden; unterdessen harrte der Jesuit Magdalenas auf seiner Stube. Gegen Zehn ging Schwester Veronica nach dem Schlosse. In quälender Ungeduld sagte Branitzky die fürs tägliche Gebet vorgeschriebenen Formeln nach dem Brevier leise her, indem er die Lippen und die Zunge mit jener Schnelligkeit, welche die beständige Uebung gibt, bewegte. Er las die drei Nocturnen und die Laudes wiederholt vor- und rückwärts, um die träge schleichenden Stunden zu tödten. Jetzt hörte er Tritte; er steckte das kleine schwarze Buch ein und legte das Ohr an seine Thür, bei welcher Magdalena vorbeikommen mußte. Sie war es nicht; es war der schwere Tritt eines Dieners aus dem Hause, der oben auf dem Boden schlief. Der andere Diener, ein Deutschösterreicher, der Magdalena zu begleiten pflegte, campirte in einem Verschlag bei der Hausthür, um, wenn Nachts Reisende kamen, gleich zur Hand zu sein.

Die Decke zwischen Branitzkys Zimmer und dem

Boden war dünn; er hörte, wie der böhmische Diener seine dicken Stiefeln abwarf und bald darauf schwerathmend schlief.

Wiederum vernahm er Tritte, und diesmal weit sanftere. Es war Magdalena! Die kleine Handlaterne, die sie hielt, beleuchtete von unten ihr Gesicht; er sah es recht wohl durch das offene Schlüsselloch seiner Thür. Sie schloß ihre Thür ab und schob den Riegel vor; sie warf sich dann — er hörte es deutlich — auf einen Rohrstuhl, wie er auch deren zwei in seinem Zimmer hatte, und verharrte seufzend eine gute Weile auf demselben. Jetzt klirrte ein metallenes Geräth: sie mochte wohl ein Licht anzünden. Er glaubte zu vernehmen, daß sie die kleine Laterne schloß und auf die Seite stellte. Nur sein Ohr konnte ihm hier Späherdienste leisten, da jetzt ein Kleidungsstück das Schlüsselloch der Zwischenthür verdeckte. Wer ihn so sah, konnte ihn wohl mit einem Tiger vergleichen, der eine Gazelle hinter dem Busch hervor belauert, um sie dann mit wildem Sprunge zu erreichen.

Werfen wir einen Blick in ihr Stübchen. Sie hatte das gesteifte, schneeweiße, Kopf und Hals verhüllende Tuch, wie es die barmherzigen Schwestern tragen, abgeworfen und das schöne schwarze Haar, das sie für jetzt noch besitzen durfte, gelöst, so

daß es in vollen, glänzenden Wellen über Rücken und Schultern floß. So war sie vor ihrem Bette niedergesunken und drückte ihr heißes Gesicht in dasselbe, um ein Abendgebet zu sprechen; aber ihre Gedanken verwirrten sich heute seltsam. Mit heftig wallendem Busen stand sie auf. Vom Rücken her wehte sie ein Athem an; sie wandte sich: Branitzky, der fast geräuschlos durch die Zwischenthür getreten, stand vor ihr! Sie stieß einen Schrei der Ueberraschung und der Entrüstung aus; wie ein Lamm, das sich plötzlich dem Wolfe gegenüber befindet, zitterte sie an allen Gliedern. Er sah sie schweigend mit verzehrenden Blicken an. „Was wollen Sie? Wie kommen Sie hierher — zu so später Stunde?" Dieſe Worte rangen sich endlich mühsam aus ihrem gepreßten Busen, von ihren erstarrten Lippen. Sie brauchte keine Antwort; der Ausdruck seines Gesichtes, das von Leidenschaft flammte, war schon Antwort genug.

„„Magdalena!"" rief er mit halberstickter Stimme, „„vergeben Sie mir! ich konnte nicht anders.""

Damit sank er vor ihr nieder, umschlang ihre Kniee und preßte dieselben an den heißen Mund. „„Vergeben Sie, Magdalena!"" stammelte er noch einmal; „„ich bin ein Mensch, wie Andere; ein jun=

ges Blut kocht in meinen Adern. Die Priester- und Ordensweihe, die ich empfangen, hat mein Herz noch nicht versteint; es glüht für Sie, für Dich, und will seine Glut in Liebe löschen.""

„Abscheulicher!" schrie Magdalena angstvoll und floh, aus seiner Umstrickung sich losringend, nach der Thür. Branitzky stürzte ihr nach, umfaßte sie wild und erstickte, seinen Mund auf den ihren pressend, jeden Laut. Sie kämpfte mit der äußersten Anstrengung gegen ihn, dessen Sehnen zu Stahl geworden waren.

In diesem Augenblick hörte man laute Schläge gegen die Thür. Der Jesuit beugte lauschend den Kopf zurück. „Hülfe! Hülfe!" schrie die Gräfin.

„„Ich bin es; öffnen Sie mir, wenn Sie können!"" ließ sich Veronicas Stimme von außen hören.

„Verspielt!" keuchte der Jesuit und stürzte durch die Zwischenthür in sein Zimmer, das er hinter sich verschloß.

Magdalena öffnete; die Schwester trat, ihre kleine Laterne in der Hand, ein.

„„Um unseres Heilands willen, was ist geschehen? Mein langes Pochen wurde gar nicht vernommen, bis ich endlich so kräftig, als ich vermochte, gegen die Thür schlug.""

Magdalena brach in ein krampfhaftes Schluchzen und Weinen aus; die Schwester suchte sie, ihre Hand haltend, in ihrer ruhigen Weise zu beschwichtigen, bis die Arme endlich Worte fand. „Fort, fort!" schrie sie; „hier ist die Versuchung, hier ist die Hölle!"

„„Ich verstehe Sie nicht,"" sagte Veronica und leuchtete ungläubig umher. „„Was können Sie fürchten? Es ist Niemand hier; zudem war ja die Stube verschlossen.""

„Der böse Feind bedarf nicht des gewöhnlichen Eingangs; er dringt durchs Fenster ein, er steigt aus dem Boden auf. Fort! fort!"

„„Sie ist wahnsinnig,"" sagte die Schwester zu sich selbst. „„Wenn es in dieser Stube nicht geheuer ist,"" fuhr sie beschwichtigend fort, „„so will ich der Tante des Wirths hier neben klopfen; sie wird uns ihr Zimmer für die Nacht gern überlassen und in diesem sich niederlegen.""

„Nein, nein!" schrie die Gräfin heftig auf; „da haust er ja gerade, der entsetzliche Versucher!"

„„Sie ist wirklich besessen,"" sagte die Schwester wieder zu sich selbst und schlug ein Kreuz über Magdalena, legte ihr, Gebete murmelnd, die Hände auf und blies sie an. Aber die Gräfin wehrte ihr und rief nur immer: „Fort! fort!"

Jetzt zog die Schwester Magdalena sanft bei der Hand empor. „„Machen Sie sich fertig,““ sagte sie; „„ich folge Ihnen, wohin Sie wollen. Wie gut ist's, daß ich hierher gekommen! Es ließ mir im Schlosse keine Ruhe. Sie waren so verstört und aßen fast keinen Bissen: da hab' ich von dem Arzte Urlaub genommen und gehe nun nicht weg von Ihnen, bevor Sie beruhigt sind.““

„Liebe, gute Schwester!“ sagte Magdalena, ihr die Hand drückend.

Sie hatte sich völlig angekleidet und schnürte hastig ihre kleinen Habseligkeiten in ein Bündelchen zusammen. Veronica that dasselbe. Sie zündeten ihre Laternen an und stiegen die Treppe hinab. Der schlaftrunkene Diener bei der Hausthür, einen nächtlichen Krankenbesuch vermuthend, öffnete; die Schwestern standen in der tiefen Nacht auf der stillen Straße.

„„Wollen wir nicht das Zimmer, das die Schwester Sibylle in dem Nebenbau des Schlosses bewohnt, für die Nacht in Anspruch nehmen?““ sagte Veronica; „„sie hat jetzt Dienst bei den Kranken. Morgen werd' ich dann in dem Gasthof Alles ordnen.““

„Gut, gut! aber fürs Erste möcht' ich noch unter freiem Himmel bleiben. Die Luft ist so erquickend; die Sterne schauen, wie Augen Gottes

freundlich zu uns nieder, und die entsetzliche Angst fällt mir, wie Bergeslasten, von der Seele."

Schwester Veronica schickte ein kleines Stoßgebet zu ihrer Schutzheiligen empor, daß diese Nacht gut vorübergehen möge, und folgte der Gräfin. Sie löschten, als sie vor die Stadt kamen, ihre Laternen und setzten sich auf einen vom Wind entwurzelten Baum, der am Ufer der Elbe lag. Der hier noch kleine Fluß rauschte sanft dahin; der Himmel war dunkelklar. Weiße Wölkchen spielten um den Mond, der sich bald hinter sie versteckte, bald im reinsten, mildesten Glanze hervortrat.

Magdalena war weich gestimmt, wie noch nie; zärtlich umschlang sie die gutmüthig nüchterne Veronica und vergoß reichlich von jenen süßen Thränen, die den Schmerz lösen und lindern. Sie erzählte von ihrer Liebe zu Rudolf, und wie Branitzky störend dazwischen getreten sei und einen dämonischen Einfluß über sie gewonnen habe; wie dann aber seine wahre Natur diese Nacht in ihrer vollen Tücke offenbar geworden.

„„Ein großes Aergerniß für unsere heilige Kirche!"" rief Veronica. „„Daß ein Priester, auf den so viele Augen gerichtet sind, der Sündenlust verfällt, ist ein Triumph für unsere Feinde. Lassen

Sie uns dies Geheimniß in unsere Herzen verschließen.""

„Sein Name wird nie mehr über meine Lippe gehen, und er wird auch, des bin ich sicher, meinem Auge nimmer begegnen."

4.

Es war noch Nacht, als Beccamorti den Gasthof betrat, um späte Ruhe zu suchen. Schwere Wolken zogen am Himmel auf, und auch die Stimmung des alten Jesuiten hatte sich verdüstert. Branitzky war nicht, seiner Gewohnheit gemäß, gekommen, um ihn am Krankenbette abzulösen; das bedeutete nichts Gutes. In das Zimmer tretend, stieß er mit dem Fuße an einen Körper. Er leuchtete auf den Boden: es war Branitzky! Todesblässe deckte sein Gesicht; aber er athmete noch. Beccamorti hielt ihm ein Fläschchen Aether vor. Branitzky seufzte schwer auf, doch die Ohnmacht wollte nicht weichen. Jetzt streifte ihm der Alte niederknieend Schuhe und Strümpfe ab und begann ihm die Fußsohlen zu bürsten. Der junge Jesuit zuckte mit den Gesichtsmuskeln, gähnte und rieb sich die Augen. Sich aufsetzend, sah er umher, wie Einer, der plötz-

lich in eine fremde Welt versetzt ist. Mit einmal erkannte er Beccamorti und zuckte zusammen. „Warum," stöhnte er, „rufst Du mich zurück ins Leben? Wie viel besser war es da unten in der Nacht des Todes!"

Der Greis besprengte ihn mit seiner abgemagerten Hand aus dem kleinen zinnernen Weihkessel, der an der Wand hing. Als die Tropfen Branitzkys Gesicht berührten, schüttelte sich Dieser, und mit einmal kehrte ihm die Kraft zurück. „Hinweg!" rief er mit starker Stimme; „spritze nicht Dein Gift auf mich, Du alter Teufel, der mich diese vermaledeite Straße der Lüge, des Hochmuths, der Selbstsucht, der Unnatur, mit einem Worte: des Pfaffenthums und der Jesuiterei geführt hat!"

Beccamorti kreuzte lächelnd die Arme über der Brust und schwieg. Die zahlreichen Falten seines bleichen, verwitterten Gesichts mehrten sich noch, und die Krähenfüße in den Augenwinkeln schwollen an.

„Ich war zum Glück geschaffen, wie andere Menschen," fuhr Branitzky fort, „jung, mit körperlichen und geistigen Gaben ausgestattet, voll Streben, Etwas aus mir zu machen und in der Welt zu wirken. Du, Heuchler, schlichst Dich, wie eine Schlange, an mich heran, verwirrtest mit

schnöder Kunst mein Denken und gossest Mehlthau auf mein Herz, daß es verdorren sollte."

„„Fahre fort, mein Sohn, schütte Dich aus!"" sagte Beccamorti und lächelte.

„Nenne mich nicht Sohn; der Feind, der Verderber hat nicht das Recht dazu. Die Stimme in mir, welche Wahrheit und Trug, Tugend und Laster, Schön und Häßlich unterschied, hast Du, anstatt sie zu entwickeln, verbildet; den gesunden Baum der Vernunft, der fröhlich in mir heranwuchs, hast Du bis ins Herz hinein getroffen."

„„Weiter, weiter!"" sagte Beccamorti und lächelte.

„Statt dessen hast Du mir ein künstliches Ding von Menschensatzungen, die Du lügenhafter Weise von Gott eingegebene Religion nennst, einzupflanzen versucht, Du Verfluchter!"

Von Neuem tauchte Beccamorti seine Finger in das Weihwasser, und indem er seine Hand feierlich gegen Branitzky bewegte, intonirte er die Formeln des Exorcismus: „„Hebe dich hinweg, du unreiner Geist! Fahre aus, Satanas, im Namen des Dreieinigen!""

Branitzky sprang ergrimmt auf den Alten zu und stieß ihn zurück. „Was soll mir," rief er, „diese Komödie, an die Du selbst nicht glaubst?"

„„Apage, diabole, apage!““ murmelte der Alte vor sich hin, Hände und Arme wunderlich bewegend, wie ein Zauberer in einem Märchendrama.

Branitzky brütete stumm vor sich hin. „Ist nicht," rief er dann leidenschaftlich, „die Menschheit in ihrem Bestehen auf den Verkehr der Geschlechter gegründet? Muß uns deshalb die Ehe nicht heilig sein? Steht sie dem Priester nicht so gut an, wie dem Laien? Sie macht uns unrein, sagt ihr. Als ob wir nicht unrein würden durch das unnatürliche Verbot. Aber bei diesem Cölibat, das ich dreimal verfluche, ist es entfernt nicht auf reine Menschen abgesehen; man will nur gefüge, billige, stets zu Verwendung stehende Werkzeuge der Herrschaft. Ob sich diese Opfer der hierarchischen Selbstsucht in Sehnsucht verzehren, ob sie in ungezähmter, wilder Begier das Gesetz zerreißen, was kümmert's euch? Wenn nur der Sclave seine Arbeit in der römischen Plantage leistet: mag auch sein Fleisch unter eurer Peitsche in Stücke fallen."

Die kleinen grauen Augen Beccamortis blitzten auf, als wollte er sagen: Jetzt bin ich Meister über ihn! Und einen Schritt gegen Branitzky vorgehend, rief er in festem Ton: „„Du glühst in unreiner Liebe; die Gräfin Hohenstein hat Dein sündiges Herz in Flammen gesetzt. Meinst Du, daß mir Deine buhle-

rischen Blicke entgangen seien, Du thörichter Knabe? Und jetzt fürcht' ich fast, daß ich zu spät komme."'"

„Du kommst zu spät. Die Gräfin wohnt hier nebenan; ich täuschte Dich über die Nachbarschaft. Ich bin in ihr Zimmer gedrungen; sie widerstand mir; Schwester Veronica hat uns überrascht."

„„Das Zimmer stand offen,"" schaltete Beccamorti ein.

„So sind sie entflohen, und ich werde sie nie wiedersehen!"

Ein neuer Ausbruch der Wuth stellte sich ein. Der junge Mann schlug sich gegen Stirn und Brust, als ob er die Sitze des Denkens und Fühlens zertrümmern wollte; er warf sich nieder und lag stöhnend wohl eine halbe Stunde lang.

Beccamorti sah ihm ruhig zu, und jenes kalte Lächeln spielte wieder um die bleichen, dünnen, charakterfesten Lippen seines Mundes. Er ist jung und stark, dachte er; ist die Krise erst überstanden, so gibt das noch ein gutes Werkzeug des Ordens.

Branitzky setzte sich, nachdem auch dieser zweite Anfall vorüber war, auf und sah mit matten Augen umher. Beccamorti kniete wieder neben ihm auf dem Boden und trocknete ihm den Schweiß von der Stirn. „„Ist Dir nun besser, mein Freund?"" fragte er sanft.

Diesmal stieß ihn der junge Mann nicht zurück; er fühlte sich unendlich hülflos, und der Alte schien wirklich theilnehmend zu sein.

„„Ich habe,““ sagte Beccamorti, sich erhebend, „„in meiner Jugend ähnliche Paroxismen gehabt; es ist der Kampf des Fleisches gegen den Geist; es sind die sinnlichen Triebe, die uns von Gott ablenken, gehüllt in die Gestalt der frechen Dirne Vernunft. Die wahre Vernunft ist das Vernehmen der Stimme Gottes in der Offenbarung.““

Branitzky zuckte empor, um zu antworten; aber der Alte hielt ihn zurück. „„Unterbrich mich nicht! Ich kenne Deine Antwort im voraus. Wenn Du die Offenbarung unserer Kirche meistern willst, so schaffe Dir erst ein Urtheil darüber. Jung, wie Du bist, fehlt Dir die Erfahrung. Dich treibt die Leidenschaft, und wie nicht das wild auf- und abwogende, sondern nur das ruhige Wasser die Uferlandschaft spiegelt, so kann auch nur ein stilles Gemüth das Göttliche fassen. Der stolze Bau der katholischen Kirche, welche nun die Wechsel so vieler Jahrhunderte überdauert hat; deren Dach die Nationen der Erde beschattet und beschatten wird bis ans Ende der Tage; die heilige Gluckhenne, welche Mann und Weib, Jugend und Alter, König und Bettler, Gesittete und Wilde, Monarchieen und Republiken,

kurz alle Formen des Lebens mit ihren schützenden Flügeln deckt, sie hat ehedem als die größte Erscheinung, die je in die Welt getreten, als ein imperium Romanum des Geistes Deine Bewunderung erregt. Du warst stolz, der Gesellschaft Jesu anzugehören, deren Mission es ist, die Feinde der Kirche zu bekämpfen und jene Schlacken, die auf dem reinen Metall der Katholicität schwimmen, abzuscheiden. Der Orden freute sich, einen beredten Mund, ein flammendes Herz in Dir gewonnen zu haben, und dachte Dich, je nach Deiner Würdigkeit und Deinen Leistungen, von Stufe zu Stufe emporzuheben. Es ist Dir wohl bekannt, daß der heilige Vater nach längerem Schwanken sich in unsere Arme, in die Arme des unverfälschten, entschiedenen, streitbaren Katholicismus geworfen hat. Wir haben in dem Syllabus einen Wall gegen die moderne, ungläubige Welt aufgerichtet, an dem sie den Kopf zerschellen wird; denn sie steht mit Wenigen gegen Viele, und ein Concil, dem wir entgegensehen, wird den unfehlbaren Papst als weithin sichtbare Fahne auf unsere unüberwindliche Burg pflanzen. An diesen großartigen Kämpfen, gegen welche die Erfolge weltlicher Waffen, wie man sie jetzt hier in Böhmen gesehen hat, nur Kinderspiel sind, willst Du Dich also nicht mehr betheiligen?" "

Der greise Jesuit stand hochaufgerichtet; sein Auge, das nun nicht mehr klein erschien, flammte; die hageren, blassen Wangen hatten sich geröthet; die zitternde Hand ruhte auf Branitzkys Stirn, als wollte sie dessen widerstrebende Gedanken niederhalten. Aber schon war die Empörung des jungen Mannes zum guten Theil beschwichtigt. Sein Ehrgeiz war wachgerufen: ein Teufel mußte den andern niederwerfen.

„„Und warum"" — fuhr Beccamorti mit gedämpfter Stimme fort, als trüge er Furcht, von außen vernommen zu werden, und der eben noch erhabene Ausdruck seines Gesichts schlug plötzlich in einen spöttischen um — „„warum bist Du von der Fahne gelaufen und ins Lager der Ungläubigen übergegangen? Weil Du in sträflicher Glut brennst für ein Weib, das Du nicht berühren darfst, ohne auf's Aeußerste gegen den Orden zu freveln. Wer ist es, den Du mit solcher Gier, wie der Satyr die Nymphe, verfolgst? Es ist die Tochter einer hochangesehenen Familie, eine Gräfin, eine Fromme, die im Begriffe steht, den Schleier zu nehmen, um den Werken der Barmherzigkeit zu leben! In der That, eine vortreffliche Wahl! Das Cölibat ist ein Gebot, auf dessen Beobachtung die Macht unserer Kirche ruht; wir müssen auf die

Ehe verzichten, wenn wir Priester sein wollen. Die Keuschheit ist ein zweites Gesetz, das uns auferlegt ist. Aber wir hören nicht auf, Priester zu sein, wenn wir es verletzen. Wir halten es, wenn die Natur nicht allzu mächtig in uns wird, und büßen die Uebertretung mit den Kirchenstrafen, welche Dir bekannt sind. Wenn Du Deine Begierden nicht mäßigen kannst, warum solche Versuche, die alle Welt in Harnisch bringen? Wozu eine Löwin angehen, die gegen Dich ausfällt, wenn Du sie berührst, während die Taube auf Deinen Lockruf geflattert kommt? Du Thor! weißt Du nicht, daß Du mit Deiner ganzen Person, mit all Deinen Wünschen und Neigungen, ja sogar mit Deiner Tugend und Deinem Leben dem Orden verpflichtet bist, und Du setzest seinen Ruf durch solche Unvorsichtigkeit aufs Spiel? Gar Manches ist gestattet, wenn es nur dem Auge der Menschen und ins Besondere der Laienwelt verborgen bleibt. Was aber die Kirche am meisten haßt, ist das offene, lautschreiende Aergerniß, das einer ihrer Priester gibt.""

Branitzky hatte sich auf sein Lager gesetzt und bedeckte das Gesicht mit der Hand. Beccamorti fuhr nach einer Weile fort: „„Also das Aergerniß ist in erster Linie zu meiden. Um dieser Re=

gel nachzukommen, muß man den Boden kennen, auf dem man steht; nicht bloß der Kriegsmann macht Terrainstudien. Wo noch nicht die Vorstellung von der göttlichen Macht der Kirche der Kritik der Ungläubigen unterzogen wird; wo, ich möchte sagen, noch jene Dämmerung der Ansichten herrscht, die uns das Mittelalter so erfreulich macht, da ist Vieles erlaubt, was anderswo ängstlich vermieden werden muß. Zu Santa Fe de Bogota unterhielten kürzlich die Damen aus den ersten Familien durch Vermittlung der Gesellschaft Jesu eine Correspondenz mit der heiligen Mutter Gottes. Die Ordensbrüder lenkten die schwachen Geschöpfe nach ihrem Willen — natürlich in majorem Dei gloriam — vermittelst der Briefe, die angeblich als Antwort der Madonna einliefen. Erst, nachdem sich herausgestellt hatte, daß einige der jüngeren Brüder die Correspondenz zur Unterhaltung von Liebesverhältnissen mißbrauchten, wurde sie von dem Superior untersagt. Was in der Hauptstadt einer südamerikanischen Republik sich als ausführbar erwies, wäre uns hier zu Lande zum Skandal ausgeschlagen. Also Vorsicht, mein junger Freund, Vorsicht! Die Zeiten eines zweiten Philipp, einer Maria von England, einer Katharina von Medici, eines Ferdinand II., die mit harten Mitteln vorgehen durften,

bestehen nicht mehr; wir sind nur noch ausnahmsweise die Führer der Fürsten. Der Krieg, den wir führen, muß verdeckt sein, behutsam, leise, lauernd.""

Beccamorti nahm jetzt einen satyrhaften Ausdruck an, indem er fortfuhr: „„Ich weiß nicht, ob die von mir empfohlene Vorsicht gestern Abend in der Schloßkapelle beobachtet worden ist. Es wurde dort, wie ich bei kurzem Verweilen hörte, das allerdings wohlbegründete, aber mit großer Vorsicht zu behandelnde Thema besprochen, wie Sündhaftigkeit den Menschen für Frömmigkeit empfänglich macht. Wie lauteten doch die Worte? Dieselbe Innigkeit, welche erst das Herz in die Arme der irdischen Liebe geworfen hat, treibt es nun in die Arme —""

„Genug, mein Vater, genug! Was muß ich thun, um mein Vergehen wieder gut zu machen?"

„„Fürs Erste reisen wir ab, nachdem ich den beiden Schwestern Stillschweigen auferlegt. Haben sie, wie ich vermuthen darf, bis jetzt noch keine Mittheilungen gemacht: so wird das Geheimniß außerhalb unseres Ordens unbekannt bleiben. Einen Bericht über den Vorgang bin ich unserem Superior schuldig; er wird die erforderlichen kanonischen Strafen verhängen. Du wirst die auferlegte Buße geduldig hinnehmen und nach überstandener Pönitenz wieder eintreten unter die Arbeiter am Werke

Gottes. — Siehe, die Sonne wirft die ersten Strahlen auf diese Stadt. Versuche zu ruhen und, wenn es möglich ist, ein Stündchen zu schlummern. Unterdessen schreibe ich einen Brief an Reinhold, um unsere plötzliche Abreise mit einem unerwarteten Missionsauftrag zu entschuldigen. Dann suche ich die Schwester Veronica auf, die im Schlosse zu treffen oder zu erfragen sein wird.""

Der Alte schrieb und ging dann. Branitzky sah ihm nach und sagte: Der Name Beccamorti ist mir so oft durch den Sinn und über die Lippen gegangen, ohne daß ich über dessen Bedeutung nachgedacht Jetzt fällt mir dieselbe plötzlich auf die Seele. Todtengräber — jawohl, ein Todtengräber!

5.

Friedrich von Horst war nach Dresden zurückgekehrt. Kränkelnd und tief verstimmt über die Niederlage Sachsens und der österreichischen Partei, entschloß er sich, eine Stadt, wo damals noch ein preußischer Generalgouverneur waltete, mit seiner Gattin zu verlassen und einen längeren Aufenthalt in der Schweiz zu nehmen. Sein Vater,

der Oberhofmarschall, schwankte, ob er sich „mitten ins feindliche Lager" an das Krankenbett seines älteren Sohnes Rudolf begeben oder Friedrich begleiten sollte. Er entschloß sich zuletzt für das Zweite, nachdem er auf eine briefliche Frage bei Reinhold die Antwort erhalten hatte, daß der Zustand des Verwundeten nicht hoffnungslos sei.

Emilie sollte den Vater nach der Schweiz begleiten. Ihr lebhafter Wunsch war natürlich, dem schwerleidendem Bruder Rudolf eine Stütze zu gewähren; dagegen machte der selbstsüchtige Greis geltend, daß er ohne sie des nöthigen Comforts entbehren und isolirt sein werde. Aber Emilie widersetzte sich. „Vater," sagte sie, „sobald die erste Nachricht von Rudolfs gefährlicher Verwundung durch Friedrichs Brief uns zugekommen war, habe ich Sie flehentlich um die Erlaubniß gebeten, an des theuern Bruders Seite eilen zu dürfen; Sie aber wiesen mich streng zurück. Jetzt unternehmen Sie mit Friedrich und Angelika eine Reise nach der Schweiz. Sie sind also in Pflege der nächsten Verwandten; überdies begleitet Sie ein treubewährter Diener. Was braucht es da meiner? So erkläre ich denn, obschon mir das Herz blutet, gegen meinen Vater diese Sprache zu führen, fest und bestimmt, daß ich, wenn Sie mich nicht in einen

Thurm werfen und hinter sieben verschlossenen Thüren bergen, den Weg nach Königinhof finden werde, sei es bei Tage, sei es bei Nacht, von hier oder von der Reise oder von Ihrem Aufenthalt in der Schweiz aus. Und wenn Sie mich nicht mit den Mitteln ausstatten, die mir zu meinem Vorhaben nöthig sind, so werde ich meine Kleinodien bis auf den letzten Ring verkaufen und Alles, was mein ist, zu Gelde machen. Rudolf bedarf meiner; keine Macht der Erde soll mich von dem Bruder trennen."

Eine so kategorische Sprache, wie sie noch nie aus diesem sanften Munde hervorgegangen war, verfehlte nicht, den schwachen Gemüthern des Vaters und Friedrichs Achtung einzuflößen. Der Oberkammerherr ließ Emilie mit einer besonderen Empfehlung an Reinhold reisen, während er selbst in der erwähnten Gesellschaft seinen Weg nach dem Lande der Alpen nahm. Emilie mußte versprechen, telegraphisch Kunde nach der Schweiz zu geben, sobald des Bruders Leben ernstlich bedroht erschien.

Mittlerweile war Rudolf aus dem Krankensaal im Königinhofer Schlosse in ein besonderes Quartier gebracht worden, wo er von der krankhaften Reizung der Nerven, an denen er litt, unter besonderer Pflege leichter genesen konnte. Professor Reinhold hatte längst nach einer stillen Wohnung

in der Vorstadt für ihn gesucht; jetzt endlich war es ihm gelungen. Rudolf hatte in dem Häuschen vier Zimmer des oberen Stockwerks inne; eins beherbergte seinen Burschen. In dem Erdgeschosse wohnten die Hausbesitzer, ein altes freundliches Ehepaar, er ein Stockböhme, Besitzer einer Sägemühle, die von dem Hausgärtchen nur durch einen lebendigen Zaun getrennt war; sie ebenfalls ein Landeskind, aber auch der deutschen Sprache mächtig; denn sie hatte längere Zeit die Kochkunst in einem herrschaftlichen Hause zu Wien geübt.

Unserem Kranken, der es liebte, seine Gedanken durch alte und neue Zeiten schweifen zu lassen, that die Einsamkeit gar wohl. Sein reicher Geist fand ausgiebige Nahrung in sich selbst, und mancherlei Stoff sammelte sich, der durch mündlichen Vortrag in einem andächtigen Zuhörerkreis oder auch in einem herzerfreuenden Buche schöne Gestalt zu gewinnen versprach. Fast jeden Tag erhielt er Blumen, die er ungemein liebte; bald war es Pritzwalk-Raucourt, der freundlich seiner gedachte; bald kamen sie von den Hausleuten, die man oft schon am frühen Morgen in dem Gärtchen sah, um neugeöffnete Rosen für ihn zu schneiden. Einmal brachte auch Reinhold eine prachtvolle weiße Rose

von Magdalena; aber er durfte und mochte nicht sagen, wer sie schickte.

Da es ihn öfters anstrengte, einem Buche oder der Zeitung mit den Augen zu folgen, ließ er sich wohl von seinem Burschen vorlesen, der freilich Vieles entstellte. Bisweilen übernahm auch Reinhold dieses Amt, der bei dem schwindenden Krankenstande seiner Neigung folgen durfte und manches Stündchen bei Rudolf saß. Die beiden Männer rückten sich allmählich so nahe, daß Dieser kein Geheimniß mehr vor dem Arzte hatte. Sein Lebensplan und seine Erlebnisse, insbesondere seine politische Richtung, das Verhältniß zu Magdalena, das Zerwürfniß mit seinen Eltern und Friedrich, die innigen Beziehungen zu Schwester Emilie und Oheim Hans in Berlin, Alles kam nach und nach zu Tage, und Reinhold hatte nur zu sorgen, daß Mittheilungen aufregender Art möglichst kurz gehalten wurden.

In kluger Vorsicht verschwieg ihm der Arzt die Anwesenheit Magdalenas, die sich fortwährend der Krankenpflege mit rührender Hingebung widmete, und natürlich mit dem Professor in vielfache Berührung kam.

An einem freundlichen Abend, den Reinhold wieder an seinem Bette zugebracht, fragte ihn der

Kranke, warum er, der Dreißiger, noch nicht verheirathet sei. „Es ist eine Sünde," sagte Rudolf halb scherzhaft, „wenn ein gemüthvoller Mann, wie Du — denn sie duzten sich seit einigen Tagen — ein Mann, der mir zur Ehe den entschiedensten Beruf zu haben scheint, und der überdies bei seiner dreifachen Thätigkeit als Professor, als Arzt und als Schriftsteller dreifache Ernte hält, einsam den Fluß des Lebens hinabsteuert, ohne daran zu denken, die große Zahl der Mädchen zu mindern, die doch in erster Linie die Bestimmung haben und auch fühlen, die andere Hälfte des Mannes zu sein, Gattinnen und Mütter zu werden."

„„Wenn ich mich nun aber"" — erwiderte Reinhold, den Scherz fortsetzend — „„schon als Ganzes fühle, so wird es mir erlaubt sein, auf meinem Isolirstuhl zu verharren. Es ist eine schlechte Gewohnheit von den Mädchen, daß sie alle heirathen wollen. Sie sollen sich einen Beruf schaffen, wie wir Männer. Kehrt dann Gott Hymen bei ihnen ein, um so besser.""

„Was man auch zur Besserung ihrer Lage unternehmen mag, es wird immer schwer bleiben, ihnen außerhalb der Ehe eine Stellung zu geben."

„„Ich bedaure darum doppelt, daß ich nicht dienen kann. Meine ärztliche Erfahrung läßt mich

tiefere Blicke in die Ehe thun. Was wird aus der schönen Leidenschaft, von deren Ewigkeit die Poeten singen? Zu Asche verbrennt sie in den ersten sechs Wochen. Der Ehemann Schiller selber seufzt: O, daß sie ewig grünen bliebe! und befindet sich dabei in so schwarzer Stimmung, daß er die wirklich entsetzliche Construction: grünen bliebe gebraucht. Aber nehmen wir den Fall an, daß die Ehe glücklich sei: in welcher schrecklichen Lage befindet sich nicht der Vater mit kleinen Kindern! Wenn er arbeitsmüde die Treppe hinaufsteigt, sitzt Eins auf jeder Stufe. Dem Einen muß er die Nase reinigen, dem Andern den Schuh anziehen, dem Dritten den Strumpf binden; dem Vierten soll er das auf die fette Seite gefallene Butterbrod abkratzen.

Das Andre verschweig' ich,
Doch weiß es die Welt.""

Rudolf lachte. „Es scheint," sagte er, „daß kein Mensch ohne eine Zuthat von Selbstsucht bestehen kann, und so bist Du, der aufopferndste Pfleger und Freund, ein Egoist in diesem einen Punkte."

„„Sehr möglich; ja es scheint, daß ich in der That eine Art von Weiberhasser bin. Als ein Bursche von achtzehn, neunzehn Jahren war auch ich Amors Knecht; dann aber stürzte ich mich in

die Arbeit, und die Damen, die früher auf meinen Collegienheften getanzt hatten, flogen davon. Jetzt, da ich meine dreißig Jahre zähle, bin ich durch die Arbeit des Tages so in Besitz genommen, daß mir keine Muße bleibt, Liebhaber-, Gatten- und Vaterrolle zu spielen. Wenn ich erst noch eine Frau hätte: aber wie dazu kommen? Soll ich in zeitverzehrenden Abendgesellschaften einer Schönen süße Redebonbons serviren? Soll ich in Cotillons, die sich wie ein hundertgliederiger, endloser Wurm durch halbe Nächte hindurch ziehen, mit einer Schlafhaube auf dem Kopfe oder einer Gießkanne in der Hand umhertanzen? Dazu bin ich zu alt und Abends zu müde; das überlass' ich den bunten Schmetterlingen unserer Bälle, den Leutnants. Uebrigens finde ich die Mehrzahl unserer jungen Damen recht unbedeutend; es fehlt ihnen an Bildung, wenigstens an der rechten Bildung. Wenn man nicht Wischiwaschi mit ihnen spricht, sitzen sie gleich auf dem Sande. Die sogenannten Blaustrümpfe sind für mich die allerschlimmsten; sie dociren von Dingen, die sie nicht verstehen; sie sind wie Frauenzimmer mit der Tabakspfeife im Munde. Gerade das Weibliche gefällt uns am Weibe; wir wollen eine Ergänzung, keine schlechte Nachahmung unseres Wesens. Vor allen Dingen wollen wir

ein Herz sehen. Wie selten trifft man aber eine frische Natur, die richtig fühlt und das zu sagen weiß! Wenn ich je den verzweifelten Schritt thue und in die Dornenhecke des Ehestandes einbreche, so heirathe ich ein Landmädchen, ein Gänschen, ja, ein Gänschen! An dem ist doch wenigstens Nichts verbogen.""

„Und auch Nichts gebogen."

„„Meinetwegen; ich will sie mir schon selber biegen. Und was mich ganz besonders von diesen Schönen abstößt, das ist ihr und ihrer Mütter Entgegenkommen. Es genügt, ein leidlicher Mann zu sein und eine bescheidene Einnahme zu haben, um ein Gegenstand der Speculation für das ganze weibliche Geschlecht zu werden. Dieses Scherwenzen und Coquettiren, dieses Fächerspielen sammt schmelzendem Blick und Flötenstimme. Pfui Teufel! Entschuldige, wenn ich fluche! Da lob' ich mir eine gerade, natürliche, grobe Person, die mir bei dem ersten Wort, das ich von Liebe spreche, eine Maulschelle gibt.""

„Du kennst meine Schwester nicht."

„„Donnerwetter! willst Du mich auch verheirathen?""

„Würd' ich es sagen, wenn sie hier wäre oder wenn ich sie erwarten dürfte? Ach! sie käme wohl

gern, das treue Herz; aber sie wird zurückgehalten. Man läßt den Abtrünnigen allein."

Rudolf sah düster vor sich hin; der Professor, ebenfalls ernst geworden, schwieg. Man hörte das Wasser der Mühle brausen und das hastige Einschneiden der Säge. Nach einer Weile sagte Horst jene Verse Kerners, in denen der Baum den Wanderer aus der Sägemühle anspricht, halblaut vor sich hin:

Du kehrst zur rechten Stunde,
O Wanderer, hier ein;
Du bist's, für den die Wunde
Mir dringt ins Herz hinein.
Du bist's, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert Du,
Dies Holz im Schooß der Erden
Ein Schrein zur guten Ruh'.

„Ich sehe dem Tode mit Fassung entgegen," setzte er hinzu; „aber nachdem mir Magdalena verloren gegangen, hätte ich wenigstens gern Emilien vor dem Abschied die Hand gedrückt."

„„Wie, auf einmal Grabgedanken!"" rief der Arzt. Wenn sich Deine Genesung verzögert, so liegt dies an der Schwere der Wunde, an der äußersten Erschöpfung Deiner Kräfte in jener schrecklichen Nacht. Aber Deine starke Natur wird siegen. Du würdest längst unterlegen sein, wenn es Dir nicht bestimmt wäre, wieder zu genesen.""

„Dergleichen fliegt mich manchmal an, aber es geht dann schnell vorüber. Deutschlands Schiff zieht mit vollen Segeln dahin; was liegt an einem Matrosen, der über Bord geht?"

Der Bursche trat mit zwei Briefen herein. Der eine mit dem Poststempel „Dresden" kam von Emilien; Rudolf sah es an der Hand, welche die Adresse geschrieben. Der andere mit dem befremdlichen Poststempel „Zittau" war mit Onkel Hans' Wappen gesiegelt.

„„Nur keine Aufregung!"" rief Reinhold, als Rudolf im Begriffe war, Emiliens Brief zu öffnen.

„Lies Du selbst und theile mir mit, was Dir gut dünkt. Ich habe kein Geheimniß vor Dir."

„„Nun gut,"" sagte Reinhold, nachdem er die beiden Schreiben durchlaufen hatte, „„Dein Vater ist doch nicht so strenge, als Du dachtest.""

„Wird sie kommen, wird sie?"

„„Ruhig, mein lieber Freund! Deine Schwester hat doch eine allerliebste Hand. Ich liebe klare, regelmäßige Schrift, besonders bei Frauen.""

„Du willst mich beruhigen und spannst mich auf die Folter."

„„Sie wird kommen, bald, recht bald.""

„Schreibt sie den Tag nicht?"

„„Doch. Denke Dir, sie ist morgen schon hier, morgen mit dem Schnellzuge.““

„O glückliche Botschaft! Wenn ich noch gesunden kann, so werd' ich es nun.“

„„Höre weiter: Dein Onkel Hans, obgleich von rheumatischen Leiden geplagt, ist, in dem lebhaften Drange, Dich zu sehen, von Berlin abgereist.““

„„Der treffliche Mann! Ein armer Krüppel ohne Hände und Füße macht sich auf zu einer weiten Reise, um mir Liebesdienste zu erweisen, indeß ein Anderer mit gesunden Gliedern, dem die Natur mich am nächsten stellte, fern bleibt! Es ist ihm doch kein Unfall zugestoßen?“

„„Leider sind seine Schmerzen in dem Grade gestiegen, daß er in Zittau Halt machen und sich in die Hand eines Arztes geben mußte. Doch versichert er, daß sein Zustand nicht bedenklich sei.““

„Der arme Oheim!“

„„Hier sind die Briefe; Du kannst sie, nachdem Du die Hauptsache erfahren, unbedenklich lesen.““

Rudolf küßte Emiliens Brief. „So ein goldenes Schwesterherz gibt es nicht wieder,“ sagte er, nachdem er gelesen. „Mich schmerzt nur der gute, treue Onkel Hans.“

„„Halten wir uns an das Gute, das die Briefe bieten. Also die hochgepriesene Emilie, der Phönix

der Frauenwelt, kommt, und Onkel Hans wird auch bald einrücken; denn der Drachenschuß, von dem er meldet, wird nicht so gefährlich sein.""

„He da, Martin!" rief Rudolf seinem Burschen und rührte heftig die Glocke, da er nicht augenblicklich erschien, „ich lasse die Frau Wirthin bitten, das blaue Zimmer nebenan für meine Schwester in besten Stand zu setzen, und zwar gleich. Sie könnte ja auch früher kommen, als sie schreibt."

„„Nun, nun, stürme nur nicht so!"" sagte Reinhold, als der Diener gegangen war.

6.

Es bedurfte nur geringer Störung, Rudolf bei dem Zustande, in dem er sich befand, des Schlafs zu berauben. Diesmal ließ ihn die Freude kein Auge schließen. Er hörte die ganze Nacht das stürzende Wasser und die Säge, die vom Morgen bis zum Abend, vom Abend bis zum Morgen unablässig arbeitete. Er konnte die Bäume zählen, die geschnitten wurden; denn wenn es mit dem Stamme zu Ende ging, splitterte das letzte Stück und die Maschine setzte aus, bis wieder ein neuer Klotz aufgelegt war.

Am folgenden Morgen wurde das anstoßende Zimmer für Emilie eingerichtet, nachdem die gefällige Hausfrau Tags zuvor verschiedene dahin abzielende Einkäufe gemacht hatte. So wohlbeleibt sie auch war, so griff sie tüchtig mit an und achtete des Schweißes nicht, den sie an dem heißen Tage vergoß. Rudolf sorgte von seinem Lager aus für das Kleinste; der Bursche war nur immer unterwegs zwischen Emiliens Stube und dem Bett seines Herrn, der Alles sehen wollte: das Arbeitstischchen, den Toilettenspiegel, die Vase mit Blumen auf dem Ofen, die Kupferstiche an der Wand. Besonderes Vergnügen machte ihm ein leidlich gutes Piano, das von einem Instrumentenmacher geliehen wurde, sowie Noten ihrer Lieblingscomponisten aus einer Musikalienhandlung; denn Emilie sang zum Klavier, und Rudolf wußte nichts Lieberes, als solche Hausmusik.

Mit pochendem Herzen sah er ihrer Ankunft, die nach dem Fahrtenplan Abends gegen Acht erfolgen sollte, entgegen. Wer konnte damals aber auf ein sicheres Eintreffen rechnen? Dennoch erwartete sie der ungeduldige Bruder schon Mittags mit dem vorhergehenden Zuge. „Jetzt kommt sie!" sagte er, die Hand am Ohr im Bette sitzend; „ich höre den Schrei der Locomotive aus der Ferne!"

Aber er täuschte sich. Die schlaflose Nacht und die Spannung des Tages waren dann Ursache, daß er gegen Abend in Schlummer fiel und ihrer Ankunft, als sie zur angegebenen Zeit wirklich erfolgte, nicht gewahr wurde. Nach Rudolfs Wunsch hatte Reinhold sie auf dem Bahnhof abgeholt. Vor der Thür kam ihnen Martin entgegen und mahnte leise, den schlummernden Herrn nicht zu stören. Sie traten auf den Zehen durch die nur angelehnte Thür.

„Wie ist er so bleich, so abgemagert!" flüsterte Emilie dem Arzte zu, als sie wieder hinausgegangen waren, und brach in heftiges Weinen aus.

Reinhold schilderte ihr die ersten Leidenstage des Bruders. „Die Wage zwischen Leben und Sterben," sagte er, „schwankte beständig hin und wieder; ein Sandkörnchen mehr, und es wäre sein Tod gewesen. Nun er so weit gefördert ist, geb' ich die Hoffnung nicht auf und thu' es um so weniger, da nun in Ihnen, mein Fräulein, ein mächtiger Beistand erschienen ist. Gewiß, Sie werden diesem kostbaren Leben neues Oel zugießen."

„„Ich will eine barmherzige Schwester ganz nach Ihrer Vorschrift sein,"" sagte Emilie, unter Thränen lächelnd. „„Wie glücklich bin ich in all diesem Unglück, daß es mir vergönnt ist, ihn zu

pflegen, und daß mir dabei ein Arzt zur Seite steht, der neben seiner Kunst auch ein Freundesherz mitbringt!''"

In diesem Augenblicke hörte man die Glocke aus Rudolfs Zimmer; Emilie wollte hinein stürzen, aber der Arzt hielt sie zurück. Martin kam und man hörte durch die halb geöffnete Thür, wie Rudolf zu dem Diener sagte: „Der Zug kommt um sieben Uhr siebenundvierzig; jetzt ist es schon acht Uhr zwanzig; meine Schwester muß hier sein, sie muß!"

Reinhold trat in die Stube. „„Nur Geduld, mein Lieber!"" rief er heiter. „„Weil sie da sein muß, so wird sie auch wohl da sein. Fräulein von Horst, der Paß ist geöffnet.""

Mit diesen Worten that er den angelehnten Thürflügel auf und Emilie trat ein. Ihrer selbst nicht mächtig, flog sie in des Bruders zitternde Arme und bedeckte sein Gesicht mit ihren Küssen und Thränen.

Reinhold beschaute theilnehmend die Gruppe, und auch ihm, der nicht leicht weinte, wurde das Auge feucht. Es fiel ihm plötzlich ein Wort seiner längst verstorbenen Mutter ein, an das er seitdem nicht mehr gedacht. „Die Liebe eines Mädchens zu ihrem Bruder," hatte die Mutter gesagt, „gibt oft einen Maßstab zu der Liebe ab, welche einst der Gatte

von ihr zu erwarten hat.“ Der Gedanke flog wie ein Vogel an ihm vorüber; er zog keine Folgerung für sich aus demselben, er hatte gar keine Zeit dazu; denn er mußte als Arzt dieser rührenden Scene ein Ende machen. Sanft löste er Emilie aus des Bruders Armen mit den scherzenden Worten: „„Ich bin auch da und verlange Berücksichtigung. Uebrigens bring' ich meinen Glückwunsch zu dem zweiten Doctor.““

Es war in der That ein neues Leben für Rudolf, seitdem Emilie an seinem Bette saß und heiter mit ihm plauderte. Stockte das Gespräch, so griff man zur Lectüre. Die Schwester wußte die Zeitungsartikel zu finden, die ihn fesselten, und passende Schriften und Bücher aufzutreiben. Sie las ihm, wenn er sich dazu aufgelegt fühlte, eine Abhandlung aus einem gediegenen Journal, ein Kapitel aus einem guten Roman oder neuem Geschichtswerk; wobei sie stets besorgt war, ihn nicht zu ermüden. Schon ihr bloßes Kommen und Gehen, ihr sanftes, anmuthiges Walten in seinem Zimmer und im Verkehr mit den Hausleuten erfreuten ihn. Wenn er konnte, folgte er ihr mit den Augen und sagte wohl hundertmal zu sich und den Andern: „Es ist doch gut, daß sie da ist!“

That ihm ihre helle, silberne Stimme wohl,

wenn sie sprach, las oder lachte, so war dies noch viel mehr der Fall, wenn sie im Nebenzimmer bei geöffneter Thür sang; denn obwohl er selbst nur eine geringe musikalische Bildung hatte, so war ihm doch ein feiner Sinn für Musik gegeben. Emiliens Stimme war nicht stark, aber weich, und quoll aus dem tiefsten Herzen. Dabei setzte sie leicht und natürlich ein, sprach deutlich aus und hatte einen klaren, sachgemäßen, feinabgeschatteten Vortrag mit einem Piano, das sie wie den feinsten Goldfaden auszuspinnen wußte. Und all dieser Wohllaut strömte mühelos dahin; die treffliche Schule, die sie besaß, bewährte sich gerade darin, daß man keine Schule gewahrte. Mit dem einfachsten Ausdruck konnte sie Alles sagen. „Sie singt wie ein Vogel," sagte Rudolf, „und doch ist die vollste, schönste Menschenseele in ihrer Stimme."

Magdalena erfuhr Emiliens Anwesenheit durch Reinhold; er war es auch, welcher, auf den dringenden Wunsch der Gräfin, Emilie zu ihr ins Kloster führte, das sie nun wieder bewohnte. Fräulein von Horst ging nur widerwillig dahin; aber zu ihrem Staunen bemerkte sie bald, daß der böse Geist, den sie gefürchtet, gebannt war.

„Ich trage, wie Du siehst, die klösterliche Tracht," sagte Magdalena zu ihr, „und werde, sobald die

Prüfungszeit um ist, den Schleier nehmen. Dann gilt mir die Welt nichts mehr, und die Pflege der Leidenden, wie sie mein Orden fordert, wird nur noch das einzige Band sein, das mich mit ihr verbindet. Um so freier kann ich jetzt zu Dir reden. Ich liebe Deinen Bruder, aber ich habe ihm entsagt, weil ich seiner nicht würdig bin, weil ich ihm die Treue gebrochen, die ihm einst mein Herz gelobte; weil ich ein schnödes Spiel mit seinen heiligsten Gefühlen gespielt habe. Wenn Reue und Buße solchen Fehler wieder gut machen können, so hoffe ich mit der Zeit Ruhe zu finden. Mein tägliches Gebet ist, daß er bald genesen und ein Glück finden möge, wie er es verdient. Möchte ihm eine Frau zu Theil werden, die ihm als Gattin leistet, was Du ihm als Schwester bist! Und auch das darf ich Dir nicht verschweigen: ich habe gelernt, daß auch unsere Kirche viel Lüge und Verderbniß in sich schließt. Ich gehöre ihr noch immer von ganzem Herzen an; aber ich habe den Hochmuth, allein die richtige Straße zu Gott zu gehen, abgestreift und weit von mir geworfen."

Diese Geständnisse öffneten Emiliens Herz für Magdalena, und es fanden wiederholte Begegnungen statt.

Eines Tages fragte Rudolf seine Schwester nach

Magdalena, und er vernahm zum ersten Mal, daß sie eine Probezeit bei den barmherzigen Schwestern angetreten habe; ihre Anwesenheit in Königinhof blieb ihm verborgen. „Es ist gut so," sagte er, „gut für mich und für sie." Und nach einer langen Pause tiefer Stille setzte er hinzu: „Ich denke noch viel an sie, aber ich bin ganz ohne leidenschaftliches Begehren. Welch schöne Zeit, da unsere Herzen noch eins waren! Aber sie ist dahin; die Erinnerung leuchtet mir wie der Mond, der freundlich in der Nacht unsern Pfad erhellt."

Seit einiger Zeit schien Rudolfs Zustand sich zu bessern; er aß mit gutem Appetit und gewann an Kraft und Aussehen. Emilie berieth sich mit Reinhold wegen der Gerichte, die ihm gestattet waren, und sorgte mit der „Herrschaftsköchin" im Hause für die pünktlichste, sorgfältigste Bereitung. Wenn er dann mit sichtbarer Lust aß, war sie erfreut, wie eine Mutter, die ihr Kind speist.

7.

Die Anwesenheit Emiliens war für Reinhold durchaus kein Grund, die Besuche bei deren Bruder zu mindern oder zu kürzen. Hatte Rudolf dem Professor seine Lebenslage offen auseinandergesetzt, so hielt Reinhold jetzt auch mit der seinen nicht zurück. Er stammte aus einer wohlhabenden Fabrikantenfamilie Westfalens, die streng am Katholicismus hielt. Es waren acht Geschwister: drei Brüder und fünf Schwestern; der Professor stand als der Letzte in der Reihe. Die Schwestern waren sämmtlich in Klöstern erzogen; die älteste, die in der Familie hochverehrte Josephine, hatte den Schleier genommen. Die vier andern, wie auch zwei der Brüder, waren verheirathet, und wieder hielten die Männer und Frauen, welche durch die Ehe in den Kreis dieser Familie eingetreten waren, mehr oder weniger dieselbe religiöse Richtung ein. Ueber zwanzig Kinder waren aus den sechs Verbindungen entsprungen, und die Aeste des Baumes Reinhold ließen immer weitere Verzweigungen erwarten. Merkwürdig war die einträchtige Liebe, welche diese engeren und weiteren Familienkreise unter einander

verband. Fast jährlich kamen sie von Soest, Münster, Paderborn, und wo sie sonst noch hausen mochten, mit Kind und Kegel zusammen, und wenn die Wohnungen nicht ausreichten, wurde ein Gasthof gemiethet. Eine gemeinschaftliche Messe gab dem Familien-Convent die Weihe; bei der Tafel flossen edle Weine; die heranwachsende junge Welt der Vettern und Cousinen, welche die Freundschaft der Alten auf das Gründlichste fortsetzten, ließ zum Tanz aufspielen, und die Eltern mischten sich nicht selten in den muntern Reigen. Liebe, Wohlthätigkeit und ein frommer und doch zugleich heiterer Sinn, der die strengste Kirchlichkeit mit der fröhlichsten Geselligkeit zu verbinden wußte, waren die Eigenschaften, denen man bei den Reinholds fast allgemein begegnete. So wie innerhalb der Familie unbegrenzte Gastlichkeit herrschte, so fand auch der Fremde liebenswürdige Aufnahme. Alles zelotische Wesen blieb fern. Aber das Herrschen der kleinen Familieninteressen und die engen kirchlichen Anschauungen, durch bornirte Blätter und fleißig ab- und zugehende Schwarzröcke genährt, ließen keinen freien Sinn, kein Verständniß der Zeit und ihrer Aufgaben zu. Das neue Dogma des Papstes von der Immaculata, die Encyclica und der Syllabus fanden in diesen Kreisen nicht den mindesten Widerstand, und wenn Pius

jenen erstgenannten Glaubenssatz auch auf die Großmutter und Urgroßmutter Marias ausgedehnt hätte, er wäre gläubig hingenommen worden.

Allerdings war nun unser Professor ein von diesem Baume weit abgefallener Apfel, und es gereichte ihm zu großer Ehre, daß er es wagte, die dicke Kette, an der die Familie lag, zu sprengen. Bei der wissenschaftlichen Richtung, die er unter der Leitung tüchtiger und geistig bedeutender Lehrer schon früh genommen hatte, wurde ihm Unabhängigkeit des Denkens ein Lebenselement, und wenn er auch die tief gemüthliche Seite mit seinen Geschwistern theilte, so hatte er sich doch immer weiter von seiner Kirche entfernt — zum besondern Leidwesen der Schwester Josephine, die unablässig, aber ganz vergeblich für seine Rückkehr zur Herde der Gläubigen betete und opferte.

Bei solcher Denkweise lag es Rudolf gar nicht fern, gelegentlich auch religiöse Materien in den Bereich des Gespräches zu ziehen: nahmen doch die beiden Freunde sehr nahe liegende Standpunkte ein. Kein aufmerksameres Ohr war dann aber zu finden, als das Emiliens.

Eines Tages sprach sich Horst über den merkwürdigen Zusammenhang aus, der zwischen der Reformation und dem Kriege von 1866 stattfinde, in-

dem Königgrätz das unterbrochene Werk Luthers gewissermaßen fortgesetzt und vervollständigt habe. „Ich gehe," sagte er bei dieser Gelegenheit, „von dem Gesichtspunkt aus, daß Protestantismus diejenige Form sei, in welcher das Christenthum dem Geiste und der Culturstufe der germanischen Völker entspricht, während andererseits Katholicismus und romanisches Wesen in naher Verwandtschaft stehen. Ich behaupte dies jedoch nicht absolut, sondern mit der Einschränkung, daß der gegenwärtige Protestantismus einer Erneuerung bedarf, das heißt einer Scheidung des Kernes von dem, was Schale geworden, und daß ferner der Katholicismus, seitdem ihn der Jesuitismus vergiftet hat, selbst von den einsichtigen Romanen unerträglich gefunden werden muß. Daß halb Deutschland katholisch ist, kann ich kein Volksbedürfniß, sondern nur ein künstliches Machwerk nennen, ein Geschenk der habsburgischen und bairischen Fürsten, die an dem Gängelbande der Jesuiten gingen. Hätte die Reformation den vollständigen Sieg in Deutschland, wie in den übrigen germanischen Landen, davongetragen: so würde sich auch die politische Einheit gefunden haben; unter dem neuerstehenden Bürgerthum würde auch sie erstanden sein. Aber die Dämonen Loyolas warfen sich dazwischen, indem sie die entsetzliche

Fackel der Religionskriege entzündeten. Deutschland wurde gespalten und auf Jahrhunderte hinaus zerrüttet. Als dann der kühne Abenteurer Napoleon kam, fand er leichte Arbeit bei uns. Aber der entsetzliche Druck, den wir unter ihm erlitten, erweckte ein seit lange, lange vergessenes Ding: das deutsche Nationalgefühl. Schon damals war Preußen — die protestantische Vormacht, seit das Haus Sachsen untreu geworden — zugleich auch die moralische Vormacht Deutschlands. Dagegen hatten die Habsburger, die papistischen Finsterlinge, keine Zukunft mehr als Nationalkaiser. Auch wagten sie es nicht, nach der alten Krone zu greifen, womit sie gewissermaßen eingestanden, daß ihre Rolle für Deutschland beendet sei. Es war nun kein Haupt mehr für diese Krone möglich, als ein Hohenzoller; aber dies Haus mußte erst noch wachsen; ein kräftiger Fürst und eine günstige Gelegenheit mußten zusammentreffen. So richtete man ein Interim ein: den deutschen Bundestag traurigen Angedenkens, der hauptsächlich ein Kissen für den schwachen Rücken der Frau Austria sein sollte. Die Lage der Dinge hat sich nun aber seit dem dritten Juli sehr wesentlich geändert. Oesterreich hat uns Platz gemacht, und der junge, kräftig gesunde Baum Preußen kann nun seine Aeste dehnen, bis er ganz Deutsch-

land überdacht haben wird. Die Hälfte der in Deutschland geborenen Kinder wird dann freilich, nach wie vor, von katholischer Priesterhand mit Taufwasser besprengt werden; aber der Einfluß Roms ist dann doch, einer solchen von protestantischem Geist durchdrungenen Gesammtmacht gegenüber, gehemmt; es ist einem deutschen Katholicismus Raum gegeben, welcher Schritt um Schritt dem Protestantismus näher rückt. So hab' ich es gemeint, wenn ich sagte: Es ist ein Zusammenhang zwischen Luther und Königgrätz."

„„Ich will diesen Zusammenhang nicht bestreiten,"" gab Reinhold zur Antwort; „„aber ich bin der Ansicht, daß Katholicismus und Protestantismus sich in einer dritten Form zu begegnen haben, welche, indem sie auf den ethischen Inhalt des Christenthums fußt und die rührende Erscheinung eines Menschen, wie Jesus, als hohes Ideal festhält, gleichwohl über das Christenthum hinausgeht und in freister Bewegung sich einen Weg zu Gott und den höchsten Dingen sucht.""

„Dieser Weg oder, daß ich es richtiger sage, diese unendliche Mannigfaltigkeit von Wegen," erwiderte Rudolf, „mag sich für unsere Kreise empfehlen; aber eine engere, strengere und insbeson-

dere kirchliche Form thut Noth für schlichte Leute, die, ohne zu speculiren, nach einer sauern Arbeitswoche, eine Erbauung suchen und überhaupt eines Haltes für ihr Leben bedürfen, das außerdem wenig Erhebendes bietet. Die Freidenker haben die Gemeinde nicht hinter sich, sie sind wie der Tambour, der seiner Compagnie trommelnd voranschreitet gegen den Feind, indeß die Leute selber zurückbleiben."

„„Daß die religiösen Bedürfnisse je nach dem Bildungsstande verschieden sind, kann Niemandem verborgen bleiben, der die Augen offen hat. Ein der Selbstsucht entrücktes, von echter Menschenliebe erfülltes Leben, mag es nun seine Nahrung aus der Kirche oder aus dem Verkehr mit edlen Menschen oder aus Büchern ziehen, hat in sich selber einen Halt, der um so mehr zur Geltung kommt, je weniger sich die Gemüther durch Pfaffengeschwätz beängstigen lassen. Dieser Halt ist nach meinem Ermessen mehr, als der zweifelhafte Wechsel auf die Ewigkeit, den diese Herren mit größter Freigebigkeit ausstellen — ganz ohne Bekanntschaft mit der jenseitigen Firma. Wird uns dieser Wechsel honorirt, gut! Aber darauf zu rechnen, ist kein Grund vorhanden. Das Drohen der Schwarzröcke mit Strafen, womit die Ungläubigen heimgesucht werden sollen, wird nachgerade kindisch. Man muß

es ihnen nachsehen; denn es ist ihre oratio pro domo, eine Reclame des eigenen Geschäfts. — Indessen wollen wir die große Aufgabe unserer Zeit, die neben der politischen hergeht, die Aufgabe, neue Religionsformen zu suchen, gesunden Leuten überlassen, mein lieber Horst, und fürs Erste nichts Anderes erstreben, als ohne Kopfanstrengung möglichst bald und möglichst gründlich zu genesen. Nur noch das Eine will ich zum Schluß bemerken, daß Du mehr ein Preußen, wie es sein soll, als eines, wie es ist, in Deiner politischen Betrachtung vorgeführt hast. Das Preußen, wie es ist, unter dem Ministerium Mühler, hegt das ultramontane Wesen und begünstigt den starren Orthodoxismus in der protestantischen Kirche, d. h. den katholisirenden Protestantismus, der ein Widerspruch in sich ist." "

„Das geb' ich zu, aber mit der Einschränkung, daß wir dies als eine vorübergehende Strömung zu betrachten haben, die ja auch in der Kammer böses Blut genug macht. Das Land will diese enge Auffassung religiöser Dinge nicht, und wie sehr man sich auch von oben sträuben mag, sie läßt sich nicht halten. Es muß und wird eine Regierung mit liberalen Grundsätzen in Preußen kommen, so wahr als ein knospender Wald grün wird."

Emilie ergriff das Wort. „Herr Reinhold,"

sagte sie, „verbietet das kopfanstrengende Gespräch, setzt es aber gleichwohl fort. Mein Herr Bruder weiß nichts Besseres zu thun, als zu repliciren, und jetzt öffnet der Professor den Mund, um auf die Replik wieder zu repliciren."

„Dupliciren heißen das die Juristen," fiel Rudolf heiter ein.

„Da die Herren nicht so klug sind, das Ende zu finden," fuhr Emilie fort, „so nimmt das Weib die Schere und schneidet durch."

„„Eine wohlthätige Parze!"" rief Reinhold lachend. „„Zwei Deutsche, welche mit einander disputiren, sind schlimmer als zwei Hähne auf einem Hof. Der Kranke vergißt seine Wunden, der Doctor seine Cur. Uebrigens sind wir zu Ende. Ich bin mit Rudolf, wenn er jene Einschränkung macht, einverstanden. Nur ein kleines „Aber" hätte ich noch auf dem Herzen — —""

„Kein Aber, kein Wort mehr!" rief Emilie mit komischer Strenge. „Ich bin dem Vortrage der beiden Herren mit großem Interesse gefolgt und bitte nächstens um Fortsetzung; für jetzt ziehen wir eine spanische Wand vor Politik und Theologie."

„„Vortrefflich!"" sagte Reinhold. „„Der zweite Doctor! Hab' ich es nicht gesagt?""

Emilie kam selten in die Stadt, da sie den geliebten Kranken nicht gern allein ließ. Bei Magdalena war sie zwei-, dreimal gewesen; bisweilen ging sie auch mit dem Burschen auf den Markt, um ein Fleischgericht, Gemüse oder Obst, das der Arzt empfohlen, selber auszuwählen. Wenn sie sonst das Haus verließ, besuchte sie meist nur das anstoßende Gärtchen, wo sie bei offenem Fenster die Glocke Rudolfs vernehmen konnte. Gleichwohl war sie eine Naturfreundin, die ein Wandern über Berg und Thal gar sehr liebte. Mit feinem Sinn erkannte sie die Reize einer Landschaft; denn der ihr einwohnende Sinn fürs Schöne war nicht nur durch die Kunstschätze, welche ihre Vaterstadt hegt, sondern auch durch deren reizende Umgebung in verschiedener Beziehung entwickelt worden. Das Verständniß der Landschaft hatte sich auch besonders dadurch bei ihr ausgebildet, daß sie zeichnete, und wenn sie gleich diese Kunst nicht so erfolgreich betrieb, wie die Musik: so hatte sie doch gelernt, mit dem Auge des Malers zu sehen.

Eines Abends sagte Rudolf zu ihr: „Warum machst Du keine Spaziergänge? In diesem Städtchen kann es nicht auffallen, wenn eine Dame die Umgegend allein durchstreift."

„„Ich bin hier als Deine Pflegerin,"" ant-

wortete Emilie. „„Frische Luft hab' ich auch am Fenster oder unten im Gärtchen.““

„Ich weiß aber, daß Du gern draußen umherschweifst. Thu' es mir zu Liebe und fliege weiter aus. Der Krieg hat diese Gegend verlassen. Wenn Du Dich in der Nähe des Städtchens hältst, hast Du Nichts zu befahren.“

Seitdem machte Emilie an schönen Tagen bisweilen einen Ausflug von einer und auch zwei Stunden Zeit. Sie wählte dazu den frühen Morgen, weil dann der Bruder, der oft erst nach Mitternacht den Schlaf fand, am besten ruhte, und ging nie, ohne daß sie nicht den Diener ins nächste Zimmer gesetzt hatte und die Hausfrau daheim wußte. Oft brachte sie kleine Skizzen mit heim: eine Capelle mit Gebirgslinien dahinter; Kühe, die am Bergesabhang weideten, mit einem alten bärtigen Hirten zur Seite; eine Gruppe von Ziegen, die auf den übergrünten Trümmern eines abgebrannten Hauses umherkletterten; zwei wandernde musicirende Knaben mit Clarinette und Geige und Dergleichen mehr.

Rudolf verweilte gern bei diesen Zeichnungen, die ihn der freundlichen Gegend inne werden ließen; besondere Freude machte es ihm, als Emilie ihm eines Tages die Skizze eines unter prächtigen Eichbäumen aufgestellten Denksteins vorlegte, den man

einem unweit jener Stelle gefallenen Freunde gesetzt hatte.

„Ich hoffe, so weit zu kommen," sagte er, „daß ich jene weitschauende Höhe mit Dir besteigen darf. Unter jenen Eichen, neben meinem Freunde, möcht' ich niedersitzen und ruhen."

Es hatte zwei Tage stark geregnet; dann aber heiterte sich am späten Abend der Himmel auf. Als Emilie von Rudolfs Bett ging, sagte Dieser: „Du solltest morgen früh wieder einen Gang machen; die erfrischte Natur muß köstlich sein."

In der That machte sich auch Emilie zu guter Stunde auf, um das Grab des Offiziers zu besuchen. Der Pfad, der außerhalb des Städtchens erst zu einem sogenannten Calvarienberg emporstieg und dann, durch Wiesen sich windend, nach den Eichbäumen führte, kostete dem fein gegliederten und doch rüstigen Mädchen kein Tröpfchen Schweiß. Mit Lust sog sie die balsamische Luft und freute sich der dicken Regentropfen, die noch von gestern her als eben so viel schwere Diamanten in der Höhlung der niedergebeugten Gräser und Kräuter lagen. Schon im Aufgang hatte sie bemerkt, daß der Fluß mit einer dichten Nebelschicht bedeckt war. Als sie auf der Höhe stand, wogte ein gewaltiges Dunstmeer zu ihren Füßen thalauf und ab, wäh-

rend sie selbst in der schönen, warmen Morgensonne weilte.

Jetzt erhob sich eine hohe, dichte Nebelwand, wie ein graues Felsgebirge, ihr gegenüber, und mit einmal erschien, da sie die Sonne gerade im Rücken hatte, ihr riesiges Schattenbild auf dieser Wand und wiederholte neckisch ihre Bewegungen. Und wie sie das seltsame Wunder anstaunte: erschien ein zweites Bild neben ihr, das ihre Hand zu fassen, ja sie selber zu umschlingen schien.

Sie wandte sich um und erblickte mit Staunen Reinhold, der lautlos über den Rasen geschritten war und jetzt in ihrem Rücken, etwas seitwärts, stand. Er grüßte sie mit herzlichem Handschlag und rief: „Ei welch' glückliches Ungefähr, daß ich Sie hier auf meinem Lieblingsplätzchen treffe! Und nun gar ein „Brockengespenst" in Böhmen, das ich mit Ihnen hier erlebe!"

„„Wenn dies Ihr Lieblingsplätzchen ist,"" erwiderte Emilie, „„so theil' ich Ihren Geschmack vollkommen. Stadt, Fluß und Berge fassen sich hier am geschicktesten zu einem Bilde zusammen.""

„Das ist mir niemals eingefallen, so oft ich hier oben gestanden bin; aber ich steige gern auf eine Höhe, die eine weite Schau gewährt. Man steht wie auf einer Kanzel; die Welt sitzt zu unsern

Füßen ringsumher als andächtige Gemeinde. Die Gemeinde singt nicht, der Pfarrer predigt nicht; doch fehlen ihm keineswegs die erhabenen Gefühle in der heiligen Stille."

„„Und heute sind sogar zwei Pfarrer vorhanden.""

„Oder vielmehr ein Pfarrer und eine Pfarrerin."

Emilie erröthete leicht. „„Die sich eitel im Spiegel beschauen,"" sagte sie, den Scherz fortsetzend. „„Aber, o weh! der Spiegel zerbricht!""

Die Wolkenbank verschob sich; die Luftgestalten verwirrten sich und verschwanden.

„Es war doch eine wunderbare Zusammenstellung," sagte der Professor nach einer Weile und versank in seltsame Gedanken. Auch Emilie schwieg längere Zeit; aber bald nahm das Naturschauspiel, das sich jetzt entfaltete, Beider Aufmerksamkeit in Anspruch.

Die untere Hälfte des Weges, den sie herauf gekommen waren, sammt der ganzen Stadt war nun im Nebel begraben; der Fluß abwärts ebenfalls, während der obere Theil im hellsten Sonnenschein glitzerte.

Die Nebelmassen lagen nicht glattgestrichen und ruhig, sondern sie hoben sich wie wogende Gebirge, hier beleuchtet, dort beschattet, und bäumten sich an

verschiedenen Stellen wild empor, um dann wieder in das allgemeine Dunstmeer zurückzusinken, oder auch, um in der Sonnenregion zu verfließen. Man hätte mögen Flügelschuhe haben, um über diesen Ocean hinwegzugleiten, oder von den Fittigen jenes Adlers getragen werden, der bald in der heitern Luft dahinschwebte, bald in den Nebelmassen untersank.

Von der Bergwand, die, dem Standpunkte gegenüber, auf der rechten Seite des Flusses sich hinzieht, war noch immer Nichts zu sehen; nur in der Mitte zerriß der Dunst und that sich wie eine Höhle auseinander. In dieser Höhle zeigte sich ein Schloß mit Zinnen und Thürmen, das, wie von Zaubermacht gehalten, in der Luft zu schweben schien. Jetzt schob sich das Thor wieder zu, und die schön bewegten Linien der jenseitigen Höhen sprangen klar aus dem Nebel hervor; wie Könige standen sie mit ihren Felsenkronen da, Brust und Leib in den Dunstmantel gehüllt.

Und immer weiter zerfloß der Nebel. Nun tauchte auch der Kirchthurm eines Dorfs auf; der goldene Knopf glänzte in der Sonne, indeß das Gotteshaus selber noch verborgen lag. Ein Fabrikschornstein reckte den langen Hals aus der graulichen Flut und mischte seinen schwarzen Rauch in die reinen

Luftgebilde. Der von Josephstadt kommende Eisenbahnzug war nur an dem Schrei der Locomotive und an den Dampfwolken, welche hier und da die Nebelschicht durchbrachen, erkennbar. Jetzt machte er in Königinhof Halt; jetzt ging er, immer noch ungesehen, flußaufwärts weiter. Jetzt schoß er aus der Dunsthülle oder, wie der Professor sagte, aus dem Baumwollenberg, wie aus einem Tunnel, hervor und glitt im hellen Thale weiter.

So kämpften Sonne und Nebel wohl eine Stunde lang, bis endlich jene Sieger blieb. Ueberall zerriß die Dunstmasse und löste sich in Flocken auf, die in der blauen Luft zerflossen. Da und dort klebten die Nebelstreifen noch fester an der Bergwand, als wollten sie der Allgewaltigen trotzen; aber auch sie wurden aufgezehrt.

Emilie und der Professor waren längst wieder auf dem Rückwege. Reinhold erzählte von einer Nebellandschaft, die er vor einigen Jahren von dem Blauen im Schwarzwald aus gesehen. Ueber dem Nebelmeer erschienen bloß die Alpen, wie eine Reihe stahlgepanzerter Ritter im Sonnenglanze, und erst später rückten die tieferen Berge des deutschen Landes nach.

Emilie erinnerte an Göthes Zuneigung, die ja auch eine Nebellandschaft so lebendig vorführe,

daß sie ordentlich zum eigenen Erlebniß werde. Dabei trug sie das klassische Gedicht mit einfach schönem Ausdruck vor. Sie hatte ein treffliches Gedächtniß für Poesieen und holte gelegentlich bald diese, bald jene Dichtung aus ihrer Schatzkammer hervor.

Jetzt standen sie auf einem Felsenvosprrung dicht bei dem oben genannten Calvarienberg, von wo aus man die unten gelagerte Stadt so nahe hatte, daß man die Schornsteine zählen konnte.

„„Mir kommt,““ sagte Emilie nach einer Weile, „„Ihr Bild von dem Pfarrer und der Gemeinde wieder in den Sinn. Hier ist eine zweite Kanzel, und wenn der Pfarrer nicht predigen kann, so singt er doch.““ Damit stimmte sie, in die Gegend gewendet, Uhlands Sonntagslied des Schäfers an.

Die süße, reine Stimme, der klare Vortrag, bei dem auch keine Silbe verloren ging, und die besondere Weihe, mit der sie diesmal sang, machten einen tiefen Eindruck auf Reinhold. Wirklich war es gerade Sonntag, und gleich bei der ersten Strophe:

> Das ist der Tag des Herrn!
> Ich bin allein auf weiter Flur;
> Nur eine Morgenglocke nur;
> Nun stille nah und fern —

begann eine Glocke aus der Tiefe herauf zu tönen.

Auch in dem Herzen Reinholds, des Weiberfeinds, erklang eine Glocke immer stärker; aber er hörte sie nur allein. Emilie stand noch immer und sah schweigend in die Gegend. Sie hatte ihren Hut abgenommen, und der Morgenwind spielte mit ihrem reichen blonden Haar, das sich im Nacken und an der Schläfe zu reizenden Löckchen kräuselte. Augen, Mund und Wangen, das ganze Gesicht war so frisch, wie der junge Tag, der sie ins Freie gelockt hatte. Ein sanfter Athem hob die Brust; es war Alles gesunde Blüthe, Einfachheit, Wahrheit und echte, sanfte Weiblichkeit an ihr.

„„Gehen wir!““ sagte sie, das Haar aus der Stirn streichend.

„Noch einen Augenblick!“ bat Reinhold; „es ist hier so schön — mit Ihnen.“

„„In Gesellschaft,““ sagte sie harmlos, „„genießt man doppelt,““ und schaute ihn ruhig heiter mit ihren großen blauen Augen an. Man sah in diese klaren Augen wie in einen See, den auch nicht die kleinste Welle der Leidenschaft trübte.

Der Professor wurde nicht leicht verlegen, aber jetzt war er's doch. Er fuhr in scherzhaftem Tone fort; aber mitten durch klang die tiefste Herzensbewegung.

„Es ist nicht recht von Rudolf," sagte er, „Sie allein diese Wanderungen machen zu lassen."

„„Warum?"" erwiderte Emilie. „„War Gefahr bei dem Gange? Auf der ersten Hälfte meines Wegs befand ich mich allein; auf der zweiten begleitete mich ein guter Freund.""

Die Worte „guter Freund" wurden von dem Professor gern gehört — wären sie nur nicht so ruhig gesprochen worden!

„Kann uns nicht auch ein guter Freund Gefahr bringen?"

„„Ein guter Freund? Nein!""

„Wenn er sich nun leidenschaftlich an uns herandrängte und sagte: Ich will nicht und leid' es nicht, daß Du Deinen Lebensweg allein gehst? Was würden Sie dem guten Freunde sagen?"

Reinholds Stimme bebte; an der Antwort hing das schönste Glück seines Lebens.

Emiliens Busen ging doch jetzt heftiger, und ihre Wangen färbten sich mit höherem Roth. Sie stand, ein oder zwei Minuten lang die Augen an den Boden heftend; dann thaten sich die zwei schönen Seelenfenster plötzlich auf und waren dem Professor hellleuchtend zugewendet.

„„Reinhold,"" sagte sie, „„Sie sind ein edler Mann, meines Bruders Freund und, wie ich hoffe,

sein Lebensretter. Kann ich Ihnen gram sein? Wenn der gute Freund durchaus nicht will, daß ich meinen Lebensweg allein fortsetze: nun wohl, so kann es zu Zweien geschehen.""

„Emilie!" rief der Professor in tiefster Bewegung, „hab' ich recht verstanden?"

Sie reichte ihm die Hand; er zog sie an sein Herz; zwei treuere Herzen haben wohl selten an einander geschlagen. Beider Augen quollen über von Thränen der Wonne.

Unter dem Läuten der Glocken stiegen sie den Berg hinab, bei den Stationen häufige Stationen machend. Die Einwohner von Königinhof strömten zu den Kirchen; auch in den Herzen Emiliens und Reinholds feierte heilige Liebe ihren Gottesdienst.

Verklärten Angesichts traten sie Hand in Hand vor Rudolfs Bett. Es bedurfte für ihn keiner Erklärung; er ließ sie die Häupter neigen, legte ihnen die zitternden Hände auf und segnete sie.

Blauer Himmel.

Zehntes Kapitel.

1.

Die Schlacht von Sadowa hatte über Oesterreichs Schicksal entschieden; Niemand grollte darüber mehr, als Napoleon. Da er aber — ungerüstet, wie er war — die bittern Mandeln des Zündnadelgewehrs scheute, beschränkte er sich darauf, den Siegesmarsch der Preußen vor Wien durch diplomatische Unterhandlungen zu hemmen. Bismarck dachte: heute die Weißröcke, morgen die Rothhosen, und begnügte sich mit der Entfernung Oesterreichs aus dem neugegründeten Bunde, mit der Abrundung und Befestigung Preußens auf der Mainlinie und mit dem Anschluß Süddeutschlands durch ein Schutz- und Trutzbündniß. Es war dies unendlich viel mehr, als man anfangs erwartet hatte; auch machte Europa sehr erstaunte Augen. Solche Umkehr der Dinge war seit Napoleon, dem Onkel, nicht mehr erlebt worden; selbst das Papst-

thum erschrak vor den Wetterschlägen von Königgrätz, und Antonelli rief: Die Welt bricht zusammen! Jedenfalls hatte seine Welt einen starken Riß bekommen.

Am 24. August verschied der Bundestag, jene traurige Schöpfung Metternichs, die den armen deutschen Michel in spanische Stiefel gelegt und ihn ein halbes Jahrhundert lang dem Spotte der Welt preisgegeben hatte, zu Augsburg in den drei Mohren, wo die wenigen Mitglieder, die ihm treu geblieben waren, wenigstens gute Weine vorfanden. Es war eine stille Fußleiche nach dem, was die Berichterstatter erzählen. Die Zipfel des Bahrtuchs hielten die Gesandten Baierns, Würtembergs und Ex-Nassaus. Baron Kübeck, der Präsidialgesandte, hielt die Leichenrede. Requiescat in pace!

Am 20. und 21. September feierte Berlin sein Siegesfest. Die schöne Stadt hatte sich reich mit Trophäen geschmückt; es war wie eine Hochzeit der Kriegsgöttin Bellona. Alle Gemüther flossen über von Dank und Freude, und der alte Fritz, der am Eingang der Linden zu Rosse sitzt, schien selber die einrückenden Truppen dem Schlosse entgegenführen zu wollen.

Unter den Kriegern, denen die Ehre des Einzugs zufiel, waren auch Engel und Titus, Jener fast

verschwindend unter den Kränzen, womit er von Gattin, Schwiegermutter und Schwägerinnen behängt worden; Dieser mit einem Sträußlein von Friederike bedacht, das ihm lieber war, als ein schwarzer Adlerorden. Hauptmann von Silberblick befand sich dagegen an der Seite seiner Genoveva unter den zuschauenden Katzianern, für welche Brennecke zwei Fenster unter den Linden um schweres Geld gemiethet hatte. An einem dieser Fenster stand auch Heinze, der mittlerweile Pfarrer geworden war, und hielt sein Röschen bei der Hand.

Peter Peter zog es vor, um den Truppen ganz nahe zu sein, auf einem der Bäume zwischen zwei Schustersjungen einen luftigen Sitz zu nehmen. Er hatte den Raum hinter seiner Weste ganz mit Rosenblättern ausgestopft, die er nun in kleineren oder größeren Libationen als Huldigungen auf die Vorbeimarschirenden ausgoß. Auch Franz, der seine Schlägel so gewichtig auf das Kalbfell fallen ließ, als ob er den fünfundzwanzigtausend Mann, die an jenem Tage aufzogen, allein vorzutrommeln hätte, und Frau Schnappinger, die trotz ihrer sechsunddreißig Jahre im Marketendercostüm stattlich genug daher kam, erhielten ihren Theil. Als Frau Katz von ihrem Fenster aus Frau Schnappinger gewahrte, warf sie der Aufschauenden einen bedeutsamen Blick

zu, als wollte sie sagen: „Wirst Du nächstens zu einem doppelten Hochzeitsschmaus bei mir kochen? Und Frau Schnappingers Auge erwiderte: Ich werde! — mit dem Hintergedanken: es fallen dann doppelte Brocken ab für die acht Würmer.“

Unter den Gardedragonern sah man den Grafen Pritzwalk-Raucourt, der uns aus dem Königinhofer Schlosse bekannt ist, reiten. Seine elegante Erscheinung erregte bei dem people of high life Bewunderung, aber fast noch mehr sein „Ferd,“ der Glanzrappe Jupiter mit Sprenkelfüßchen.

Bei der Illumination, die am Abend folgte, fuhren die Katzianer, da Droschken nicht mehr zu haben waren, in einem alten Omnibus, der an gewisse noch viel ältere Holzschnitte der Arche Noä erinnerte, die „Via triumphalis“ entlang. Wie entzückte sie der Anblick des Brandenburger Thores, dessen edle Formen sammt der Victoria in der wirkungsvollen Beleuchtung prächtig hervortraten! „Schaut die stolze Siegesgöttin!“ rief Heinze. „Von 1806 bis 1815 lag sie in Paris als Gefangene in einer Kiste verpackt, und jetzt fährt sie mit ihren vier Rossen aus der Nacht in das Lichtmeer des triumphirenden Berlin hinein!“

2.

Doch es ist uns nicht länger vergönnt, an dem Jubel der Hauptstadt Theil zu nehmen. Eine schmerzliche Pflicht ruft uns an das Krankenlager in Königinhof, wohin uns Onkel Hans, von seinem Drachenschuß genesen, vorangeeilt ist. Die Frau Sägemüller hat ihm zwei Zimmer auf dem Stockwerk, das Rudolf und Emilie bewohnen, eingeräumt. Sein Diener, der Unentbehrliche, theilt mit Martin die Kammer unter dem Dache.

Hans von Horst verweilte an dem Bette des Neffen höchstens nur halbe Stunden. Eine kurze, leichte Unterhaltung hielt der Arzt für zuträglich; auch ein wenig Politik, Rudolfs Lebenselement, war gestattet.

Der Herzensbund Emiliens mit Reinhold gereichte dem Alten zur großen Freude; dagegen hatte der Hofmarschall von der Schweiz aus unentschiedene Antwort gegeben, zugleich aber einen Besuch bei Rudolf in nahe Aussicht gestellt. Friedrich und Angelika schwiegen ganz und sprachen sich nur gegeneinander aus. „Ich würde es sehr bedauern," äußerte der Kammerherr, „wenn der reingehaltene

Spiegel unseres alten freiherrlichen Hauses diesen häßlichen Fleck erhalten sollte.“ — „„Rudolfs Abfall und Emiliens Mesalliance,““ erwiderte Angelika, „„sind zwei Triebe aus einer Wurzel.““

Wie himmelweit lagen doch solche Gedanken den drei Horsts in Königinhof!

Die herzliche Freundschaft, die zwischen Rudolf und Reinhold bestand, litt nicht den mindesten Abbruch durch den Umstand, daß Dieser in seinen demokratischen Anschauungen weiter ging, als Jener: meinte es doch Jeder von ihnen redlich und treu mit dem Vaterlande. Der Gedankentausch, den sie wiederholt darüber mit einander pflogen, war ohne jede Rechthaberei und Heftigkeit; sie hätten manchem deutschen Landsmann darin als Vorbild dienen können. Und dies war von Reinholds Seite nicht nur Rücksicht auf den zarten Kranken, sondern zugleich auch Ausfluß seiner liebevollen Natur, die es als eigene Kränkung empfand, Andere zu kränken.

Eines Tages, als Reinhold und Onkel Hans an Rudolfs Bette saßen, stellte der Professor den Satz auf, daß die demokratische Bewegung, in welcher sich gegenwärtig alle Culturvölker befänden, nothwendig mit der Republik enden müsse.

„Diejenigen Völker,“ sagte er, „welche sich re=

publikanische Regierungsformen erkämpft haben, wie die Schweiz und Nordamerika, fühlen sich dabei glücklich, und würden die Umkehr zur Monarchie als entschiedenen Rückschritt betrachten. Die monarchisch regierten Völker dagegen neigen mehr und mehr zu der freieren Form. Die Revolution hat das neue Bürgerthum, das Bürgerthum ohne Sclaverei, das den Römern unbekannt war, geboren; das Bürgerthum hat die absoluten Throne umgestürzt und durch Parlamente oder Kammern Theil an der Gesetzgebung errungen. Nachdem nun die Herrscher von Gottesgnaden keinen Glauben mehr finden, wird die Berechtigung der Könige überhaupt angezweifelt, und der constitutionelle Staat erscheint mehr und mehr als eine Zwitterschöpfung, als Uebergangsformation, die allmählich zum Besseren führt. In unfruchtbarem Hader verzehren sich die Kräfte der Landtage; der einzige wesentliche Fortschritt ist, daß die politischen Standpunkte immer weiter nach links rücken, bis sich zuletzt der Thron in den Stuhl des Präsidenten verwandelt."

„„Was Sie da äußern, lieber Professor,"" erwiderte Horst, der Oheim, „„hat eine gewisse Wahrheit; die politischen Standpunkte rücken in der bezeichneten Richtung weiter. Es ist damit aber nicht

gesagt, daß sie bis zur Republik vorschreiten werden; vielmehr bin ich überzeugt, daß eine Umkehr nach rechts früher geschieht, als Sie vermuthen.““

„Mir scheint es,“ sagte Horst, der Neffe, „daß sich die Parteien im constitutionellen Staate erst nach längeren und mitunter heftigen Schwankungen zurechtsetzen, wie gegenwärtig in Preußen, dessen constitutionelles Leben ja noch sehr jung ist. Dagegen hat England, dessen Parlament auf alten Fundamenten ruht, ein gewisses Gleichgewicht gefunden.“

„In England,“ antwortete Reinhold, „herrscht eine Orthodoxie des Glaubens und der Politik, die, wie alle Orthodoxie, allmählich wurmstichig wird. Ueberhaupt gleitet dieser Staat langsam von seiner Höhe herab. Die insulare Lage hat viel dazu beigetragen, ihn zu etwas Besonderem zu machen. Aber wer kann sich heut zu Tage isoliren, wo der große Demokrat Dampf gebietet, wo man von Welttheil zu Welttheil durch den Telegraphen Gespräche führt? England wird in die allgemeine Strömung kommen, und mit dem gerühmten Gleichgewicht wird es ein Ende haben.“

„Damit ist immer noch nicht bewiesen,“ sagte Rudolf, „daß es nicht durch die Weisheit seiner Staatsmänner auf neue Bahnen geführt werden

kann ohne heftige Erschütterung und großen Systemwechsel.“

„„Jedenfalls müssen Sie zugeben, Reinhold,““ sagte der Oheim, „„daß im Laufe der Geschichte Monarchieen zu Republiken und Republiken zu Monarchieen geworden sind, je nach der Zeitlage und dem Nationalbedürfniß. Es kann demnach die Entwicklung zur Republik im Allgemeinen nicht so viel als das Reifwerden eines Staats bedeuten.““

„Sie zielen damit insbesondere auf die große Republik der alten Welt,“ gab Reinhold zur Antwort; „ich kann aber dies Beispiel nicht gelten lassen. Die römischen Zustände waren in Fäulniß gerathen, und der Freistaat kann nur mit Bürgertugend bestehen. Das Kaiserthum fristete der kranken Frau Roma noch eine Zeit lang das Leben, bis dann die Auflösung erfolgte.“

„„So war das Kaiserthum doch eine Kraft, die der Patientin das Leben erhielt, was die Republik nicht vermocht hätte. Und ich denke: die Frau befand sich trotz aller Congestionen leidlich wohl unter Trajan und seinen vier Nachfolgern, und gab auch gute Beweise ihrer Rüstigkeit.““

„Du führst uns die Schweiz und Nordamerika als verlockende Beispiele vor,“ nahm der Neffe wieder das Wort, „verlockend für Dich, aber nicht für

uns. Beide Staaten sind aus der Opposition des Bauern- und Bürgerthums gegen die Aristokratie und den Absolutismus hervorgegangen. Beide haben sich republikanisch eingerichtet, weil keine Elemente in ihnen waren, die eine andere Staatsform empfahlen. Aber nicht allein ihre Bevölkerung ist anders geartet, als die unsere: auch als Staaten sind sie in einer ganz besonderen Lage. Deutschland ist ein Großstaat, der seine Stellung neben Frankreich, England, Oesterreich, Rußland zu behaupten hat; dagegen ist die Schweiz ein neutralisirter, das heißt auf die Seite gestellter Duodezstaat, wie Belgien und Holland, der sein Bestehen nur der Eifersucht der Großen verdankt."

„„Das ist wahr,"" sagte der Onkel. „„Wenn heute oder morgen Deutschland, Frankreich und Italien sich einigen, den Schweizerkuchen zu theilen: sie würden die drei Stücke ohne sonderliche Beschwerde verzehren.""

„Mit den verschiedenen Staaten der neuen Welt," fuhr Rudolf fort, „läßt sich unser Deutschland eben so wenig in Parallele stellen. Wir finden dort, von den Trümmern der Eingeborenen abgesehen, eine germanische und eine romanische Bevölkerung von sehr verschiedener Art. Letztere bewohnt hauptsächlich Central- und Südamerika, wo eine größere Anzahl

Freistaaten von losem Gefüge und ein Kaiserreich bestehen, dessen Zustände doch immer noch besser sind, als die der Republiken, weil es in seiner Regierungsform einigen Halt besitzt."

„„Aber die nordamerikanische Union!"" unterbrach Reinhold den Sprecher, rasch vom Stuhl sich erhebend. „„Ist das nicht das Muster eines mächtig emporstrebenden, von gerechtem Stolz erfüllten Bürgerstaates?""

„Ich verfolge die merkwürdige Entfaltung dieser Republik mit großem Interesse," erwiderte Rudolf, „aber ich möchte behaupten, daß ihre Blüthe weniger auf ihrer Staatsform als auf dem Umstand beruht, daß sie der menschlichen Thätigkeit einen ungleich größeren Spielraum gewährt, als das mit Menschen angefüllte Europa. Sie hat Platz, und bei uns wird es enge."

„„Und vor allen Dingen ist sie frei von Militärlast, die wie ein Alp auf die europäischen Monarchieen drückt,"" warf Reinhold ein.

„Das ist kein Verdienst ihrer Staatsform, sondern ihrer Lage," gab Rudolf zur Antwort. „Uebrigens ist der Militarismus kein nothwendiger Bestandtheil des Königthums, sondern nur ein Ergebniß der jetzigen politischen Constellation. Preußen bedurfte, um in Deutschland groß zu werden, einer

ansehnlichen Kriegsmacht, und noch kann es nicht entwaffnen, weil es seine Stellung nicht nur behaupten, sondern auch noch erweitern muß. In einer ähnlichen Lage befindet sich Italien. Napoleon behauptet für Frankreich eine bevorzugte Stellung in Europa; die Hegemonie oder wenigstens der Schein der Hegemonie soll der eitlen Nation Ersatz bieten für ihre Unfreiheit. Napoleon der Erste fütterte sie mit gloire, Napoleon der Dritte mit prestige. Oesterreich muß die Begehrlichkeit seiner eigenen Nationalitäten im Zaume halten. Dann haben wir den Koloß im Osten Europas, der Tag für Tag nicht allein auf seinen Grenzen, sondern auch in seinen Mitteln wächst. Mit lüsternen Augen schaut dieser Riese nach Konstantinopel; aber England, Frankreich und Oesterreich „halten den kranken Mann" aufrecht. Wahrlich, eine Summe von Conflicten, in Folge deren Fürsten und Völker in der alten Welt gezwungen sind, nach allen Seiten hin Schildwache zu stehen! Vergleichen wir diese Lage mit der Nordamerikas, welch ein Contrast! Die Union steht gewissermaßen allein in der neuen Welt; sie kann sich in voller Freiheit überallhin bewegen, während wir nach allen Seiten gebunden sind. Wenn erst Amerika sich mit Menschen gefüllt hat; wenn dann, was nicht ausbleiben kann, das ungeheure

Gebiet der Union in selbstständige Staaten — Republiken oder vielleicht auch Monarchieen — auseinandergefallen ist: dann werden ähnliche Zustände wie in Europa vorhanden sein; dann erst wird man einiges Recht haben, Parallelen zu ziehen."

„„Einstweilen,"" erwiderte Reinhold, „„und dies ist ein Einstweilen, das Jahrhunderte dauern kann — bleibt Europa allein in der traurigen Lage, fortwährend in Waffen zu gehen; denn jene Conflicte werden nimmer schwinden. Ist einer getilgt, gleich taucht ein anderer auf. Es ist die alte Geschichte mit den Köpfen der Hydra.""

„Aber zuletzt," sagte Rudolf, „wurde Herkules doch Sieger. Gelingt es Preußen, wie ich nicht zweifle, Deutschland fest zusammenzufügen: so ist in dem Herzen Europas eine Großmacht geschaffen, die nach materieller und sittlicher Kraft den ersten Rang einnimmt, und zwar in weit höherem Maße, als es im Mittelalter der Fall war. Diese Großmacht wird aber — dem Charakter der Völker, die sie umfaßt, entsprechend — nicht eroberungssüchtig sein, vielmehr nach allen Seiten hin den Frieden zu wahren suchen.

„Es werden in Zukunft, wie ich denke, Republiken und constitutionelle Monarchieen friedlich neben einander bestehen, und die Lage der Staats-

angehörigen wird, da ja auch das constitutionelle System auf das Volkswohl sich gründet, eine wenig verschiedene sein. Die Republik hat den Vorzug, daß sie das System der Gleichheit der Staatsbürger strenger durchführt; von der anderen Seite ist sie größeren Schwankungen ausgesetzt und kann weniger Gerechtigkeit üben, da sie auf eine Partei sich stützen und die andere unterdrücken muß, während der König über den Parteien steht. Nathan der Weise bestimmt den Werth der Religionen nach der Wirkung, die sie üben. Schlagen wir hier denselben praktischen Weg ein und fragen wir: was macht die Republik aus den Menschen, die ihr angehören? Sind z. B. die Schweizer oder die Nordamerikaner besser geartet, als die Deutschen? Es ist kein Zweifel, daß die beiden erstgenannten Völker edle Züge, daß sie besonders Vaterlandsliebe, opferfreudigen Gemeingeist, Unabhängigkeitssinn und Thatkraft zeigen. Auf der andern Seite treten aber auch bei ihnen Rohheit, Selbstsucht und Härte des Charakters in viel reicherem Maße, als bei uns hervor; ja, das Wort Yankee ist fast gleichbedeutend mit „verschlagen" und „betrügerisch" geworden. Die Corruption in den großen Städten der Union übertrifft die in den unsern weit, und ihr Staatsleben ist ein schmachvoller Tummelplatz der Be-

stechung und Gaunerei. Die Willkürherrschaft der absoluten Throne hat man abgeworfen, dagegen aber die Tyrannei von tausend kleinen Despoten einer niedrig denkenden Demokratie dafür eingetauscht."

„Es ist gewiß viel Wahres in diesen Vorwürfen," sagte Rudolf, „und ich glaube, wir können uns dahin vereinigen, daß wir sagen: auf beiden Seiten ist Licht und Schatten vorhanden. Suche Jeder die Mängel zu mindern und zu tilgen. Sicher lassen sich auch unter dem Walten der ausgereiften constitutionellen Monarchie die oben aufgezählten Vorzüge der Republik gewinnen. Sicher kann, was uns zur Zeit noch vom Polizeistaat anklebt, ohne republikanische Staatsform abgestreift werden. Jedenfalls ist in Deutschland die Partei, welche den Umsturz der Throne begehrt, eine verhältnißmäßig sehr kleine und locale. Die Köpfe, die wir auf dieser Seite finden, sind großentheils unklar. Sie gehören der Mehrzahl nach den Kleinstaaten an, wo die Erfahrungen aus politischen Zwergwirthschaften geschöpft werden. Weil ihnen die vorhandenen Zustände nicht zusagen, greifen sie, statt das Bestehende zu bessern, blindlings nach der Republik, die ihnen wahrscheinlich viel größeres Mißbehagen brächte. Als Redacteure von Blättern, als

Redner der Volksversammlung betreiben sie nicht selten ein einträgliches Geschäft, zugleich spielen sie eine Rolle, die ihrer Eitelkeit schmeichelt. Wie verstimmt würden sie nicht sein, wenn nun der gepriesene Freistaat heute zu Stande käme, und sie morgen von Männern, die noch viel schroffer als sie sind, auf die Seite geschoben würden!"

„„Es gibt hoffentlich auch ehrliche Republikaner,"" warf Reinhold ein.

„Natürlich — wie figura zeigt; die meisten aber sind eine Art von Wunderdoctoren. Wie diese irgend ein Bier oder sonst ein Gebräu als allheilendes Mittel unter den Posaunenstößen der Zeitungsannoncen anpreisen, so Jene ihre Republik. Halten wir uns fern von diesen Strebungen, die ich, im Hinblick auf die vorliegende Aufgabe, Deutschland zu einigen, als verderblichen Abweg bezeichnen muß."

3.

Acht Tage später rief Hans von Horst, der in seinem Rollstuhl in dem Gärtchen des Sägemüllers saß, den Professor an. „Einen Augenblick, lieber Reinhold," sagte er mit vorsichtig gedämpfter Stimme;

denn das Fenster des Kranken stand offen. „Der Zustand Rudolfs erregt meine Besorgniß immer mehr. Bald sind seine Kräfte unnatürlich gespannt, bald tritt ein Zustand trauriger Schwäche ein; öfters liegt er auch in betäubendem Schlummer. Gleichwohl spricht er von baldiger Genesung, während er zu einer Zeit, wo er sich offenbar besser befand, Befürchtungen Raum gab.“

„„Gerade dies,““ erwiderte Reinhold, „„ist kein günstiges Zeichen. Die Kunst des Arztes wird ohnmächtig einem so furchtbar erschöpften Körper gegenüber. Seit einigen Tagen gewahre ich ein schleichendes Fieber, das zu bannen ich vergebens bemüht bin. Ich fürchte, ich fürchte, dieser leise auftretende tückische Feind wird die schwache Wurzel, an der sein edles Leben hängt, zerstören.““

Ein heftiger Schmerz ging über das energische Gesicht des alten Herrn; aber er faßte sich. „Emilie,“ sagte er, „scheint die Gefahr bis jetzt noch nicht zu kennen?“

„„Sie hat sich von den Hoffnungen, die er ausspricht, täuschen lassen, obwohl sie natürlich auch der Sorge Raum gibt.““

In dem Augenblicke hörte man die Klänge des Instruments, und bald gesellte sich eine süße Stimme zu ihnen; aber diese bewegte heute nicht so froh,

wie sonst, die Schwingen, und plötzlich brach sie ab, von Schluchzen und Weinen unterbrochen.

Der Arzt trat ins Haus; Emilie flog ihm, bevor er noch die Treppe ganz erstiegen hatte entgegen, und barg ihr von Thränen überströmtes Gesicht an seiner Brust. „Wie ich eben sang und das Auge nach ihm wandte," so erzählte sie, „fiel er in Schlaf, und der Eindruck, den das Gesicht des Schlummernden auf mich machte, war entschieden das eines Todten."

„„Du bist ein starkes, hochherziges Mädchen,"" erwiderte Reinhold. „Ich darf Dir sagen, was ich anderen Frauen verschweigen würde: der Zustand Deines Bruders ist seit einigen Tagen sehr bedenklich, Emilie. Wir müssen Fassung gewinnen, und wie wir die Sonne des Glücks, die unserem Leben hell geleuchtet hat und noch leuchtet, freudig begrüßen; so ist es jetzt unsere Aufgabe, auch die Schatten, die auf dasselbe fallen, geduldig hinzunehmen. Sei stark! Du darfst ihm Deine Sorge nicht zeigen.""

„So werden wir ihn verlieren, Reinhold!"

„„Verlieren? Wer unser war, wie er, kann uns nicht verloren gehen. — Wie war diese Nacht?""

„Wieder kein Schlaf. Um Mitternacht, da ich

ihm das Kissen rüttelte, kannte er mich nicht und nannte mich Magdalena."

„„So hast Du die Nacht bei ihm zugebracht?""

„Da er nicht Ruhe finden konnte, übernahm ich die erste Hälfte der Wache und der Diener die zweite, indeß ich in dem Lehnstuhl ein wenig schlummerte. Und jetzt, da ich Martin wieder abgelöst habe, verlangte er, daß ich singen sollte."

„„Wir bedürfen weiterer Pflege; ihr könnt es allein nicht durchführen.""

„Doch, mein Lieber, doch!"

„„Magdalena, die sich täglich bei mir nach Rudolf erkundigt und überhaupt die größte Theilnahme zeigt, hat mich, ich darf wohl sagen, flehentlich gebeten, ihre Mithülfe zu gestatten.""

„Fürchtest Du nicht die Erschütterung des Wiedersehens?"

„„Es gilt hier, das Für und Wider richtig gegen einander abzuschätzen. Ich kann keinen Entschluß fassen, bevor ich ihn nicht gesehen und gesprochen habe.""

Reinhold trat vor das Bett des Kranken, der, als er eine Hand an seinem Puls fühlte, plötzlich aus der Betäubung erwachte, indeß Emilie noch zurückblieb, um ihre Thränen nicht zu zeigen.

„„Wie fühlst Du Dich, mein Freund?""

„Gut, gut, immer besser! Wenn nur erst die Kräfte kommen."

„„Ja, das ist die Hauptsache.""

„Verbiete doch Emilien, des Nachts bei mir zu wachen; es ist ganz und gar nicht nöthig."

„„Du weißt, daß Liebe ängstlich ist. Es gereicht ihr zur Befriedigung, bei Dir zu sein.""

„Aber sie wird sich aufreiben."

„„Diese Nacht werd' ich an Emiliens Stelle treten; die erste Hälfte ich, die zweite der Diener.""

„Steht es denn so gar gefährlich mit mir?"

„„Wir Doctoren sehen oft in der Nacht mehr als bei Tage, zumal wenn Fieber mit im Spiel ist. Und da Du häufig den Schlaf nicht finden kannst, ist es Dir lieb, ein freundliches Gesicht neben Deinem Bett zu finden.""

„O Ihr seid seelengut! Ich kann in der That solche Opfer nicht annehmen."

„„Zudem ist Martin ziemlich ungeschickt.""

„Er ist ein treuer Junge, der es sehr gut meint."

„„Ein anderer Pfleger, der mit uns wechselte, wäre, da Emilie auch den Tag hindurch in Anspruch genommen ist, zweckmäßig.""

„Ihr seid wirklich überängstlich, und bei Dir hat der Freund den Arzt völlig aus dem Sattel

gehoben. In acht Tagen sitz' ich unten mit Euch beiden und mit Onkel Hans im Gärtchen."

„„Aber bis dahin müssen wir vorsichtig sein. Wie wär' es, wenn ich Magdalena anginge?""

„Magdalena!"

„„Du weißt, daß sie Krankenpflegerin geworden ist — auf Probezeit bei den barmherzigen Schwestern in Dresden.""

„Ja, ja, Emilie sagte mir davon. Aber wir können sie doch nicht aus Dresden verschreiben? Ich glaube, Reinhold, Du treibst Scherz mit mir."

„„Sie ist uns vielleicht näher, als Du denkst.""

„Wie meinst Du das?"

„„Es sind viele von den Barmherzigen in den Hospitälern der kriegführenden Mächte.""

„Aber Magdalena doch nicht?"

„„Wenn sie nun wirklich in Böhmen wäre?""

„In Böhmen!"

„„Sei ruhig, fasse Dich! Sie ist vielleicht in der Nähe und meidet Deinen Anblick nur, weil sie glaubt, daß Du ihr zürnst.""

„Es ist kein Groll in mir — gegen Niemand und am wenigsten gegen sie."

„„Wenn sie das wüßte, so würde sie vielleicht jetzt an Deiner Seite — auf diesem Stuhle sitzen.""

„Reinhold, Du erschreckst mich!"

„„Nicht doch, ich sage Dir, was Du gern hörst. Vernimm: sie ist wirklich hier in Königinhof, ist eine meiner besten Pflegerinnen, und da der Arbeit auf dem Schlosse, wo sie thätig ist, weniger geworden: so haben wir Beide, Magdalena und ich, Zeit, uns neben Emilien Dir zu widmen.““

„Wann kann sie kommen?“

„„Ich denke: morgen.““

Reinhold trat mit Emilien in die nächste Stube, um das Gespräch abzubrechen. Von dort beobachteten sie den Kranken, der glücklich lächelnd umherschaute. Dann fiel er wieder in Schlummer.

Während Emilie dem Vater nach der Schweiz Meldung gab, kehrte Reinhold nach dem Schlosse zurück. Mit beginnender Nacht war er wieder zur Stelle. Rudolf sprach wiederholt laut im Halbschlaf; einmal verlangte er Patronen für seine Compagnie. „Was wir hatten“, murmelte er, „ist Alles verschossen. Wenn nur der Kronprinz käme!“

Dann setzte er sich auf und sagte zu Reinhold, als ob er zu seinen Studenten spräche: „Er mußte ja eintreffen, meine Herren, und den Glorienschein gewinnen. Welch schöner Edelstein in der Kaiserkrone: die Schlacht bei Königgrätz!“

Am Abend des folgenden Tages stellte sich Magdalena ein. Sie wäre natürlich am liebsten gleich

gekommen; aber Reinhold hielt es für besser, wenn Rudolf sich vorher an den Gedanken ihrer Erscheinung gewöhnte. Der Professor hatte sie begleiten wollen; aber ein plötzlich eingetretener Krankheitsfall hielt ihn im Schlosse fest.

Bevor Magdalena sich in Rudolfs Zimmer begab, warf sie bei Emilien die Klostertracht ab und zeigte sich, wie Diese, im schlichten schwarzseidenen Kleide, in schmaler, netter Halskrause, das prächtige Haar einfach gescheitelt. Es widerstrebe ihr, sagte sie zu Emilien, alte Freunde in fremdartigem Gewande aufzusuchen.

In der That hob der einfach gediegene Anzug die Schönheit und den Adel ihrer Erscheinung erst recht hervor.

Die Gräfin trat in der Abenddämmerung allein vor Rudolfs Bett, indeß Emilie zurückblieb. Mit der starken Willenskraft, die sie besaß, drängte sie den Schmerz, der auf sie einstürmte, zurück, und die schönen, weit gespaltenen, dunklen Augen, die daheim so heiße Thränen vergossen hatten, schauten ruhig auf den fieberhaft Schlummernden, oder senkten sich, von den langen seidenen Wimpern bedeckt, auf das kleine Brevier, das sie in der Hand hielt.

Jetzt setzte sich Rudolf plötzlich auf und sah sie lange starr an.

„Bist Du noch immer da, Emilie?“ sagte er nach einer Weile, indem sein Gesicht den liebevollsten Ausdruck annahm.

„„Ich bin es, Magdalena.““

„Du willst mich täuschen. Magdalena kommt nicht mehr zu mir.“

„„Doch, doch! Sie ist hier, um Sie zu pflegen.““

„Meine Pflegerin ist Emilie.“

Damit faßte er ihre Hand und drückte sie leis.

„Möge er Dir's lohnen, was Du Gutes an mir thust! Der Mann, der im Nebelbild bei Dir stand.“

Rudolf war wieder in Schlummer gesunken. Emilie brachte eine Lampe mit gedämpftem Licht ins Zimmer und ging dann, um einen Trank zu bereiten. Nach wenigen Minuten wachte Rudolf wieder auf, und der unklare Zustand setzte sich fort.

„Du bist so gut, Emilie! Eine solche Schwester ist Ersatz für Vieles. Löse Dein Haar; ich seh' es so gern.“

Magdalena ließ ihre Rabenlocken über Schultern und Rücken wallen. Rudolf strich wiederholt mit der Hand an ihnen nieder, indem er sie staunend beschaute.

„Ich muß Dich küssen, Emilie!“ sagte er und drückte seine Lippen auf ihren Mund, der sich ihm nicht entzog. Dann beschaute er wieder ihr Haar, indem er eine Locke auf seine Hand legte.

„So schwarz, wie Magdalenas Haar, und so prächtig!"

Jetzt schlug Emilie das Instrument in dem Nebenzimmer an, und wie ein Silberglöckchen klang ihre Stimme dazwischen. Rudolf lauschte aufmerksam und betrachtete dann immer wieder das Angesicht in seiner Nähe. „Magdalena!" rief er mit einem Tone, der aus dem tiefsten Herzen quoll, nnd schloß ihre zitternde Hand in seine zwei Hände.

„„Erkennen Sie mich jetzt, Herr von Horst?""

„Kein Herr und kein Sie; wir sind ja Bruder und Schwester — nicht mehr und nicht weniger. Wie dank ich Dir, daß Du gekommen bist! Emilie und Magdalena! Nun muß ich ja gesunden!"

Er fiel von Neuem in Schlummer, indem er immer noch Magdalenas Hand in der seinen hielt. Er murmelte Verschiedenes, wovon die Gräfin nur die Wörter „Oesterreich" und „Ausland" unterscheiden konnte. Dann rief er mit starker Stimme: „Das deutsche Geröll wird Fels, solider Fels. Mögen die Rothhosen kommen und uns abhalten wollen, unser Haus in Ordnung zu bringen! Wir werfen sie mit blutigen Köpfen nach Frankreich zurück."

Dabei lachte er herzlich, wie ein Gesunder. Dann, von der Hand, die er noch immer hielt, zu Magdalenen aufsehend, wiederholte er: „Bruder, Schwe-

ster! Schwester, Bruder! Meine Braut ist das Vaterland."

Nach einer Weile begann er an den Fingern zu zählen: „Fünfe sind glücklich eingeschlachtet: Schleswig-Holstein eins, Hessen-Kassel zwei, Hannover drei, Nassau vier und Frankfurt fünf; Frankfurt ist der kleine Finger mit dem Diamantring! Ja so, da sitzt die liebe Magdalena; der macht das keine Freude. Ich wollte Dich nicht kränken, Magdalena."

Damit strich er ihr väterlich liebreich die Wange.

Bald ließ die Aufregung nach und er fiel in große Schwäche. Emilie war zur Ruhe gegangen, so daß nun Magdalena ihren Gefühlen freien Lauf lassen konnte. Sie warf sich an Rudolfs Lager nieder; sie küßte den Pfühl, auf dem sein Haupt ruhte, und sättigte sich in Thränen, die, lange zurückgehalten, um so reicher strömten.

Reinhold kam noch in derselben Nacht, um Rudolf zu sehen. Da er das Fieber gewachsen fand und stärkere Paroxismen fürchtete: befahl er dem Diener, sich auf einer Matratze in der Hausflur zu betten, damit er jeden Augenblick zur Hand sein könne. Onkel Hans, der schlaflos in seiner Stube lag, rief, durch diese Zurüstungen beunruhigt, nach dem Professor; auch Emilie kam heran. Der Arzt

konnte ihnen nicht verhehlen, daß die Krankheit die schlimmste Wendung nehme.

„Ich hatte,“ sagte er, „mich mit der letzten schwachen Hoffnung getragen, daß Magdalenas Erscheinung, deren Namen er ja oft im Fieber aussprach, ein Tröpfchen Oel auf den erlöschenden Lebensdocht träufeln könnte, wie ja auch Emiliens Kommen, wenigstens anfangs, günstig wirkte. Das Tröpfchen ist auf den Docht gefallen, aber es konnte ihn nicht mehr auffrischen.“

Da Emilie ihren Vater unterwegs wußte, gab sie ihm durch Reinhold telegraphische Nachricht nach Prag in den Gasthof, wo er vorsprechen mußte.

Nachmittags kehrte der Professor an das Bett des Kranken zurück; es war gerade ein starker Anfall ausgebrochen. Rudolf wollte von seinem Lager springen; Reinhold und Martin hielten ihn mit Anstrengung fest. Es gelang, ihn auf eine Weile zu beruhigen, bis er dann wieder emporfuhr und sich im Bett aufsetzte, wie Einer, der in die Ferne horcht.

„Hört den Siegesmarsch! Er braust näher und näher! Paris ist unser. Europa neigt sich vor Deutschland!“

Und wieder lauschte er dem Marsch und schlug den Takt mit den Fingern, indeß seine Augen mit schwärmerischem Ausdruck umherschweiften.

Am Morgen nach diesen Fieberstürmen trat Eugen von Horst, der alte Oberhofmarschall — tiefgebeugt, wie man denken mag — in das Zimmer des sterbenden Sohnes.

Friedrich und Angelika hatten ihn bis Prag geleitet und von dort den Weg nach Dresden eingeschlagen.

Eugen von Horst traf seine Tochter Emilie, seinen Bruder Hans, Magdalena und Reinhold um das Lager des Sohnes versammelt. Tiefe Stille herrschte in der Stube. Rudolf lag schwerathmend im Halbschlafe. Der Oberhofmarschall ging, den im Rollwagen sitzenden Bruder, der ihm seit vielen Jahren gänzlich entfrembet war, nicht beachtend, auf Emilie zu, begrüßte sie und die Gräfin und bat, ihm den Professor vorzustellen. Mit Reinhold auf die Seite tretend, erkundigte er sich in leiser Rede nach dem Verlaufe der Krankheit, indem er die ruhige Haltung eines Hofmannes beachtete, der von seinem Fürsten an das Krankenbett eines Beamten gesendet ist.

„Also keine Hoffnung mehr?" fragte er zum Schlusse.

„„Sie sehen selbst, daß sein Leben dahinrinnt.""

Der Oberkammerherr setzte sich an das Lager des Sohnes. Die Ruhe, die er angenommen hatte, war

doch nur scheinbar; seine Hand, die auf der Lehne des Bettes lag, zitterte.

„Hätte er meinem Rathe gefolgt," sagte er nach einer Weile zu Emilien, „er stünde noch frisch im Leben, und diese Trauerscene wär' uns erspart."

„„Er gehorchte aber nicht,"" fiel der Bruder ein; „„ein höherer Gebieter, die Stimme seines edlen Herzens, hieß ihn, sein Blut für das Vaterland hingeben.""

Eugen von Horst erwiderte Nichts; er wandte nicht einmal das Auge nach Hans, der ihm um so widerwärtiger erschien, weil er ihn als Rudolfs Verführer betrachtete.

Mit einmal schlug Dieser die Augen auf. Die Nacht, welche Tags zuvor sein Denken umhüllt hatte, war völlig geschwunden. Sein erster Blick fiel auf den schönen Greis, der an seinem Bette saß. „Vater!" rief er im innigen Ton kindlicher Liebe, „ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind!"

„„Wie geht es Dir, mein Sohn?""

„Mir ist wohl, da ich euch um mich sehe; nicht Jedem wird es so gut im Felde. Aber wir müssen Abschied nehmen, Vater; die letzte Stunde rückt heran."

„„Nicht doch, Du wirst Dich erholen.""

„Da Reinhold nicht helfen konnte, geht es zu Ende."

Er winkte den Arzt mit den Augen heran. Dieser trat auf die andere Seite des Betts, das man um der leichteren Pflege willen freigestellt hatte.

„Emilie!"

Auch sie kam herbei.

„Weine nicht, Schwester! Sterben ist Menschenloos, und ich habe nicht ganz umsonst gelebt. Reinhold, Emilie, legt eure Hände in meine Hand, und Du, lieber Vater — segne ihren Bund!"

Eugen von Horst legte stumm seine Hand auf die drei zusammengeflochtenen Hände.

„Der gute Onkel Hans ist auch hier, Vater. Willst Du Deinem sterbenden Sohn noch eine Bitte gewähren? Ich richte dann keine mehr an Dich."

Emilie faßte die Hand des Vaters und sah ihn flehentlich an. Eugen von Horst kämpfte mit sich und überwand. Langsam sich erhebend, schritt er auf den Rollstuhl des Bruders zu und, die Hand auf dessen Schulter legend, sagte er: „„Hans, die Kinder wollen es. Ich kann meinem Sohn in der Abschiedsstunde Nichts versagen: laß uns wieder Brüder sein!""

„Eine Hand kann ich Dir aus guten Gründen nicht reichen," sagte Hans, dem auch in der traurigsten Lage der Humor getreu blieb; „aber einen Kuß werd' ich wohl noch zu Stande bringen."

Und Eugen beugte sich nieder und küßte den Bruder.

„Jetzt ist mir der Tod nicht schwer," sagte Rudolf. Die Gemüthsbewegung und die von ihm gesprochenen Worte hatten die letzte Kraft Rudolfs verzehrt. Er fiel in einen Schlummer der Erschöpfung, der langsam zum Ende zu führen schien.

Der Oberkammerherr unterhielt sich im anstoßenden Zimmer viel mit dem Professor. Er war Diplomat genug, um die Hand, die er stumm auf die Hände seiner Tochter und Reinholds gelegt hatte, nur als halbe Zustimmung von seiner Seite zu betrachten; dennoch wollte er kein Veto einlegen, wenn ihm der Mann gefiele, dessen wissenschaftlicher Ruf schon früher zu seinen Ohren gedrungen war.

Und er gefiel ihm wirklich. Er ist durchaus ein Gentleman, sagte der Oberkammerherr zu sich selbst, und gegen Reinhold äußerte er: „Es ist jetzt keine Zeit Verlöbnisse zu halten; aber wenn die richtige Stunde gekommen ist, wird meine Zustimmung schwerlich vermißt werden."

Rudolf schlummerte den ganzen Tag fort; sein Hinscheiden verzögerte sich über Erwarten. Der Oberhofmeister begab sich nach seinem Gasthofe zurück. Er sei sehr angegriffen, sagte er, und bedürfe

der Stärke für das, was ihm bevorstehe. Sollte der Tod in der Nacht sich einstellen, so wünsche er augenblicklich gerufen zu werden.

Reinhold ging auf eine Stunde, um nach seinen Patienten im Schlosse zu sehen; dann gesellte er sich den zwei Frauen bei, die, in Sesseln ruhend, bald ein leises Gespräch führten, bald in halbem Schlummer lagen. Hülfeleistungen waren bei dem Kranken keine nothwendig; er wies Speise und Trank zurück. Einige Male nur reichte ihm der Arzt einen Schluck Schaumwein, und bisweilen lockerte eine der Frauen das Kissen. Jedesmal, insofern er wachte, sprach er dann seinen Dank aus oder nannte den Namen: „Lieber Reinhold! Liebe Emilie! Liebe Magdalena!"

So ging die Nacht dahin. Als der Morgen kam und die Sonne von der blauen Wölbung des schönsten Himmels niedersah: öffnete er die Augen weit.

„Was ist die Uhr?" fragte er.

„„Sechs,"" erwiderte Emilie.

„Bevor der Zeiger auf Sieben rückt, sind wir geschieden; aber ich wohne dennoch unter euch, nicht wahr, ihr Lieben?"

Er nahm ein halbes Glas von dem Wein. Emilie schickte nach ihrem Vater; Onkel Hans

wurde in seinem Rollstuhl leise in die Stube geschoben.

Die Kräfte Rudolfs waren durch den Schlaf und den Wein so weit gehoben, daß er, wenn auch abgebrochen, reden konnte. „Oeffnet die Fenster," sagte er, „daß ich noch einmal Morgenluft athme. Wie ist der Himmel so blau! Ja, ein blauer Himmel hat sich aufgethan über Deutschland! Von Preußens Adler emporgetragen, steigt Germania, sonnenbestrahlt, empor — und ich, ich war eine Feder in der Schwinge des Adlers, die nun geknickt herabfällt, nachdem sie ihren Dienst gethan. — Eine große Zeit ist angebrochen. O, seid nicht zu klein, sie zu begreifen! Kleindeutsche Fürsten und Völker, haltet zu Preußen! Preußen, halte zu Deutschland!"

Bei den letzten Worten war Eugen von Horst eingetreten.

Erschöpft sank Rudolf zurück und lag mit geschlossenen Augen, kaum athmend und schmerzlos. Niemand im Zimmer wagte zu reden; kein Geräusch war hörbar; nur die Sägemühle draußen schnitt hastig auf und nieder. Jetzt setzte sie aus; das letzte Brett fiel, und man hörte Nichts mehr, als den Athem des Sterbenden und das leise Schluchzen der Frauen.

Wiederum schlug Rudolf die Augen auf; seine

Hände öffneten sich, wie zum Abschied. Der Vater, Emilie und Reinhold ergriffen sie; Magdalena kniete betend am Bette nieder; der arme, krüppelhafte Oheim rief aus seinem Rollstuhl ein schmerzliches Lebewohl! Und zum letzten Mal öffnete Rudolf die Lippen und sagte kaum hörbar: „Singen!“

Emilie erhob sich und, den Schmerz mit Gewalt niederkämpfend, wankte sie zu dem Instrumente. Erst versagten ihr Hände und Stimme; dann gewann sie es über sich, zu präludiren. Nachdem sie einige Akkorde angeschlagen, sang sie mit bebender, unendlich rührender Stimme:

Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden.

Ueber Rudolfs Angesicht zuckte ein Schimmer der Verklärung, und plötzlich, ohne Kampf, verschied er.

Ein schöner Schmetterling hatte sich, durch das offene Fenster hereingaukelnd, zu Häupten des Bettes gesetzt. Als Reinhold herankam, um dem abgeschiedenen Freunde die Augen zu schließen, flog der bunte Sommervogel davon, gleich als ob er das Leben Rudolfs mit sich wegführte.

Hans von Horst unterbrach die Stille. „Klagen wir nicht,“ sagte er, „um den Hingang des Ge-

liebten, dessen Züge noch im Tode die edelste Seele spiegeln! Die reine Flamme, die auf diesem schönen Altar brannte, ist erloschen; aber sie hat weiter gezündet, und ihre sanfte Glut strömt über von Herz zu Herzen. Ja, Du herrlicher Abgeschiedener, sei uns, die wir hier um Dich versammelt sind, fort und fort ein hohes Vorbild der Menschenliebe, die Dein Herz erfüllte; ströme fort und fort die heilige Wärme Deiner Gesinnung über uns aus! Wenn wir in dem heiligen Urgrund der Liebe wurzeln: so sind wir, trotz der getrennten Wege, die wir gehen, Wandergefährten nach einem Ziele. Und so reich' ich euch allen mein Herz. Ihr, Emilie und Reinhold, seid zwei Epheuranken, die um mich, den alten Baumknorren, sich umschlingend, emporwachsen. Daß wir wie Vater und Kinder zusammengehören, brauch' ich euch nicht zu sagen. Aber auch Du, Eugen, hast, seit wir wieder einen Bruderkuß getauscht, das alte Band neu angeknüpft, und ich denk' es noch fester zu schlingen. Und Du, Magdalena — nun bald eine Himmelsbraut — wirst in dem Freigeist jetzt sicher nicht mehr einen Fremdling sehen. Menschliebe verbindet uns. Liebe ist ja das Beste, was eine unsichtbare Hand uns eingepflanzt hat. Die Selbstsüchtigen reißen sie aus ihren Herzen und veröden damit ihr Leben. Wir

aber wollen sie hegen. Komm, Magdalena, komm, mein Bruder! Der stille Mann dort auf dem Lager hat, was zwischen uns lag, hinweggeräumt!"

Und die Beiden, der Oberhofmeister und die barmherzige Schwester, traten zu dem Rollstuhl des Onkels Hans, der ihnen freudig die Armstummel entgegenhielt.

„Eugen, mein lieber Bruder!" nahm Hans wieder das Wort, „das Schicksal schlägt tiefe Wunden, aber es gießt auch Balsam aus. Indem es Dir einen Sohn raubt, gewährt es einen neuen. Aus dem Grabe Rudolfs erhebt sich Reinhold; ohne Wappen ist er ein Edelmann."

Eugen von Horst hielt segnend seine Hände über das Paar, und es mischten sich Thränen des Schmerzes und der Freude.

4.

Seit dem herrlichen Kriegsjahr 1866 sind fünf Jahre verflossen; nach den großen Thaten in Böhmen sind noch weit größere auf dem Boden Frankreichs durch die schnell vereinte Macht Nord- und Süddeutschlands unter dem preußischen König — jetzt Kaiser von Deutschland! — vollbracht worden.

Der übermüthige Franke, der sich vermaß, den Großmeister in Europa spielen zu wollen und der aufsteigenden Germania in den Weg zu treten, sieht sich in einer Reihe von Riesenschlachten, die mit wunderbarer Einsicht und Kraft ins Werk gesetzt und durchgekämpft wurden, niedergeworfen. In dem Duell der beiden großen Völker ist dem gallischen Prahler auch nicht ein Schlag geglückt; ein Drittel seines Landes ist besetzt, die Festungen Ostfrankreichs genommen, die Heere sammt Napoleon gefangen nach Deutschland abgeführt oder in jammervoller Zerrüttung in die Schweiz gedrängt worden. Paris selbst hat seine Festen und Thore öffnen und dem Sieger den Zug durch sein Triumphthor gestatten müssen. Ein Friede ist abgeschlossen worden, wornach Elsaß mit Deutschlothringen — der Raub Frankreichs in unglücklichen Zeiten deutscher Zersplitterung — wieder zurückkehrt an das Mutterherz Germanias, und das alte Wort Vater Arndts: „Der Rhein ist Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze," ist in wunderbarer Schnelligkeit zur Wahrheit geworden, zum Staunen aller Völker der Erde.

Uns liegt es hier ob, die Personen, von denen unsere Geschichte erzählt, noch einige Schritte auf

ihrem Wege zu begleiten, um in diesem Kapitel mit ihnen abzuschließen.

Zunächst haben wir einen Todesfall zu berichten. Eugen von Horst, der Hofmarschall, ist 1867 im rauhen Monat März, der die ersten Blumen weckt und die Greise mitfortnimmt, lebensmüde in die Gruft seiner Väter hinabgestiegen, und es steht jetzt dort ein geschmackvoller Denkstein, worauf man seinen schönen Kopf en médaillon — weißer Marmor auf feinkörnigem grauen Sandstein — abgebildet sieht. Dies war von ihm selbst im voraus auf das Genaueste angeordnet worden. Emilie war ihm tröstend und, so weit sie konnte, helfend zur Seite gewesen, immer freundlich und mild nach ihrer liebevollen Natur. Unterstützt wurde sie von Magdalena, die mit größter Hingabe den Kranken pflegte. Zweimal war auch Reinhold aus Bonn gekommen.

Darauf folgte Emilie der Einladung ihres Oheims Hans, und es erwuchs jetzt dem alten, einsamstehenden Herrn durch die neue Genossin die schönste Häuslichkeit. Gleich in den ersten Tagen erklärte er, daß er von nun an Vaterstelle bei ihr vertreten, daß er ihre Ausstener bestreiten und ihr mit der Zeit die Hochzeit ausrichten werde.

Es war für ihn eine eben so neue als reizende

Aufgabe, diese Aussteuer, welche eigentlich auf wenige Gegenstände hätte beschränkt werden können, da Emilien Vieles aus des Vaters Nachlaß zugefallen war, in umfassender, würdigster Weise ins Werk zu setzen. Obgleich er nicht das Mindeste von diesen Dingen verstand, ließ er sich doch Alles vor seinen Rollstuhl bringen und fragte kreuz und quer, um schließlich doch zu thun, was Emilie ihm rieth. Höchstens wich er von ihr ab, wo sie aus Bescheidenheit das Geringere empfahl.

Das Glück fügte, daß Reinhold um die Zeit seiner Hochzeit einem Rufe nach Berlin Folge leisten durfte, und daß bald darauf ein passendes Quartier in dem Hause, wo Hans seit vielen Jahren wohnte, frei geworden war, so daß nun drei glückliche Menschen vom Herbst 1868 an unter einem Dache, ja auf demselben Stockwerk zusammen leben. Mit der Zeit sind zwei kleine Weltbürger hinzugetreten, und Onkel Hans ist der festen Ueberzeugung, daß er nun zweimal Großvater geworden sei.

Friedrich von Horst war schon im Winter nach dem Feldzuge von 66 zum zweiten Mal mit seiner Familie nach Rom gegangen, um dort seinen bleibenden Wohnsitz aufzuschlagen. Die ultramontane Luft wirkte auf ihn, wie auf hundert andere Schwächlinge. Angelika, die papistische Gattin, und

der Jesuitenpater Beccamorti, seit 1867 an dem Collegium de propaganda fide angestellt, der dem eitlen Mann den Orden vom goldnen Sporn erwirkte, leisteten dabei gute Dienste. Wenige Wochen nach des Vaters Tode erfolgte Friedrichs Uebertritt; zugleich wurde er Oberst bei der päpstlichen Armee. Als solcher stand er im November unter Waffen bei Mentana gegen Garibaldi. Bekanntlich fiel hier den Franzosen die Hauptarbeit zu; von den Thaten unseres deutschen Convertiten meldet die Geschichte Nichts, und er mußte es als eine besondere Gnade des Himmels ansehen, daß er am Tage nach der Schlacht in den Grafenstand erhoben wurde.

Den Verkehr mit der Verwandtschaft hatte Friedrich längst abgebrochen. An seinen Oheim, „den großen Ketzer," wie er in der Familie des Grafen heißt, schreibt er seit Jahren nicht mehr. Emilie erhält nur geschäftliche Briefe. In einem derselben vom Sommer 1870 erwähnte er mit wenigen Worten seiner glänzenden Stellung und der großen Eindrücke, die man in der heiligen Stadt durch das Concil empfange. Der Antwort Emiliens fügte Onkel Hans eine Epistel „an den gräflichen Schlüsselsoldaten" bei, aus der wir eine Stelle ausheben:

„Die Unfehlbarkeit des Papstes hat für mich

als Dogma keine Bedeutung. Die Kirche ist gewöhnt, ihren Creaturen Glaubenssätze zu octroyiren, die wider Erkennen und Wissen laufen. Auf einen Purzelbaum der Vernunft mehr oder weniger kommt es da nicht an. Wichtig wird die Sache erst dann, wenn die Schäflein, die bisher blindlings nachgesprungen sind, diesmal stutzig werden sollten. Ein Bruch in der Kirche und das gegenwärtige Deutschland mit dem protestantischen Kaiser an der Spitze und mit Bismarck am Ruder, das könnte sehr interessant werden."

Von Magdalena ist noch zu berichten, daß sie wirklich in den Orden der Barmherzigen eingetreten und schon im Herbst 1869 zur Oberin eines diesem Verein angehörigen Klosters in Oesterreich bestimmt worden ist. Da sie ihr Weg über Königinhof führte, besuchte sie das Grab, das dort Rudolf unter den Eichen neben seinem Freunde gefunden hat.

Das Städtchen, dem sie gegenwärtig angehört, kommt ihr verdienter Weise mit unbegrenzter Liebe entgegen. Eine hohe Freude wurde ihr zu Theil, als Reinhold und Emilie, das glückliche Paar, sie um Ostern 1870 besuchten.

Die großen Wetterschläge des bald darauf folgenden Krieges haben Magdalena, so sehr sie sonst allen Händeln der Welt abgewendet steht, nicht un=

berührt gelassen. Sie hat nicht allein mehrere Schwestern nach Frankreich entsendet, sondern selbst Verwundete in den Krankenzellen ihres Klosters untergebracht. „Es sind ja Rudolfs Brüder," schrieb sie an Emilie, „die dem Vaterland ihr Blut dargebracht haben."

Branitzky hat die über ihn verhängte Strafe längst überstanden. Seine Beredsamkeit hat sich noch glänzender entfaltet; die Predigten auf seinen Missionsreisen sind eben so viele Triumphe. „Das ist ein Falke, den ich gebeizt habe," sagte Beccamorti zu dem Ordensgeneral.

Uebrigens ist dieser alte Jesuit in Rom am Tage, da die Italiener einzogen, gebrochenen Herzens gestorben.

Werfen wir jetzt noch einen Blick auf die Katzianer. Im October 1866 herrschte dort großer Jubel, indem die Doppelhochzeit Silberblicks mit Genoveva und Heinzes mit Röschen begangen wurde. Es ist der Aufzeichnung werth, daß Silberblick an diesem Tage, dem Schwiegervater zu Gefallen, in einerlei Tuch, nämlich im schwarzen Frack erschien. Da Dünnbier kurz zuvor in den Ruhestand getreten war, schiffte man an der Scylla einer langen Traurede vorbei; aber man fiel dafür beim Hochzeits-

schmaus in die Charybdis eines unendlichen Toastes, der wenigstens sitzend angehört werden konnte.

Auf einer Hochzeitsreise, die dann Heinze mit Röschen nach dem Rhein unternahm, versäumte er nicht — seinem in Langensalza am Todbett des jüdischen Soldaten gegebenen Versprechen getreu — die Familie Herzig in St. Goar aufzusuchen, und es braucht kaum gesagt zu werden, daß er dort die dankbarste, herzlichste Aufnahme fand. Als das junge Paar dann einige Tage später von der Yburg bei Baden — dies war das Ziel ihrer Reise — das schöne Elsaß, wie eine Landkarte, vor sich ausgebreitet sah, wer hätte ihm damals gesagt, daß wir dies Land sobald unser nennen würden?

Noch muß erwähnt werden, daß auch unser alter Freund Markus Katz sich, wie Dünnbier, in den Ruhestand begeben hat und jetzt ein Landhaus vor Potsdam bewohnt, wo er Spargel von ausgezeichneter Güte baut, während die Gattin, welcher das Leben auf dem Lande trefflich bekommt, Blumenzucht treibt und — als Ersatz für das Veilchen, welches sie in jenem Liede zu zertreten pflegt — hundert andere erzielt.

Ein anderer Spargel, nicht der Erde, sondern einer Menschenmutter Sohn: Titus Schneller, lag seit dem Schluß des böhmischen Kriegs der kleinen

Friederike Nacht und Nacht im Sinn, und auch er stand in verzehrenden Flammen. Er war jetzt erster Commis in der Weinhandlung und pflegte in seinen Mußestunden auf einem Velocipède, das er seiner Größe wegen sich eigens hatte bauen lassen, rittlings vor dem Landhause zu erscheinen. Seine Liebeserklärung, die man in dem Hause Katz seit Monaten erwartete, kam sehr schwer zu Tage. Er fürchtete ein Veto von Katz, der ihn eines Sonntags in der Uniform eines Landwehrleutnants — denn zu dieser Würde war er emporgestiegen — auf dem Comptoir gesehen und im Gespräche mit Spitzius — hörbar für ihn — „Haselant" geheißen hatte. So oft sich nun das Wort: „Ich liebe" hervor drängen wollte, schoß der „Haselant" dazwischen, und das süße Geständniß erstarb. Aber endlich stürzte sich Titus doch, gewissermaßen mit geschlossenen Augen, in den Abgrund und machte sein Liebes-Pronunciamento. Friederike war gerade im Garten beschäftigt, die Erde von einem Salatkopf zu schütteln, als ihm das Herz auf die Lippe sprang mit den Worten: „Friederike, werfen Sie den Salatkopf weg! Ich liebe Sie!"

Und das holde Mädchen lächelte ja! und reichte mit erdigen Händen an der Pappel empor, um von jetzt an deren Epheu zu sein. Vater Katz rief

bravo! Noch vor der Hochzeit trat Titus in das Geschäft als Compagnon ein.

So hat also Katz, nachdem er merkwürdiger Weise, unter den Augen der grimmen Bellona, drei Töchter verheirathet, im Frieden die vierte „placirt", wie er sich ausdrückt, und die Sage geht, daß sogar auch Hedwig, die wilde Hummel, ihr Herz zu vergeben im Begriff steht — nicht an den rothbackigen Commis Jähnicke, der seit einiger Zeit die Angel nach ihr wirft, sondern an jenen Quartaner Oskar, mit dem sie, wie im ersten Capitel berichtet worden, in dem Alter von elf Jahren ein romantisches Verhältniß unterhielt. Der Quartaner ist soeben als Fähnrich zur See aus China zurückgekehrt und hat sich in Potsdam zum Besuche eingestellt. Im Gegensatz zu Genoveva, gibt Hedwig der Marine den Vorzug, und auch Herr Katz, als geborener Hanseat, ist dieser Ansicht. „Seeoffiziere," sagt er, „sind nicht zweierlei Tuch." Hat Oskar erst das Leutnants-Patent in der Tasche, so wird er in Hedwigs Besitz gelangen.

Indeß so die jüngeren Töchter heirathen, erfreut Frau Engel ihren Vater mit Enkeln und Enkelinnen. Spitzius widmet ihr, nach wie vor, eine grenzenlose Verehrung. Er hat das dritte Kind der Frau Principalin aus der Taufe gehoben; es heißt nach ihm — nicht nach Engel — Alexander. Wenn

er, von dem Hauptbuch aufschauend, durch das Fenster den Kleinen auf dem Arm der Mutter oder des Mädchens sieht, geht Sonnenschein über sein blasses Gesicht. Er trommelt an die Scheibe, lächelt und nickt ihm zu. Er trägt es, wenn er Zeit hat, in dem Garten umher, pfeift und singt ihm. Aus einer großen Dose, die er in der Tasche führt, holt er von Zeit zu Zeit einen Biscuit hervor, um „sein Vögelchen zu ätzen." In seinem Pulte liegt ein Testament, worin er dem Kinde Alles, was er besitzt, vermacht hat. In dem Comptoir geht die Sage, daß der kleine Alexander Engel der einzige Sterbliche sei, der in das Hauptbuch einen Klecks machen dürfe, ohne sich von Spitzius eine strenge Rüge zuzuziehen.

Käthchen, der Blaustrumpf, findet sich mehr und mehr in ihr Schicksal, Familientante zu sein — eine Rolle, die ihr viele Beschäftigung gibt, da bis jetzt, außer den vier Englein, zwei Silberblicke, ein Heinzelmännchen, und drei Titusse vorhanden sind. Die drei Titusse (ein Einling und Zwillinge) sind natürlich eben so spargelartig, wie der Vater. In ihren Mußestunden studirt Katinka gegenwärtig den Stabreim in Jordans Nibelungen. Neulich wurde sie von der wilden Hummel belauscht, wie sie, feierlich um die Garnwinde schreitend, ein schreien=

des Kind, mit den folgenden recitativisch vorgetragenen Versen zu beschwichtigen suchte:

Weißliche Wolle
Wind' ich mir auf,
Stricke die Strümpfe
Für schreiende Scharen
Von Neffen und Nichten,
Nehme der Nadel
Stechenden Stahl,
Dunkle Gedanken
Im Herzen hegend —
Alternde Jungfrau,
Der Jugend zu Dienst.

Peter Peter hat sich im Hause Katz unmöglich gemacht. Kurz nach dem Siegesfest kaufte er eine dem Krieg entstammende Granate, die noch nicht entladen war, und gebrauchte sie harmlos auf seiner Dachstube bei heimlichen Rauch-Orgien als Aschenbecher. Eine Explosion erfolgte, welche die Familie Katz in noch größeren Schreck versetzte, als an jenem Abend, da er Bauch redete. Obwohl belastet mit Katzens Bannfluch, fand er doch eine Stelle bei Stierke, in dessen Laden er künstliche Glieder verkaufte.

Das Kriegsjahr 1870 rief ihn unter die Waffen. Die gute Verpflegung, die er bei einem reichen Bauern in Deutschlothringen fand, rührte ihn so tief, daß er dem Werben des Vaters für die einzige Tochter — denn die Initiative ging nicht von

ihm aus — Gehör gab und weniger heirathete als geheirathet wurde. Seitdem baut er Gerste und Hopfen und braut Bier, indem er das Seinige dazu beiträgt, das ehemalige Mosel-Departement zu germanisiren.

Was die beiden Heringsdorf angeht, so wandelt der Leutnant — denn als solcher machte der vormalige Fähnrich den Franzosenkrieg mit — ohne Zweifel zum großen Bedauern des schönen Geschlechts, nicht mehr unter den Lebenden; eine Granate vom größten Kaliber aus dem Rachen des „Onkels Baldrian" machte vor Paris seinem jungen Leben ein rasches Ende.

Sein Bruder, die Sardelle, hat bei der Berliner Bibliothek eine Anstellung gefunden, die sich besser für ihn eignet, als der Verkehr mit den bösen Primanern. Abends liest er Onkel Brennecke, dessen Augen schwach geworden, die Annoncen aus Tante Voß. Katinka und er hätten, trotz des für ihn ungünstigen Altersunterschiedes, ein Paar werden können, wären sie zusammen auf einer wüsten Insel ausgesetzt worden. So aber wird er nie den Heroismus in seiner Brust finden, den frevelhaften Schritt einer Liebeswerbung zu thun.

Franz trat den Krieg gegen Frankreich als Unteroffizier an und zeichnete sich bei jeder Ge=

legenheit durch eben so viel Klugheit und Scharfsinn, wie durch Tapferkeit aus. Am 9. Januar 1871 kämpfte er bei Villersexel unter Werder gegen Bourbakis vierfache Streitmacht. Seine Compagnie verlor sämmtliche Offiziere, und er selbst, der neunzehnjährige Unteroffizier, führte sie durch das heftigste Granatfeuer zum Sieg. Sein Lohn war das eiserne Kreuz und ein Leutnantspatent. Hat er erst den Offiziersdienst gründlich erlernt, so wird er zum Generalstab commandirt werden, um unter Moltkes Augen Studien zu machen.

Ich hoffe nun den Leser über das Schicksal sämmtlicher Personen dieser Geschichte beruhigt zu haben und nicht in den Fehler jenes Dichters verfallen zu sein, der einen Menschen im ersten Theil seines Romans unter ein Faß versteckte und ihn im zweiten hervorzuholen vergaß. Da sitzt nun der arme Teufel unter der Tonne bis zum jüngsten Tag!

Ja so! den schwäbischen Oberamtmann Heigele, dem wir im achten Kapitel begegneten, muß ich noch erwähnen. Engel traf ihn neulich in einem Gasthof zu Frankfurt am Main und rief ihm aus der Ferne zu: „Nun, was macht Karl Mayer? Wird er nächstens Präsident der Republik Süddeutschland oder Schwaben?“

„„Ach, schweige Se von dene Narrensposse! Was geht mich der verrückte Mensch und seine vermaledeite Republik an?““

„Wie, Sie verleugnen Ihren Apostel?“

„„Wir Schwabe sind jetzt auch g'scheidt worde und halte zum' deitsche Kaiser. Wenn nur der Hölzl, unser bairischer Freind von damals, da wär', der thät' g'wiß in e i n Horn mit uns blase. Wisse Se was, ich geb' e' Flasch vom beschte Ridesheimer zum Beschte; wir wolle de Kaiser Wilhelm und das vereinigte Deitschland lebe lasse. He, Kellner!““

Was können wir Besseres thun, als einstimmen in den Trinkspruch des wackern Schwaben? Die romanische Welt sinkt, die germanische steigt, und das Herz Europas, das seit der großen französischen Revolution nicht aufhörte zu zittern, wird endlich ruhigeren Schlag gewinnen. Dafür steht Germania ein, die den Frieden mit starkem Arm gegen Frankreich, gegen Rom, gegen — wer es auch sei, behütet.

E n d e.

Dr… von … mburg …S.